Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
LYRASIS members and Sloan Foundation

http://www.archive.org/details/biographiendespl06plut

7

Zitterer inv. L. Maillard sc.

Aspasia wurde herbeigerufen, und erwählte wider alle Erwartung den Darius

Biographien des Plutarchs

mit Anmerkungen

Von

Gottlob Benedict von Schirach

Sechster Theil

Pompeius Magnus.

Wien und Prag

bey Franz Haas 1796.

Sr. Exellenz

dem

Herzoglich-Braunschweig-Lüneburgischen

Herrn geheimen Rathe

von Floegen

in Braunschweig.

PA
4376
V6
1796
v.6

Vorrede.

Die Verbindlichkeiten, welche mich Ew. Excellenz verpflichten, sind so groß, daß eine öffentliche Darlegung meiner dankvollsten Verehrung nur ein geringer Tribut ist. Es würde meiner Empfindung eine befriedigende Beruhigung seyn, wenn ich hier nur einen geringen Theil derjenigen großen Verdienste bekannter machen, und rühmen dürfte, welche Sich Ew. Excellenz um die Wissenschaften überhaupt, und um das Beste unsrer Universität, auf eine so vielfältige, wohlthätige, und edelmüthige Art erworben haben, daß die blosse Erzählung derselben schon die Stelle einer der merkwürdigsten und weitläuftigen Biographien einnehmen, und wichtiger für das Interesse der Guten und Edlen unter den Menschen seyn würde, als viele Lebensbeschreibungen großer Städteverwüster, und vieler durch die Geschichte wegen ihrer, oft ehrgeizigen, oft schädlichen Betriebsamkeit, verewigten Staatsmänner. Allein die Bescheidenheit, welche wie immer, auch bey Ihnen, die Begleiterin wahrer und erheblicher Verdienste ist, erlaubt mir eben so wenig, hier meiner Empfindung Gnüge zu leisten, als ich selbst eine dergleichen, in Zuschriften so gewöhnliche, Lobrede für würdig genug halten kann, Ew. Excellenz gewidmet zu werden. Die dankbaren Herzen der Mitglieder dieser Universität, und einer unzählichen Menge andrer durch Ihre wohlthätige Verwendung

beglückter Unterthanen des ewig theuren, anbetungswürdigen Fürsten, der auch durch Ew. Excellenz seine Gnade so mannichfaltig verbreitet, werden durch ihr spätestes Andenken Ihnen die würdigste Lobrede halten, und die Universität bewahrt auf immer die kostbarsten Denkmäler Ihrer weisen und thätigen Vorsorge für die Verbesserung, und Vervollkommnung der Wissenschaften, und der Anstalten zur Veredlung des menschlichen Geschlechts in einem großen weitläuftigen Wirkungskreise. — Ich bitte hier bloß um Erlaubniß, von dem Eifer meiner unendlichen Dankbarkeit, und unbegrenzten Hochachtung ein schwaches Zeugniß abzulegen, und in dieser Absicht Ew. Excellenz diesen sechsten Theil meiner Uebersetzung der Plutarchischen Biographien, und einige wenige Bemerkungen über einen philosophisch-historischen Gegenstand widmen zu dürfen.

Nirgends kommt in der Geschichte mehr die Abwechslung der Schicksale der Menschen vor, als in Lebensbeschreibungen, und kein Schriftsteller ist ein mehr sorgfältiger Beobachter derselben als Plutarch. Ich bin daher durch verschiedene Stellen seiner Biographien schon längst veranlaßt worden, über die nicht unmerkwürdigen Begriffe der Alten von dem Glücke, und über das was aus der Geschichte darüber erhellet, und wodurch das Glück gleichsam so wirkend erscheint, Betrachtungen anzustellen.

Die allgemeinern Ideen der Alten, daß alle Begebenheiten und Schicksale der Menschen von gewissen Untergöttern, oder Dämonen, regiert würden, und denselben zuzuschrei-

ben wären, ist zu bekannt, um hier mehr als einer Erwähnung zu bedürfen. Merkwürdiger ist es, daß selbst die Philosophen und aufgeklärtesten Köpfe aus Ueberzeugung glaubten, daß es besondere Schutzgeister für die Menschen gäbe, welche ihr Glück und auch ihr Unglück verursachten. Der Schutzgeist, τὸ δαιμόνιον, kommt bey den alten griechischen Schriftstellern, und vornehmlich beym Plutarch häufig vor. Dieser pflegt fast alle besondre Begebenheiten einem solchen Dämon zuzuschreiben, und ich könnte viele Seiten mit Citaten von dergleichen Stellen anfüllen. Am weitläuftigsten drückt er sich darüber in den Lebensbeschreibungen des Timoleon und Sylla aus, welche beyden Männer allerdings ganz ausserordentliche und besondre Glücksfälle hatten.

Daß das Glück, oder der Dämon des Glücks für eine wirkende Ursache gehalten worden, beweißt unter andern eine bemerkenswerthe Stelle im Leben des Timoleons. *) „Man bewunderte die sonderbare Fügung des Glücks, welches eines durch das andere bewirkt, und die weit von einander entfernten und verschiedensten Dinge, die nichts mit einander gemein haben, zusammen verbindet, und sie unter einander zu Endzwecken und Ursachen machet.“ Dieses Glück wird gleich darauf ausdrücklich δαίμων συλλάττων genannt.

Eben so deutlich ist die Anmerkung Plutarchs im Leben des Sylla über den Timotheus, welcher unzufrieden war, daß man so viel

*) 3. Th. dieser Biogr. des Plut. S. 23. In Edit. Reisk. Tom. II. pag. 200.

von seinen Thaten dem Glücke, und nicht seiner Klugheit und Tapferkeit zuschrieb. „Der Dämon rächte sich, sagt Plutarch, an dem ehrgeizigen Timotheus nachher so sehr, daß er nichts vorzügliches mehr verrichten konnte, sondern ihm alle Unternehmungen fehlschlugen" *)

Sylla nannte sich öffentlich den Glücklichen, und schrieb seine größten und herrlichsten Thaten seinen guten Dämon zu. Dieser erste Ueberwinder der vorher ganz unüberwindlichen Macht und Herrschaft erklärte in einer öffentlichen Rede an das ganze versammelte römische Volk, daß er das meiste Gute in seinem Leben dem Glücke zu danken habe, daß man ihn nicht den siegreichen oder grossen, sondern den glücklichen nennen sollte, und diesen Beynamen gab er sich selbst in seinen Staatsverordnungen und öffentlichen Schriften. **) Er bestätigte diese seine auf Erfahrung gegründete Meynung in den Denkwürdigkeiten seines Lebens, welche er selbst herausgab. Er rieth seinem Freunde Lucullus, nichts für sicher und gewiß zu halten, als was ihm der Dämon des Nachts eröffnen würde. ***) Er bemerkte in eben dieser Schrift, daß „dasjenige was er nach weiser Ueberlegung gethan, ihm immer fehlgeschlagen, dasjenige aber, was er wegen ereigneter Umstände ohne Ueberlegung gewagt habe, immer glücklich ausgefallen sey."

*) S. 202. des 4. Th. dies. Biogr. p. 80. T. III. ed. Reisk.
**) S. 257. des 4. Th. pag. 151. sequ. ed. Reisk.
***) S. 203. des 4. Th. pag. 81. ed. Reisk.

Dieses Geständniß des Sylla werden wohl die meisten Menschen, wenn sie die Schicksale ihres Lebens betrachten, thun müssen, und die Sieger, und großen Fürsten ganz vorzüglich. Daher auch die Marquise von Pompadour, in den Nachrichten, die sie von ihrem Leben selbst herausgegeben, die Anmerkung macht, die Fürsten würden so sehr von den untergeordneten Ursachen regiert, daß sie sehr oft das nicht könnten, was sie leicht zu können glaubten, und bey weitem nicht so mächtig wären, als der allgemeine Wahn sie hielte. Sie selbst habe mit Ludwig dem XV. sehr häufig diese Erfahrung gehabt.

Alexander, der Schüler des Aristoteles, dieses großen griechischen Philosophen, gieng in seiner Idee von der Wirkung des Dämons des Glücks so weit, daß er so gar befürchtete, „der Dämon möchte nach seinem Tode die Oberherrschaft seiner Reiche und Heere einem schlechten unwürdigen Menschen zuwenden." *)

Plutarch entschuldigt Alexandern wegen der Ermordung des Klitus damit, „daß die Hitze und Trunkenheit des Königs nur dem Dämon des Klitus habe Veranlassung zu desselben Unglück geben müssen" und schreibt dadurch offenbar seinen Mord dem Dämon zu. **)

An sehr vielen Stellen führt Plutarch die Göttin Nemesis als die Ursache der Unglücksfälle, oder Verbitterung des besten Glückes

*) S. 233. dieses 6. Th. der Plut. Biog. pag. 127. ed. Reisk.

**) S. 222. dieses 6. Th. der Plut. Biograph. p. 113. ed. Reisk.

der Menschen an, und die Idee war wirklich auch dem weisesten eigen, daß eine gewisse neidische Gottheit immer das Glück und Vergnügen der Menschen mit einem Theile von Unlust oder Mißvergnügen zu vermischen, und zu verbittern pflege. Daß sich dieses sehr oft ereigne, und es nicht leichtlich im menschlichen Leben ein ganz reines, durch keine Nebenempfindungen vom Unangenehmen dazwischen kommenden, gestörtes Glück und Vergnügen giebt, werden Männer von langer Erfahrung und reifem Nachdenken gestehen müssen.

Die deutlichsten Stellen in den Biographien des Plutarchs von diesem höherem Wesen, Νεμεσις genannt, welche Göttin auf ein großes Glück eines Menschen immer eine Art von Unfall oder Demüthigung kommen liesse, und überhaupt unter die Freude des menschlichen Lebens Schmerz mische, finden sich in dem Leben des Aemilius Paulus *). Dieser eben so glückliche als philosophische General ermahnt in einer vortrefflichen Rede nach der Ueberwindung des Perseus, seine jungen über den Sieg frohen Officiere, dadurch zur Mäßigung, daß sie nicht wüßten, was für eine Demüthigung, (νεμεσιν) ihnen der Dämon für das gegenwärtige Glück auf die Zukunft zubereiten möchte. Und da er selbst, in der Folge, während seines herrlichen Triumphs, durch den Verlust seiner zweyen Söhne in Trauer versetzt wurde, so erklärte er in einer öffentlichen Rede vor der Versammlung des römischen Volks, „daß er bey seinem bisherigen Glücke „sich schon längst für den Dämon des Glücks

*) Th. 3. S. 107. dieser Uebersetzung.

„gefürchtet habe, weil er wisse, daß den Sterb„lichen kein großes Gut rein, und ohne Ein„mischung eines widrigen Dämons geschenkt „werde." Eben diese Meynung äußert Plutarch, als seine eigne, wenn er diese Begebenheiten des Aemilius Paulus erzehlt *).

Einige giengen in dieser Idee so weit, daß sie sogar der menschlichen Klugheit und Betriebsamkeit die Wirkung auf Glück und Unglück meistens absprachen, und alle Begebenheiten der Menschen für Wirkungen des Dämons hielten, welche übertriebene Meynung Plutarch in einer besondern Schrift widerlegt, ob er gleich den Sinn desjenigen Verses, den er zum Thema seiner Abhandlung gemacht, nicht getroffen, und dem Dichter zu viel gethan zu haben scheint **).

Der gründlichste Philosoph des Alterthums drückt sich über diese Meynung so aus, (ob er gleich auch hierinnen, wie durchgehends, absichtlich kurz und dunkel ist, weil er wollte, wie er selbst an Alexandern schrieb, seine Leser sollten ihn nicht völlig verstehen, und indem sie etwas wüßten, doch nichts vollkommen wissen,) — daß man sieht, er statuire ebenfalls ein besonderes höheres Wesen, welches das Glück und Unglück der Menschen bewirke. Er unterscheidet Glückseligkeit, εὐδαιμονιαν, und Glück εὐτυχιαν, jene hält er für die Wirkung einer vollkommen tugendhaften Seele ***): die-

*) Am angef. Orte seq. Tom II. ed. Reisk.

**) Vid. Plutarch. libell. de Fortuna. Opp. Tom II. pag. 97. sequ. ed. Xiland.

***) Vid. Aristot. Opp. Tom. II. Ethic. ad Nicomach. Libr. I. cap 13. p. m. 18. it. Ibid. Eudemior. Libr. II. cap. 1. pag. m. 254.

ses für das Werk eines höhern Wesens, das der menschlichen Vernunft analog, aber von derselben verschieden sey, daher auch öfters Menschen aus Dummheit glücklich wären,*) und er unterscheidet sorgfältig dasjenige Gute, was durch menschliche Eigenschaften hervorgebracht werde von demjenigen, was das Glück verursache, und wendet dieses sogar auf die Staatsverfassungen an. **)

Die Lehre der Sokratiker, und des Sokrates selbst, des Plato, und andrer aus dieser Schule, von der Wirkung der Schutzgeister, sind allgemein bekannt, und bedürfen hier nur der blossen Erwähnung.

Nicht allein die Griechen und Römer, sondern fast alle Völker, die einige bestimmtere Religionsbegriffe haben, hegten die Meynung, und haben bis jetzt noch den Glauben, daß gewisse höhere Geister die Begebenheiten der Menschen regieren. Die Juden trieben in den spätern Zeiten ihrer Staatsverfassung diese Idee bis zum Aberglauben. Die orientalischen Völker haben noch jetzt, insgesamt, auf verschiedene Art dergleichen Religionsbegriffe.

Selbst die christliche Religion widerstreitet dem Satze nicht, daß es gewisse höhere Wesen geben kann, welche auf Gottes Befehl, oder dessen Zulassung, Einfluß auf die Schicksale der Menschen haben. Die Existenz der Engel, und aller Mittelgattung von Geschöpfen zwischen den Menschen und Gott, mit den neologischen Theologen zu verwerfen, halte ich für keine annehmungswürdige Meynung,

*) Eudemior. Lib VII. cap. 14. p. m. 369.
**) Politic. Libr. VII. cap. 13. p. 553.

wenn man auf Philosophie, heilige Schrift, Geschichte der Welt und Menschen, und die besten und weisesten Männer die jemals gelebt haben, Aufmerksamkeit hat. —

Allein ich gerathe hier auf einen Abweg, von welchen ich mich sogleich wieder entferne, da hier der Ort nicht ist, diesen Gegenstand zu behandeln. — So viel ist gewiß, und durch die Geschichte und Erfahrung bewiesen, daß fast alle großen und glücklichen Menschen, nicht wie sie dachten, sondern wie sie nicht dachten, nicht auf die Art und Weise, und nach allen den Umständen, die sie sich vorgebildet hatten, sondern auf eine von ihnen unvorhergesehne, durch untergeordnete Ursachen herbeygeleitete Weise, ihre Glücksfälle erhielten. Eben dieses wird der Aufmerksame bey den größten und wichtigsten Begebenheiten gewahr.

Cäsar war in den bedrängtesten Umständen, im Mangel der Lebensmittel, geschlagen, vom Feinde herumgetrieben, selbst ohne Hoffnung das äußerste einer Schlacht, welche Pompejus sorgfältig vermied, wagen zu können, er ließ die Armee aufbrechen, um weiter fortzuziehen; da rückte Pompejus an, da schlug er ihn, da ward er Sieger der ganzen römischen Macht. Binnen wenigen Stunden war er aus der größten Noth in das höchste Glück versetzt. — Auf ähnliche Art wurden die meisten Siege gewonnen, die meisten Festungen erobert, die größten Revolutionen bewirkt. Auf ähnliche Art machten die meisten glücklichen Menschen ihr Glück.

Ludwig der XIV. sah sein Reich und seine

Macht auf der Spitze des Verderbens, und hatte schon den Alliirten vergeblich die größten Aufopferungen angeboten. Sie wurden nicht angenommen, er befand sich in der äussersten Gefahr: da mußte eine kleine unwichtige Begebenheit in dem königlichen Zimmer zu St. James auf einmal alles ändern. Die Herzogin von Marlborough verlor, wegen einer auf das Kleid der Madame Masham geschütteten Tasse Kaffe, die Gnade der Königin. Daraus erfolgte ihr Sturz, der Sturz ihrer Anhänger, die Veränderung des Ministeriums, des Parlaments, der Staatsmaximen, das schönste Glück Ludwigs des XIV. der Friede zu Utrecht.

Man könnte unzählige gleiche Beyspiele anführen: man könnte mit deren Anführung ganze Bücher anfüllen. —

Die göttliche Vorsehung zeigt durch solche Beweise, es sey unmittelbar oder durch höhere Wesen, ihre Allmacht den schwachen Menschen, und regiert allein über alles. Und sie lenkt der Staaten und Menschen Schicksale mit unbegreiflicher Weisheit.

Auch für das Gute, was sie Ew. Excellenz ertheilt, und dafür, daß sie mir Dero gnädiges Wohlwollen schenkte, preise ich sie, und bitte um die Fortdauer dieser hochgeneigten Gewogenheit mit gleichem Vertrauen und Eifer, mich dieser unschätzbaren Wohlthaten immer würdiger zu machen.

Pompejus.

Das römische Volk zeigte gleich vom Anfange an gegen den Pompejus diejenige Gesinnung, welche der Prometheus des Aeschylus gegen den Herkules, da er von ihm errettet wurde, äusserte:

„Theurer Sohn des mir verhaßten Vaters!" *)

Denn gegen keinen Feldherrn haben die Römer einen so heftigen und grausamen Haß bewiesen, als gegen den Strabo, den Vater des Pompejus, vor dem sie sich, so lange er lebte, wegen seiner kriegerischen Eigenschaften fürchteten, und nach seinem Tode, da er vom Donner erschlagen wurde, seinen Körper bey dem Leichenbegängnisse von der Baare rissen, und mit Schimpf überhäuften. Und gegen niemanden bewiesen sie im Gegentheile eine heftigere Liebe, die früher angefangen, und mit dem Glücke sich so vermehrt, und im Unglücke so standhaft ausgehalten hätte, als gegen den Pompejus. Der Vater zog sich seinen grossen Haß bloß durch das einzige Laster seiner unersättlichen Geldgierde zu: der Sohn erwarb sich die allgemeine Liebe durch viele gute Eigenschaften, durch Mäßigkeit in seiner Lebensart, Geschicklichkeit im Kriege, Beredtsamkeit, rechtschaffnen Charakter, und eine solche Ge-

*) In der Tragödie des Aeschylus, der losgelassene Prometheus, welche verloren gegangen.

fälligkeit gegen jedermann, daß niemand sich lieber, als er, um etwas bitten ließ, und mit mehrerer Bereitwilligkeit diente. Er pflegte Gefälligkeiten auf eine angenehme Art zu erweisen, und auf eine würdige Art anzunehmen.

Er hatte eine sehr vortheilhafte Gesichtsbildung, welche ihm Gunst und Zuneigung erwarb, noch ehe er zu sprechen anfieng. Seine Freundlichkeit war mit einer gefälligen Würde verbunden, und in der Munterkeit und Blüthe seiner Jugend zeigte sich zugleich ein gewisses gesetztes und majestätisches Wesen. Seine Haare standen ihm etwas in die Höhe, und aus der Munterkeit seiner Augen schimmerte etwas sanftwollüstiges hervor, daher man auch zwischen seiner Physiognomie und der in den Statüen des Alexanders eine Aehnlichkeit bemerken wollte, die sich aber nicht findet. Anfänglich ließ sich auch Pompejus nicht ungern von vielen Personen den Namen Alexander beylegen, deswegen ihn auch einige nachher aus Spott so nannten. Und eben deswegen sagte Lucius Philippus, ein gewesener Consul, als er für den Pompejus eine gerichtliche Rede hielt, er thue etwas ganz natürliches, daß er als Philippus den Alexander lieb habe.

Man erzehlt, daß eine gewisse Buhlschwester, Flora, sich noch in ihrem Alter öfters an den vormaligen Umgang mit dem Pompejus erinnert, und dabey gesagt, daß sie sich niemals habe von ihm entfernen können, ohne ihn vor Heftigkeit der Liebe gebissen zu haben. Eben diese soll auch erzehlt haben, daß ein Freund des Pompejus, Geminius, Neigung auf sie geworfen, und ihr sehr zugesetzt

habe, da sie sich aber seinen Zumuthungen, wegen der Liebe zum Pompejus, entzogen, habe Geminius selbst mit dem Pompejus darüber gesprochen, und dieser es ihm verstattet, aber nachher der Flora sich nie wieder genähert, noch sie besucht, ob es gleich geschienen, als wenn er sie noch liebte; sie, die Flora, habe dieses nicht, nach Art der Buhlerinnen, gleichgültig ertragen können, sondern sey aus Sehnsucht und Traurigkeit eine lange Zeit krank gewesen. Und diese Flora soll eine so berühmte Schönheit gewesen seyn, daß Cecilius Metellus, da er den Tempel des Castor und Pollux mit Statüen und Gemälden ausschmücken ließ, auch die Flora, wegen ihrer Schönheit, hat abmahlen und ihr Bildniß in dem Tempel aufhängen lassen.

Gegen die Frau seines Freygelassenen, Demetrius, der das meiste bey ihm galt, und nach seinem Tode ein Vermögen von viertausend Talente hinterließ, soll sich Pompejus, wider seine Gewohnheit, strenge und unfreundlich bewiesen haben, aus Furcht vor ihrer hinreissenden allgemein berühmten Schönheit, damit es nicht schiene, als wenn er von ihr eingenommen wäre. So besorgt er aber auch Vorwürfe von dergleichen Art zu vermeiden suchte, entgieng er doch auch hierinnen nicht dem Tadel seiner Feinde, welche ihn beschuldigten, daß er aus zu grosser Liebe gegen seine Gemahlinnen, und um ihnen Gefälligkeiten zu thun, das gemeine Beste vernachlässige und verriethe.

Von seiner frugalen Mäßigkeit im Essen und Trinken führt man folgende Anecdote an. Bey einer Krankheit und Mangel an allem Appetite ver-

ordnete ihm der Arzt eine Drossel zu essen. Man gab sich vergebliche Mühe, da es ausser der Jahrszeit war, sie zum Kaufe zu bekommen: endlich sagte jemand, man würde sie beym Lucullus bekommen können, der sie im Sommer mästen liesse; aber Pompejus antwortete: „Also sollte Pompejus nicht leben, wenn Lucullus nicht schwelgte?“ *) richtete sich nicht nach der Verordnung des Arztes, und ließ sich etwas, das leichter zu bekommen war, zubereiten.

Er war noch sehr jung, als er unter seinem Vater dem Feldzuge gegen den Cinna beywohnte, wo er einen gewissen Lucius Terentius zu seinem Freunde und Mitgenossen im Zelte hatte. Dieser Mann war vom Cinna mit Gelde gewonnen worden, den Pompejus umzubringen, indessen seine Mitverschworne das Zelt des Feldherrn in Brand stecken sollten. Die Sache wurde dem Pompejus beym Abendessen verrathen. Aber er ließ sich dadurch nicht aus seiner Fassung bringen: er trank vielmehr stärker als gewöhnlich, und bezeigte sich gegen den Terentius sehr lustig. Als sich aber alles zur Ruhe begeben hatte, schlich er sich heimlich aus dem Zelte davon, stellte bey seinem Vater eine Wache, und verhielt sich übrigens ganz ruhig. Terentius stand indessen, wie er glaubte, daß es Zeit sey, mit gezogenem Schwerdte auf, trat vor das Bette des Pompejus, und stach und hieb, in der Meynung, daß er darinnen läge, zu vielenmalen in dasselbe herein, worauf sogleich die ganze Armee, die

*) S. den 4. Th. dieser Uebers. des Plutarchs S. 384. f.

ihren Feldherrn haßte, in Bewegung gerieth. Die Soldaten empörten sich insgesammt, ergriffen die Waffen, und brachen die Zelter ab. Der Feldherr wagte es nicht, aus Furcht vor dem Tumulte, sich öffentlich sehen zu lassen. Aber Pompejus gieng mitten unter den Truppen herum, und bat sie mit Thränen, ruhig zu seyn. Endlich warf er sich selbst am Ausgange des Lagers auf die Erde, und sagte in dieser Lage mit Thränen, daß diejenigen, die das Lager verlassen wollten, über ihn treten müßten, worüber denn alle aus Schaam zurückwichen, und das ganze Heer, nur achthundert ausgenommen, sich wieder beruhigten, und mit ihrem Feldherrn sich versöhnten.

Gleich nach dem Tode des Strabo, seines Vaters, wurde Pompejus, wegen der von seinem Vater untergeschlagenen öffentlichen Gelder, vor Gericht gezogen. Er machte aber ausfindig, daß ein Freygelassener, Alexander, das meiste von diesen Geldern entwendet hatte, und überzeugte die Richter davon. Er wurde aber selbst auch angeklagt, daß er von der Beute zu Asculum verschiedene Jagdnetze und Bücher sich zugeeignet hätte. Er hatte sie auch wirklich von seinem Vater, der Asculum erobert hatte, erhalten, aber nachher wieder verloren, da die Soldaten des Cinna, bey dessen Rückkunft nach Rom, in sein Haus gebrochen waren, und es geplündert hatten. Bey diesem Rechtshandel mußte Pompejus mit seinem Gegner viele harte Kämpfe aushalten, in denen er so viel Lebhaftigkeit und Standhaftigkeit, die über sein Alter gieng, bewies, daß er sich grossen Ruhm und Beyfall erwarb, und

selbst der Prätor, Antistius, vor welchem dieser Proceß geführt wurde, gewann den Pompejus so lieb, daß er sich entschloß, ihm seine Tochter zur Gemahlin anzubieten, und deswegen mit den Freunden des Pompejus sprach. Pompejus nahm auch den Antrag an. Aber ob das Verlöbniß gleich in der Stille und geheim gehalten wurde, so blieb es doch bey dem Eifer, den Antistius in diesem Processe bewies, nicht verborgen, und als Antistius das Endurtheil der Richter, durch welches Pompejus völlig freygesprochen wurde, ablas, so fieng das Volk, wie nach einem abgeredeten Zeichen, auf einmal an, den Zuruf, der nach einem alten Gebrauche bey Hochzeiten pflegt zugerufen zu werden, „Thalassio, Thalassio!“ zu schreyen.

Diese alte Gewohnheit bey den Hochzeiten soll folgenden Ursprung haben. Als die vornehmsten Römer die Sabinerinnen, die zu einem Schauspiel nach Rom gekommen waren, raubten, um sich mit ihnen zu vermählen, so führten auch einige schlechte Hirten und Schäfer ein grosses und schönes geraubtes Mädchen weg. Damit sie ihnen nun nicht von einem dazu kommenden vornehmen Römer möchte entrissen werden, so schrien sie währendem Laufen: „Thalassio, Thalassio!“ nämlich sie wollten sie dem Thalassius zuführen. Dieser war einer der angesehensten und beliebtesten Männer, daher auch jedermann, der dieses Geschrey hörte, frohlockte und mitschrie, um seinen Beyfall und Freude zu bezeugen. Von diesem Zufalle soll nun, zumal da die Ehe des Thalassius sehr glücklich war, jener bey den Neuvermählten gewöhnlicher Zuruf seinen Ur-

sprung haben. Mir scheint wenigstens diese Erklärung die glaubwürdigste von den verschiednen, die man darüber hat *). — Wenige Tage nach der Endigung dieses Rechtshandels heyrathete Pompejus die Tochter des Antistius.

Er begab sich darauf in das Lager des Cinna: weil er sich dort aber wegen einer gewissen Ursache vor Verläumdung fürchtete, machte er sich in der Stille bald wieder davon. Es entstand darauf unter den Soldaten, da sie den jungen Pompejus nirgends mehr erblickten, ein Auflauf, und ein Gerücht, daß Cinna ihn umgebracht habe, und da sie den Cinna schon längst haßten, und über ihn mißvergnügt waren, so stürmten sie in völliger Empörung auf ihn ein. Er gerith auf seiner Flucht einem Hauptmanne in die Hände, der ihn mit bloßen Degen verfolgte. Cinna fiel vor ihm auf die Knie nieder, und bot ihm seinen Siegelring an, der von sehr hohem Werthe war. Aber der Hauptmann antwortete ihm mit höhnischer Frechheit: „Ich bin nicht hier, um eine Handschrift zu untersiegeln, sondern um einen ungerechten, verabscheuungswürdigen Tyrannen zu bestrafen;“ und stieß ihn nieder. Nach dieser Ermordung des Cinna übernahm Carbo das Commando; er war ein noch grausamerer Tyrann als Cinna. Indessen kam Sylla angezogen, nach den die meisten, unter den vielen Uebeln, die sie erlitten, sich sehnten: denn auch bloß die Veränderung eines Gebieters über sie schien ihnen schon ei-

*) Einige davon führt Plutarch im Leben des Romulus an. Th. 1. S. 80. u. ff.

ne Wohlthat zu seyn. So weit hatten die Unglücksfälle die Stadt Rom gebracht, daß sie, in der Verzweiflung an ihrer Freyheit, nur eine erträglichere Knechtschaft wünschte.

Pompejus hielt sich damahls im Picenischen Districte von Italien auf, wo er Güter besaß, noch grössere Vergnügungen aber in dem Eifer und der Liebe genoß, mit welcher ihm die dasigen Städte noch von seinem Vater her zugethan waren. Da er sahe, daß die vornehmsten und besten der römischen Bürger von allen Orten her mit Verlassung des Ihrigen in das Lager des Sylla, wie in einem Hafen eilten, so entschloß er sich auch dazu. Er wollte, aber nicht als ein Flüchtling, der keine Hülfe leisten könnte, und dergleichen selbst verlangte, beym Sylla erscheinen, vielmehr wollte er auf eine ehrenvolle Weise, und so, daß er sich um den Sylla gleich verdient machte, mit einer Anzahl Truppen zu ihm kommen. Er machte also einen Versuch, die Picener in Bewegung zu bringen, und sie waren eben so bereitwillig, ihn zu folgen, als sie den Abgeordneten, die Carbo an sie schickte, kein Gehör gaben. Ein gewisser Vindius, der bey dieser Gelegenheit sagte, ihr Demagoge Pompejus sey erst kürzlich der Schule entlaufen, zog sich dadurch einen so entsetzlichen Haß zu, daß er sogleich überfallen und umgebracht wurde.

Pompejus war damals erst drey und zwanzig Jahr alt, und erhob sich nun, ohne von irgend einem Menschen zum Feldherrn erwählt zu seyn, selbst zu dieser Würde. Er ließ in der grossen Stadt Auximum auf dem Markte einen obrigkeitlichen

Stuhl für sich errichten, verwies die beyden Gebrüder Ventidier, die die vornehmsten Männer in der Stadt waren, und gegen ihn für den Carbo unterhandelten, durch ein Decret aus der Stadt, warb Truppen an, setzte ordentliche Obersten und Hauptleute über sie, und zog in den umliegenden Städten herum, und that eben das. Die Anhänger des Carbo entwichen insgesammt, und die andern ergaben sich ihm ganz willig: auf diese Art brachte er in kurzer Zeit drey vollständige Legionen zusammen, die er mit Proviant, Zugvieh, Wagen und allen andern Kriegsgeräthschaften versahe. Mit diesem Corps zog er dem Sylla zu, aber weder eilfertig noch auf eine verdeckte Weise, sondern er fügte gleich auf seinem langsamen Marsche den Feinden allen möglichen Schaden zu, und suchte alle Gegenden, wo er durchzog, von der Parthey des Carbo abwendig zu machen.

Es stellten sich ihm aber auf einmal drey Feldherren entgegen, Carinna, Coelius und Brutus. Sie griffen ihn nicht alle zugleich und von einer Seite an, sondern schlossen ihm mit drey Lagern ein, um ihn gänzlich zu Boden zu werfen. Er ließ sich aber dadurch in keine Furcht setzen, sondern zog sein ganzes Corps zusammen, und grif damit das eine Heer an, welches Brutus commandirte. Er stellte sich an die Spitze der Reuterey. Von feindlicher Seite rückte ihm zuerst die Gallische Reuterey entgegen. Er stieß den ersten und stärksten von diesen Truppen mit der Lanze vom Pferde herab. Darauf wandten sogleich die andern Reuter um, und brachten durch ihr Zurückweichen das Fußvolk in

solche Unordnung, daß die Flucht bald allgemein wurde. Die Feldherren geriethen hierauf mit einander selbst in Uneinigkeit, und giengen von einander, wo einen jeden sein Glück hinführte. Die Städte ergriffen, da die Feinde voller Furcht sich zerstreuten, die Parthey des Pompejus.

Nunmehr rückte der Consul Scipio selbst gegen ihn. Allein, noch ehe die Heere mit einander handgemein werden konnten, grüßten die Soldaten des Scipio des Pompejus seine, und liefen zu ihm über. Scipio rettete sich mit der Flucht. Endlich lieferte Pompejus auch dem Carbo, der ihm beym Flusse Arsis mit einer besonders starken Reuterey angrif, eine Schlacht, in welcher er ihn mit der herzhaftesten Tapferkeit schlug, und sein Heer in der Verfolgung in so unwegsame und für die Reuterey unbequeme Gegenden trieb, daß es kein Mittel zur Errettung sahe, und sich ihm mit Waffen und Pferden ergab.

Sylla hatte indessen von allen diesen Umständen noch nichts erfahren. Auf die erste Nachricht davon aber wurde er für den Pompejus, der es mit so vielen und grossen Feldherren zu thun hatte, so besorgt, daß er eilte, ihm zu Hülfe zu kommen. Sobald Pompejus erfuhr, daß Sylla sich ihm näherte, gab er seinen Officieren Befehl, die Armee in die beste Pracht der Bewaffnung zu stellen, damit sie vor dem Oberfeldherrn in der schönsten Ordnung erschiene. Er hoffte vom Sylla grosse Ehrenbezeigungen zu erhalten, und er erhielt noch mehr als er hoffte. Denn als er dem Sylla sein schönes wohlgeordnetes Heer, das aus lauter vortreflichen Sol-

daten bestand, und durch die erhaltenen Siege noch stolzer und muthiger geworden war, darstellte, und, dem Gebrauche gemäß, vom Pferde abstieg, und den Sylla mit dem Titel Imperator begrüßte, so nannte Sylla den Pompejus wieder Imperator, wobey sich jedermann verwunderte, da er einem so jungen Manne, der noch nicht Mitglied des römischen Senats war, an demjenigen Titel Antheil nehmen ließ, um dessen willen er mit dem Scipio und Marius Krieg geführt hatte. Die andern Ehrenbezeigungen waren dieser ersten Höflichkeit gleich. Sylla pflegte den Pompejus immer stehend und mit entblößtem Haupte zu empfangen, welches er nicht leicht gegen die andern Feldherren, deren sich so grosse und viele bey ihm befanden, zu thun pflegte. Indessen wurde Pompejus dadurch nicht hochmüthig, und als ihn Sylla nach Gallien schicken wollte, in welcher Provinz Metellus nichts that, was der grossen Kriegsmacht, die er bey sich hatte, würdig gewesen wäre, so hielt er es für unschicklich, einem so alten und ruhmvollen Manne die Feldherrnstelle zu nehmen, bezeigte sich aber bereit, dem Metellus Hülfe zu leisten, wenn dieser es selbst wünschte und verlangte. Metellus war dazu geneigt, und bat den Pompejus schriftlich, nach Gallien zu kommen, worauf er auch in diese Provinz abgieng, und nicht allein für sich selbst herrliche Dinge ausführte, sondern auch den kriegrischen Muth des alten Metellus, der zu verlöschen anfieng, wieder von neuen erhitzte, so wie geschmolzenes Metall, wenn es auf hartes kaltes gegossen wird, mehr als blosses Feuer erhitzen, und in den Fluß bringen soll. — Aber die

damaligen Thaten des Pompejus sind gleichsam das bey ihm, was bey einem Athleten, der sich unter allen den Vorzug, und in allen Kämpfen ehrenvolle Siege verschaft hat, die ersten jugendlichen Siege sind, die nicht in Betrachtung kommen und aufgezeichnet werden. So ausserordentlich groß auch an sich selbst seine Verrichtungen in Gallien waren, so wurden sie doch durch die Menge und Wichtigkeit der nachherigen Feldzüge und Siege verdeckt, und ich mag sie hier nicht umständlich erwähnen, damit ich nicht durch eine Weitläuftigkeit bey der Beschreibung derselben zu mehrerer Kürze bey der Erzehlung jener grossen Thaten und Begebenheiten, welche den Charakter des Pompejus besonders in ein helles Licht stellen, genöthigt werde.

Als Sylla sich ganz Italien unterwürfig gemacht, und die Würde des Dictators angenommen hatte, belohnte er alle seine Officiere und Generale überflüßig, überhäufte sie mit Reichthümern, Ehrenstellen, und mit der Erfüllung aller ihrer Bitten: den Pompejus aber schätzte er wegen seiner grossen Eigenschaften so hoch, und hielt dessen Freundschaft für so wichtig für sein Interesse, daß er sich bemühte, durch das genaueste Band ihn mit sich zu vereinigen. Er beredete ihn, auf Anrathen seiner Gemahlin, Metella, sich von seiner Gemahlin Antistia scheiden zu lassen, und mit der Stieftochter des Sylla, Aemilia, welche Metella von ihrem ersten Manne, dem Scaurus, hatte, zu vermählen. Diese Aemilia war schon an einen andern Mann verheirathet und schwanger. Es war also eine recht tyrannische Heirath, die sich mehr für die Zeiten

eines Sylla, als den Charakter eines Pompejus schickte. Die schwangere Aemilia wurde von ihrem Manne dem Pompejus zugeführt, und Antistia auf eine schimpfliche und mitleidswürdige Weise verstossen. Sie hatte erst vor kurzen wegen ihres Gemahls ihren Vater Antistius verloren, welcher, wegen der Verwandtschaft mit dem Pompejus, für einen Anhänger des Sylla war gehalten, und deswegen auf dem Rathhause ermordet worden. Und ihre Mutter hatte aus Verzweiflung über diese Schicksale sich selbst ums Leben gebracht. Es wurde also diese Heirath zu einem wahren Trauerspiele, zumal da auch die Aemilia bald darauf bey dem Pompejus in Kindesnöthen starb.

Kurze Zeit darauf kam die Nachricht an, daß Perpenna sich Siciliens bemächtigt hätte, und diese Insel denjenigen, die noch von der Gegenparthey des Sylla übrig waren, zum Zufluchtsorte einräumte, daß Carbo mit einer Flotte dort vor Anker läge, und Domitius in Afrika eingefallen wäre, wohin sich auch alle diejenigen Grossen, die noch dem Schicksale der Achtserklärung entgangen waren, hinbegäben. Wider diese Feinde wurde Pompejus mit einer starken Kriegsmacht abgeschickt. Er vertrieb den Perpenna sehr bald aus Sicilien, und bewies sich gegen die dasigen Städte, die sich in üblen Umständen befanden, gütig und menschenfreundlich, ausgenommen gegen die Mamertiner, die die Stadt Messina inne hatten. Als diese seine Gerichtsbarkeit und Oberherrschaft nicht erkennen wollten, sondern sich auf einen deswegen mit den Römern geschlossenen alten Vertrag beriefen, so antwortete er

ihnen: „Werdet ihr nicht aufhören, uns, die wir das Schwerdt an der Seite haben, Verträge vorzulesen?“

Auch gegen das Schicksal des Carbo schien er sich übermüthig grausam zu beweisen. Denn, wenn es auch die Nothwendigkeit erforderte, wie sie es wirklich erforderte, ihn umzubringen, so hätte er es sogleich, als er den Carbo in seine Gewalt bekommen, thun sollen, alsdenn wäre es das Werk desjenigen gewesen, der ihn dazu befehligt hatte. Aber er ließ einen so vornehmen Römer, der dreymal Consul gewesen war, gebunden vor seinen Richterstuhl führen, und verurtheilte ihn von da herab zum Tode, worüber alle Gegenwärtige ihren Unwillen bezeigten, und alsdenn ließ er ihn abführen und hinrichten. Man erzehlt, daß Carbo, da schon das Schwerdt über ihn gezogen war, noch um eine kurze Frist und die Erlaubniß gebeten, in einem Winkel seine Nothdurft zu verrichten. Cajus Oppius, der Freund des Cäsars, erzehlt, daß sich Pompejus auch gegen den Quintus Valerius unmenschlich bezeigt habe. Er wußte, sagt Oppius, daß Valerius ein Mann von vorzüglichen und seltnen Kenntnissen war, und zog ihn daher, da er als ein Gefangener vor ihm gebracht wurde, auf die Seite, gieng mit ihm eine Weile spazieren, und ließ sich das, was er gern wissen wollte, von ihm sagen, darauf gab er den Gerichtsdienern Befehl, ihn sogleich umzubringen. Allein wenn Oppius von des Cäsars Freunden oder Feinden etwas erzehlt, so darf man ihm nicht so leicht Glauben beymessen.

Pompejus mußte die vornehmsten von den Feinden des Sylla, die öffentlich in Gefangenschaft ge-

riethen, nothwendiger Weise bestrafen. Von den andern, die sich versteckt hielten, sah er so vielen, als es nur möglich war, nach, einigen war er sogar zur Flucht behülflich. Als er im Begrif war, das Urtheil über die Stadt Himera, die es mit den Feinden gehalten hatte, zu fällen, und der Demagoge Sthenis sich Erlaubniß bat, etwas vorzutragen, und dann vorstellte, daß Pompejus ungerecht handeln würde, wenn er denjenigen, der die Ursache des ganzen Vergehens wäre, loslieſſe, und diejenigen, die unschuldig dabey wären, bestrafte, so fragte Pompejus, wer denn der so schuldige wäre? und da Sthenis sich selbst als diesen Verbrecher angab, mit dem Beyfügen, daß er es wäre, der die Einwohner theils mit Güte und Zureden, theils mit Gewalt zu den Feindseligkeiten bewogen, so bewunderte Pompejus die Freymüthigkeit und den Geist dieses Mannes, und erließ sowohl ihm als den Einwohnern die Strafe. Wie er hörte, daß seine Soldaten auf den Märschen Ausschweifungen begiengen, so versiegelte er ihre Schwerdter, und wer das Siegel nicht unversehrt erhielt, wurde bestraft.

Indem er noch in Sicilien mit dergleichen Verrichtungen und Civilverordnungen beschäftigt war, erhielt er ein Decret vom römischen Senate, und einen Brief vom Sylla, in welchen ihm befohlen wurde nach Afrika zu segeln, und den Domitius mit aller Macht anzugreifen. Dieser hatte schon eine so starke Armee zusammengebracht, als kurze Zeit vorher Marius, der damit aus Afrika nach Italien gesegelt, Ueberwinder der römischen Kriegsmacht, und aus einem Flüchtlinge Oberherr des römischen

Staats geworden war. Pompejus beschleunigte daher seine Kriegszurüstungen, überließ dem Memmius, seiner Schwester Manne, das Commando in Sicilien, und segelte mit hundert und zwanzig Kriegsschifen und achthundert Transportschifen ab, auf welchen der Proviant, die Waffen, Geld, und die erfoderlichen Kriegsmaschinen befindlich waren. Er hatte kaum mit dem einen Theile seiner Flotte bey Utica, und mit dem andern bey Chartago gelandet, als siebentausend Mann von den Feinden zu ihm übergelaufen kamen. Er hatte nun sechs vollständige Legionen beysammen. Es begegnete ihm aber hier ein lächerlicher Zufall. Einige von seinen Soldaten hatten von ungefähr einen Schatz gefunden, und viel Geld dadurch bekommen. Die Sache wurde bekannt, und nun glaubten alle Soldaten, daß die dasige Gegend voller Schätze von Geld wäre, welche die Carthaginenser bey ihren letzten Unglücksfällen da vergraben hätten. Pompejus konnte seine Truppen, die viele Tage hinter einander nichts thaten, als Schätze suchen, gar nicht brauchen: er gieng lachend unter ihnen herum, und sahe zu, wie so viele tausend Menschen den Erdboden da herum aufgruben und durchwühlten, bis sie endlich der Sache selbst müde wurden, und da sie genug für ihre Thorheit bestraft waren, den Pompejus baten, sie nunmehr hinzuführen, wohin er wollte.

Domitius hatte sich indessen dem Pompejus entgegen gestellt, und einen grossen Graben, der sehr schwer zu übersteigen war, um sein Lager gezogen. Er war in Willens, den Pompejus anzugreifen, als frühmorgens ein heftiger Sturmwind mit

Regen-

Regengüssen entstand, wodurch er den Muth verlor, an diesem Tage zu schlagen, und den Rückzug beorderte. Pompejus aber machte sich diese gelegene Zeit zu Nutze, und drang in einem schnellen Angriffe über den Graben an. Die Feinde, welche in keiner guten Ordnung waren, geriethen bald in Verwirrung, und thaten nur einzeln Widerstand, wobey der Sturmwind, der ihnen entgegen kam, noch mehr Beschwerlichkeit verursachte. Das Wetter brachte jedoch auch die Römer in Unordnung, weil sie einander nicht genau erkennen konnten. Pompejus selbst lief Gefahr getödtet zu werden, weil man ihn nicht kannte, und er einem Soldaten auf die gefragte Parole nicht geschwind genug Antwort gab. Die Feinde wurden endlich mit einem grossen Verluste geschlagen, und es sollen von diesem Heere von zwanzigtausend Mann nicht mehr als dreytausend mit der Flucht entkommen seyn. Die römischen Truppen legten nach diesem Siege dem Pompejus den Titel Imperator bey. Er weigerte sich aber, diese Ehre anzunehmmen, so lange noch das feindliche Lager aufrecht stände, und sagte, wenn seine Soldaten ihn dieser Ehre würdig hielten, so müßten sie erst das Lager einnehmen. Sie stürmten darauf sogleich den feindlichen Wall. Pompejus fochte dabey ohne Helm, damit er nicht, wie vorher, möchte verkannt werden. Das feindliche Lager wurde erobert, und Domitius kam dabey um.

Hierauf ergaben sich verschiedne Städte unverzüglich, die andern wurden mit Sturm erobert. Pompejus bekam auch den König Jarbas gefangen, welcher die Parthey des Domitius gehalten hatte,

und übergab dessen Reich dem Hiempsal. Er suchte sein Glück und den Muth seines Heeres zu nutzen, und fiel in Numidien ein, wo er sehr lange Märsche thun mußte, sich aber auch alles unterwarf, wo er hinkam, und die Furcht vor den römischen Waffen, die schon bey den Barbaren verschwunden war, wieder erneuerte und noch stärker machte. Er sagte, es sollten auch die wilden Thiere in Afrika das Glück und die Stärke der Römer fühlen, und brachte deswegen viele Tage mit einer Löwen- und Elephantenjagd zu. Er hatte überhaupt in vierzig Tagen die Feinde überwunden, Afrika sich unterwürfig gemacht, und Königreiche in neue Verfassungen gesetzt, und er war damals im vier und zwanzigsten Jahre.

Als er wieder zu Uttica angekommen war, empfieng er einen Brief von Sylla, in welchem ihm dieser befahl, die andern Truppen aus einander gehen zu lassen, und nur mit einer einzigen Legion stehen zu bleiben, und einen andern General zu seinem Nachfolger zu erwarten. Er empfand darüber geheimen Verdruß und Mißvergnügen, die Armee aber bezeigte ihren Unwillen öffentlich. Die Soldaten schimpften auf den Sylla, betheuerten, daß sie den Pompejus nicht verlassen wollten, und riethen ihm, den Tyrannen nicht zu trauen. Er suchte sie anfänglich durch Vorstellungen und Zureden zu besänftigen, wie er aber damit nichts ausrichtete, stieg er von dem Feldherrnsessel herunter, und gieng mit Thränen in sein Zelt. Die Soldaten holten ihn aber wieder zurück, und setzten ihn von neuen auf das Tribunal, und der ganze Tag vergieng fast damit, daß die Truppen verlangten, er sollte bey ih-

nen bleiben und das Commando behaupten, und er sie bat, der Order folgsam zu seyn, und keine Meuterey anzufangen, bis er endlich bey dem immer fortdauernden Bitten und Geschrey der Soldaten mit einem Eydschwure versicherte, sich selbst umzubringen, wenn sie mit Gewalt in ihn dringen wollten. Und kaum konnte er sie dadurch noch zur Ruhe bringen.

Sylla hatte anfänglich Nachricht bekommen, daß Pompejus von ihm abgefallen wäre, worüber er zu seinen Freunden sagte, sein Schicksal habe ihn doch recht bestimmt, in seinem Alter mit Kindern zu streiten, denn auch der junge Marius habe ihm das meiste zu thun gemacht, und in die größte Gefahr gesetzt. Da er aber nachher die Wahrheit erfuhr, und gewahr wurde, daß alle Römer dem Pompejus geneigt waren, und ihn mit Ehrenbezeigungen einholen wollten, so bemühete er sich, es ihnen noch zuvor zu thun. Er gieng dem Pompejus selbst entgegen, empfieng ihn mit der möglichsten Freundschaft, und bewillkommnete ihn mit dem lauten Zurufe Magnus, welches der Grosse heißt. Er verlangte auch, daß alle Anwesende ihm den Zunamen des Grossen beylegen sollten.

Einige Schriftsteller erzehlen, daß Pompejus diesen Zunamen zuerst von der Armee in Afrika erhalten, und daß derselbe nachher nur durch den Sylla seine Autorität bekommen. Pompejus selbst aber bediente sich dieses Namens erst lange Zeit darauf, da er als Proconsul gegen den Sertorius nach Spanien geschickt wurde. Um diese Zeit fieng er an sich selbst in seinen Briefen und Decreten Pompejus den

Grossen zu nennen: denn damals war dieser Name schon so gebräuchlich geworden, daß er keinen Neid mehr verursachte. Man muß hierbey mit Recht die alten Römer bewundern, welche durch dergleichen Ehrenbenennungen und Zunamen nicht allein kriegrische Vorzüge, sondern auch politische Verdienste belohnten. So ertheilte das römische Volk den Zunamen Maximus, d. i. der Größte, zweyen Männern, dem Valerius, weil er den Senat, der unter sich selbst uneins geworden war, wieder aussöhnte, und dem Fabius Rullus, weil er einige Senatoren, die Söhne von Freygelassenen, und wegen ihres Reichthums bloß in den Senat genommen waren, wieder aus demselben verstieß.

Pompejus verlangte darauf die Ehre eines Triumphs, worinnen ihm Sylla entgegen war, weil diese Ehre, nach den Gesetzen, keinem andern als einem Consul oder Prätor zuständig war, weswegen auch der ältere Scipio, der noch grössere und wichtigere Siege gegen die Carthaginenser in Spanien gewonnen, keinen Triumph verlangt, da er weder Consul noch Prätor gewesen: wenn nun Pompejus, der noch keinen Bart hätte, und deswegen auch noch nicht im Senate süsse, in einem Triumphsaufzuge in die Stadt Rom käme, so würde sowohl seine Regierung, sagte Sylla, ihm selbst, als auch die Ehre des Triumphs grossen Neid zuziehen. Mit diesen Vorstellungen zeigte Sylla dem Pompejus, wie wenig er sein Verlangen ihm zugestehen könne, und wie er in dem Falle, wenn Pompejus darauf beständе, sich widersetzen und seinen Ehrgeitz niederdrücken müßte. Aber Pompejus gab dem

ohnerachtet nicht nach, sondern sagte sogar, Sylla möchte bedenken, daß die aufgehende Sonne von mehrern als die untergehende angebetet würde, — um anzudeuten, daß des Sylla Macht schon in der Abnahme, die seinige aber im Wachsthume sey. — Sylla, der die Worte des Pompejus nicht genau gehört hatte, und gewahr wurde, daß die Anwesenden durch ihre Geberden und Mienen eine grosse Verwundrung ausdrückten, fragte, was Pompejus gesagt hätte? Da er es erfuhr, wurde er über die Kühnheit des Pompejus so bestürzt, daß er zweymal hinter einander schrie: Er mag triumphiren, er mag triumphiren. Da auch viele andre darüber Mißvergnügen und Unwillen bezeigten, so nahm sich Pompejus vor, um ihnen noch mehr wehe zu thun, an seinen Triumphswagen vier Elephanten spannen zu lassen, dergleichen er viele von dem königlichen Hofe des Jarbas mitgebracht hatte: weil aber das Thor dazu zu enge war, ließ er den Gedanken fahren, und brauchte, wie gewöhnlich, Pferde. Inzwischen wollten auch die Truppen, weil sie nicht so viel, wie sie erwartet, bekommen hatten. Unruhen und Tumult anfangen, aber er erklärte, daß er sich darum nicht bekümmern, und lieber den Triumph fahren lassen, als den Soldaten schmeicheln wollte. Welche Standhaftigkeit Servilius, ein Mann von vornehmen Stande, der sich dem Triumphe des Pompejus am meisten widersetzt, so sehr bewunderte, daß er sagte, nun sähe er, daß Pompejus wirklich den Namen des Grossen und die Ehre des Triumphs verdiente. Es ist sicher, daß er auch, wenn er gewollt, leicht hätte in den Senat kommen können, aber er

eilte damit nicht, weil er, wie man sagte, nach der Ehre des ungewöhnlichen und ausserordentlichen strebte. Und es wäre so ungewöhnlich und ausserordentlich nicht gewesen, wenn er vor dem Alter, das die Gesetze bestimmen, in den Senat gekommen wäre, hingegen war es eine ganz ausserordentliche Ehre, daß er einen Triumph hielt, ehe er noch Senator war. Und eben dieses erwarb ihm eine nicht geringe Liebe unter dem römischen Volke, denn es freute sich, da er nach dem Triumphe noch unter den Rittern bey der gewöhnlichen Musterung derselben erschien.

Sylla empfand zwar über das Ansehn und die Macht, zu welcher Pompejus empor stieg, Mißvergnügen, doch schämte er sich, Widerstand zu thun, und betrug sich dabey ruhig, ausser einmal, da Pompejus mit Gewalt und wider Willen des Sylla dem Lepidus zur Erlangung des Consulats behülflich gewesen war, und die Zuneigung, in welcher er beym römischen Volke stand, ganz zu dieser Absicht in Bewegung gesetzt hatte. Sylla redte den Pompejus, als dieser nach erreichter Absicht unter zahlreicher Begleitung vom Markte nach Hause gieng, mit diesen Worten an: Ich sehe, junger Mann, daß du dich über deinen Sieg freuest: und was könntest du auch edlers und schöners thun, als daß du es beym Volke dahin brächtest, daß Lepidus, der ärgste Böswicht, noch eher zum Consul erwählt wurde, als Catulus, der rechtschaffenste Mann unter den Römern? Aber nimm dich sorgfältig in Acht, da du einen Gegner von dir selbst mächtig gemacht hast. — Am meisten bewies Sylla, wie wenig er dem Pompejus geneigt sey, durch sein Testament, in welchem er seinen

Freunden verschiedenes vermachte, und sie zu Vormündern seines Sohns bestellte, den Pompejus aber gänzlich übergieng. Dieser hingegen bezeigte sich dabey sehr gleichgültig und politisch, und nahm sich sogar des Sylla noch nach seinem Tode an, da Lepidus und einige andre nicht zugeben wollten, daß der Körper auf dem Marsfeld und mit einem öffentlichen Aufzuge begraben würde, und verschafte dem Leichenbegängnisse den gehörigen Anstand und Sicherheit.

Die Weissagung des Sylla in Absicht des Lepidus traf nach dessen bald darauf erfolgten Tode sogleich ein. Lepidus trachtete nach der Oberherrschaft eines Sylla, und machte dabey nicht viele Umstände oder Verstellungen, sondern erschien gleich in den Waffen, und brachte die Reste der ehemaligen Rebellion, die der Rache des Sylla entgangen waren, wieder in neue Bewegung. Der zweyte Consul, Catulus, mit welchem es der unpartheyische und bestgesinnte Theil des Senats und des römischen Volks hielt, stand zwar in der Hochachtung der größten Billigkeit und Gerechtigkeit, aber er schien mehr zur Regierung der Civilgeschäfte, als zur Führung des Kriegs geschickt zu seyn. Die Umstände erforderten einen Pompejus. Dieser bedachte sich auch nicht lange, was er für eine Parthey ergreifen wollte: er trat auf die Seite der gutgesinnten Römer, und wurde zum Feldherrn wider den Lepidus ernannt, welcher schon einen grossen Theil von Italien seiner Macht unterworfen, und das diesseitige Gallien durch ein Heer unter dem Commando des Brutus eingenommen hatte.

Pompejus eroberte die Provinzen Italiens, durch welche er seinen Zug nahm, mit leichter Mühe, aber bey Mutina wurde er durch den Brutus, der sich ihm da entgegen stellte, eine Zeitlang aufgehalten. Indessen rückte Lepidus geschwind selbst vor Rom, umlagerte die Stadt, und verlangte, daß man ihn aufs folgende Jahr wieder zum Consul machen sollte. Das römische Volk gerieth dadurch in grosses Schrecken. Allein alle Furcht wurde durch einen Brief des Pompejus vertrieben, in welchem er meldete, daß er den Krieg ohne Schlacht geendigt habe. Denn Brutus, der entweder freywillig sich ergeben hatte, oder von seinem Heere verlassen und verrathen worden war, hatte sich dem Pompejus selbst überliefert, und war mit einer Bedeckung von Reuterey in ein am Po gelegenes Städtchen gegangen, wo ihn aber Pompejus den Tag drauf durch den nachgeschickten Geminius umbringen ließ. Pompejus zog sich dadurch viele Beschuldigung zu. Er hatte in seinem ersten Briefe an den römischen Senat, beym Anfange der glücklichen Revolution gemeldet, daß Brutus sich ihm freywillig ergeben habe, und in einem darauf folgenden zweyten Briefe brachte er eine Menge Klagen wider den von ihm ermordeten Brutus vor. Dieser Brutus ist der Vater desjenigen, welcher nebst dem Cassius den Cäsar ermordete, und der seinem Vater weder im Kriege noch im Tode gleich war, wie in dessen Leben umständlich erzehlt wird. Lepidus wurde bald darauf aus Italien vertrieben, und gieng nach Sardinien. Hier fiel er in eine Krankheit, und starb aus Gram, nicht sowohl seiner unglücklichen Umstände wegen, sondern weil er einen

Brief in die Hände bekam, aus welchem er sahe, daß seine Gemahlin Ehebruch getrieben hatte.

Ein General, der dem Lepidus nicht im geringsten ähnlich war, Sertorius, hatte Spanien inne, und drohte den Römern als ein furchtbarer Held. Es schien, als wenn alle noch vorhandene Ueberbleibsale der bürgerlichen Kriege sich in diesem einzigen Manne zusammen vereinigten. Er hatte schon viele geringere römische Generale getödtet, und fochte nun gegen den Metellus Pius, einen berühmten, kriegserfahrnen General, der aber aus Alter für die damaligen Kriegsumstände zu schläfrig, und ihnen nicht gewachsen zu seyn schien, da Sertorius mit seiner Hitze und Schnelligkeit ihn herum trieb, auf eine verwegene und räuberische Art ihn öfters angrif, und durch geschickte Manövers und listige Märsche diesen bloß in regelmäßigen Schlachten und gegen eine standhaft stehende ordentliche Armee geübten Feldherrn immer beunruhigte und in Verwirrung brachte. Pompejus, der seine Truppen nicht aus einander gehen ließ, trachtete darnach, daß er dem Metellus möchte zu Hülfe geschickt werden, und deswegen blieb er auch mit seinen Truppen bey Rom stehen, und ließ sie, ohnerachtet des Befehls des Consuls Catulus, unter allerley Vorwande nicht aus einander gehen, bis er endlich das Commando des Hülfscorps nach Spanien auf den Vorschlag des Lucullus Philippus erhielt. Man erzehlt, daß jemand im Senate darüber seine Verwundrung bezeigt, und gefragt habe, ob Philippus meyne, daß Pompejus als Proconsul nach Spanien geschickt werden solle? worauf Philippus geantwortet: O

nein! sondern anstatt der beyden Consuln, *) wodurch er beyde damalige Consuln für nichtsbedeutend erklärte.

Sobald Pompejus in Spanien angekommen war, verursachte er, wie es gemeiniglich bey dem Rufe eines neuen Feldherrn zu geschehen pflegt, in den Hoffnungen der Spanier eine grosse Veränderung, und diejenigen Völkerschaften, die nicht mit standhafter Treue dem Sertorius ergeben waren, kamen in Revolutionen, und fielen von ihm ab. Sertorius hingegen streute vom Pompejus allerhand spöttische und stolze Urtheile aus. Ich würde, sagte er zum Exempel, gegen diesen Knaben nur die Peitsche und die Ruthe brauchen, wenn ich mich nicht vor dem alten Weibe fürchtete, womit er den Metellus meynte. Im Grunde aber furchte er sich vor dem Pompejus, und nahm sich so in Acht, daß er den Krieg viel behutsamer als vorher führte. Denn Metellus überließ sich gänzlich, wie man nicht hätte von ihm erwarten sollen, einer weichlichen Ueppigkeit, und veränderte sich auf einmal so sehr, daß er von seiner vorigen Lebensart zum Stolze und zur Pracht übergieng. Daher Pompejus auch mit dem Ruhme, der ihn begleitete, bald eine allgemeine Liebe

*) Der Stachel dieses Witzes ist ein Wortspiel, und verliert daher in der Uebersetzung seine Schärfe. Weil Pompejus weder Consul noch Proconsul war, so fragte der Senator, ob Pompejus etwa unter dem Titel eines Proconsuls nach Spanien gehen sollte? Und Philippus antwortete: Nein, sondern er soll beyde Consuln zugleich dort vorstellen. Non Proconsul, sed pro Consulibus. οὐκ ἀνθύπατος ἀλλ' ἀνθ' ὑπάτων.

verband, da er eine mäßige Lebensart führte, die ihm aber nicht viel Mühe kostete, weil er von Natur zur Ordnung und Mäßigung seiner Leidenschaften geneigt war.

Unter den verschiedenen Abwechslungen dieses spanischen Krieges ärgerte den Pompejus nichts so sehr, als die Eroberung von Lauron durch den Sertorius. Er glaubte den Sertorius in seinem Lager eingeschlossen zu haben, und rühmte sich damit, und auf einmal sah er sich selbst vom Sertorius eingeschlossen: er mußte sich nun fürchten, die geringste Bewegung mit seiner Armee zu machen, und mußte zusehen, wie die Stadt unter seinen Augen erobert und in Brand gesteckt wurde. Er schlug aber darauf den Herennius und Perpenna, zwey Generale unter dem Sertorius, die zu ihm geflohen waren, und seine Parthey ergriffen hatten, bey Valencia, mit einem Verluste von zehntausend Mann.

Dieser Sieg brachte ihm solche grosse Gedanken bey, daß er in aller Eile, damit nicht Metellus an seinem Ruhme Antheil nehmen möchte, auf den Sertorius selbst losgieng. Beyde Feldherren trafen einander an dem Flusse Sucro, wie es schon bald Abend war, und liessen sich sogleich mit einander in eine Schlacht ein, weil beyde befürchteten, Metellus möchte dazu kommen, und der eine gern allein, der andre gern mit einem allein schlagen wollte. Diese Schlacht hatte einen zweydeutigen Ausgang. Auf jeder Seite siegte der eine Flügel. Aber von den beyden Feldherren hatte Sertorius den größten Ruhm, denn er siegte mit demjenigen Flügel, den er selbst commandirte. Pompejus, der zu Pferde saß, wurde

von einem grossen Manne zu Fusse angefallen. Bey dem Gefechte trafen die beyden gegenseitigen Schwerdter beyde Gegner in die Hände, doch auf so verschiedene Weise, daß Pompejus nur an der Hand verwundet wurde, und seinem Feinde die Hand abhieb. Es kamen aber sogleich eine Menge Feinde auf den Pompejus zugelaufen, indem seine Truppen schon die Flucht genommen hatten, daß er ohne Hoffnung, sich zu erretten, davon fliehen und sein Pferd Preis geben mußte. Dieses Pferd hatte sehr kostbares Sattelzeug und goldnen Schmuck, über dessen Theilung die Feinde mit einander selbst in Streit geriethen, und durch diesen Aufenthalt dem Pompejus Zeit gaben, sich mit der Flucht zu erretten.

Am folgenden Tage rückten beyde Feldherren frühmorgens wieder gegen einander an, um sich den Sieg zu versichern. Da Metellus sich aber mit dem Pompejus vereinigte, so zog sich Sertorius zurück. Sein Heer zerstreute sich darauf. Dergleichen Zerstreuungen der Truppen und nachheriges Wiederzusammenlaufen war sehr gewöhnlich, so daß Sertorius öfters ganz allein herumschweifte, und dann öfters wieder mit einem Heere von hundert und funfzigtausend Mann zum Vorschein kam, — wie ein Fluß, der plötzlich vom Regen anschwillt. —

Pompejus gab Befehl, als er nach der bemeldten Schlacht sich mit dem Metellus vereinigte, daß die Fasces, die Ehrenzeichen des Commando, bey der Annäherung vor dem Metellus niedergesenket werden sollten, um dadurch dem Metellus den Vorrang zuzugestehn. Aber dieser nahm die Ehrenbezei-

gung nicht an, und bewies sich überhaupt in allem gegen den Pompejus sehr bescheiden. Er nahm sich, ob er gleich schon Consul gewesen, und viel älter als Pompejus war, keinen weitern Vorzug, als daß er, wenn beyde Heere beysammen standen, die Parole allgemein ausgab. Aber sie waren meistens besonders gelagert, denn ihr geschickter Feind wußte sie immer durch allerhand Manövers von einander abzuschneiden, oder zu trennen, stellte sich in der größten Geschwindigkeit bald da, bald dorthin, und veränderte beständig die Art des Angrifs. Zuletzt trieb er sie sogar beyde, durch Abschneidung der Zufuhre, durch Verwüstungen der umliegenden Gegenden, durch die Macht, die er sich auf der See an den Küsten verschafte, aus Spanien heraus, und sie sahen sich genöthigt, aus Mangel der Lebensmittel, in eine andere Provinz zu ziehen.

Pompejus hatte in diesem Kriege viel von seinem eignen Vermögen zugesetzt, und verlangte daher in einem Schreiben an den römischen Senat, daß man ihm Geld schicken sollte, wenn man nicht wollte, daß er mit seiner ganzen Armee nach Italien käme. Lucullus, der damals Consul und ein Gegner des Pompejus war, eilte um so mehr, das verlangte Geld zu übersenden, weil er gern das Commando des mithridatischen Krieges haben wollte, und befürchten mußte, daß Pompejus, unter dem Vorwande des Geldmangels, von dem Feldzuge gegen den Sertorius ganz abstehen, und seine Absicht auf den Mithridates richten möchte, dessen Ueberwindung sehr glorreich und doch leicht zu seyn schien. Inzwischen wurde Sertorius von seinen

Freunden meuchelmörderischer weise umgebracht. Der vornehmste von ihnen, Perpenna, wollte nun die Rolle des Sertorius spielen: er hatte eben die Kriegsmacht und eben die Mittel, aber nicht den Verstand, sie so, wie Sertorius, zu nutzen. Pompejus lernte das schwankende Betragen des Perpenna bald kennen, und lockte ihn durch zehn Cohorten an, die er auf freyem Felde ihm entgegen stellte, mit dem Befehle, sich bey erfolgtem Angriffe zu zerstreuen. Wie Perpenna diesen Trupp angrif, und verfolgte, fiel Pompejus mit seiner ganzen Macht über ihn her, und wurde in einer allgemeinen Schlacht vollkommner Sieger. Er ließ den Perpenna, der in die Gefangenschaft gerieth, umbringen, wobey er nicht, wie ihn einige beschuldigen, Undankbarkeit wegen der ehemals in Sicilien geleisteten Dienste des Perpenna bewieß, sondern vielmehr nach einer reifen, dem ganzen römischen Staate nützlichen Ueberlegung handelte. Denn Perpenna hatte sich der Briefschaften des Sertorius bemächtigt, und zeigte dem Pompejus Briefe von den vornehmsten Männern in Rom an den Sertorius, in welchen sie ihre Unzufriedenheit mit der damaligen Staatsverfassung bezeigten, und den Sertorius nach Italien einladeten, um eine allgemeine Staatsrevolution zu bewirken. Pompejus besorgte, daß dadurch noch grössere Kriege als die nunmehr geendigten, entstehen könnten, und ließ deswegen den Perpenna hinrichten, und die Briefe verbrannte er, ohne sie selbst zu lesen.

Er blieb darauf nur so lange noch in Spanien, als zur Stillung der vornehmsten Unruhen und Ein-

richtung der dringendsten Angelegenheiten nöthig war, und zog alsdenn mit seiner Armee nach Italien, wo er bey der größten Heftigkeit des Sklavenkrieges ankam. Daher eilte Crassus, der das Commando in diesem Feldzuge hatte, ohne auf eine Gelegenheit zu warten, eine entscheidende Schlacht zu liefern, welche er auch glücklich gewann, und in derselben zwölftausend dreyhundert Feinde tödtete. Aber das gute Geschick des Pompejus brachte ihm auch an diesem Siege einen Antheil zuwege. Denn es fielen ihm fünftausend Feinde, die aus der Schlacht entronnen waren, in die Hände, welche er alle niederhauen ließ, und darauf schrieb er, noch eher als Crassus, an den Senat, daß Crassus zwar die Feinde in einer ordentlichen Schlacht besiegt, er aber den Krieg ganz mit der Wurzel ausgerottet hätte. Die Römer hörten und erzehlten dieses einander, wegen ihrer grossen Liebe zu dem Pompejus, mit vielem Vergnügen, und niemand getraute sich, auch nicht einmal im Scherze, zu behaupten, daß die Ueberwindung Spaniens und des Sertorius nicht ganz allein das Werk des Pompejus sey.

Bey aller dieser Ehre und den grossen Erwartungen, die man vom Pompejus hatte, mischte sich doch ein gewisser Argwohn gegen ihn und eine Furcht ein, daß er sein Heer nicht aus einander gehen lassen, und mit den Waffen in der Hand, wie Sylla, eine unumschränkte Herrschaft an sich reissen würde. Es empfiengen ihn daher bey seiner Ankunft fast eben so viele aus Furcht als aus wirklichem Wohlwollen, mit ihren Ehrenbezeigungen. Aber er benahm ihnen auch diesen Verdacht durch die Versicherung, daß er

gleich nach gehaltenem Triumphe sein Heer würde auseinander gehen lassen. Nun blieb seinen Neidern nur noch die Beschuldigung gegen ihn übrig, daß er es mehr mit dem Volke als mit dem Senate hielte, und das Amt der Tribunen des Volks, welches Sylla unterdrückt hatte, um der Menge gefällig zu werden, wieder zu seinem vorigen Ansehen bringen wollte. Dieses war wirklich gegründet. Und nach nichts in der Welt trachtete auch das römische Volk mit so äußerst eifrigem Verlangen, als nach der Wiederherstellung dieses Amts, daher rechnete es auch Pompejus für ein grosses Glück für sich, daß er zu diesem Geschäfte Gelegenheit bekam, und er war überzeugt, daß er, wenn ihm jemand hierinnen zuvorkäme, dem römischen Volke für dessen so grosses bewiesenes Wohlwollen gegen ihn keinen so wichtigen Dienst jemals wieder würde leisten können.

Er erhielt darauf die Ehre eines zweyten Triumphs und das Consulat; allein dieß alles schien zu seiner schon erlangten Bewunderung und Verehrung kein neuer Zusatz zu seyn. Nur der Umstand verherrlichte sein Ansehen noch mehr, daß Crassus, der reichste, beredteste und angesehenste der damaligen römischen Staatsmänner, der selbst den Pompejus und alle andere geringschätzte, sich nicht getrauete, eher um das Consulat zu bewerben, bis er den Pompejus um seinen Beystand gebeten hatte. Pompejus freute sich um so mehr darüber, da er längst gewünscht hatte, sich den Crassus durch eine Gefälligkeit verbindlich zu machen. Er leistete ihm den verlangten Dienst mit größter Bereitwilligkeit, bat und ermahnte das Volk zum Besten des Crassus, und

ver-

versicherte, daß er dafür, wenn man den Crassus zu seinem Nebenconsul erwählen würde, eben so viel Dank wissen würde, als für sein eigenes Consulat.

Er konnte sich aber mit dem Crassus, da er mit ihm zugleich Consul geworden war, in keinem Stücke vertragen. Diese beyden Männer waren einander immer entgegen. Im Senate hatte Crassus das Uebergewicht, aber Pompejus hatte bey dem Volke die meiste Gewalt. Er verschafte auch dem Volke die Aemter ihrer Tribunen wieder, und gab zu, daß durch eine neue Verordnung der Stand der Ritter wieder das Recht der Gerichtsverwaltung bekam.

Das angenehmste Schauspiel gab Pompejus dem Volke dadurch, daß er sich selbst vor die Censoren stellte, und um seine Erlassung von Kriegsdiensten bat. Es ist nämlich bey den römischen Rittern der Gebrauch eingeführt, daß sie, wenn sie gewisse durch die Gesetze bestimmte Jahre hindurch im Kriege gedienet haben, sich mit ihrem Ritterpferde auf dem Markte vor den zwey obrigkeitlichen Personen, die Censoren heissen, zu stellen pflegen, ihre Feldzüge, die sie gethan, mit Benennung der Generale, unter denen sie gedient, erzehlen, von ihren Kriegsdiensten Rechenschaft geben, und alsdenn die Erlassung von fernern Kriegsdiensten erhalten, wobey denn ihre Aufführung entweder gelobt oder getadelt wird. Die beyden damaligen Censoren waren Gellius und Lentulus. Als sie in ihrem obrigkeitlichen Schmucke auf ihrem Tribunal sassen, und die Musterung über die Ritter hielten, erschien Pompejus auf dem obern Theile des Markts, und gieng auf sie zu. Er war mit allen Ehrenzeichen seiner hohen consularischen

Würde geschmückt, und führte sein Ritterpferd an der Hand. Als er sich näherte, befahl er seinen vorangehenden Gerichtsdienern, Platz zu machen, und dann führte er sein Pferd selbst vor das Tribunal. Eine allgemeine Stille voller Erstaunen herrschte durch die ganze versammelte Menge von Volk. Die beyden Censoren fühlten sich von Scham und Freude über diesen Anblick durchdrungen. Der ältere Censor redete hierauf nach Gewohnheit den Pompejus an: Pompejus Magnus, ich frage dich, hast du alle die Feldzüge gethan, die die Gesetze vorschreiben? Pompejus antwortete mit lauter Stimme: Alle, und ich habe alle Feldzüge unter meinem eigenen Commando gethan. Das versammelte Volk erhob bey Anhörung dieser Worte ein Freudengeschrey, und konnte für Freude gar nicht aufhören zu schreyen und zu jauchzen. Die Censoren mußten aufstehen, und die Versammlung aus einander gehen lassen, um dem Volke gefällig zu seyn, welches mit unaufhörlichen Frohlocken und Zujauchzen den Pompejus nach Hause begleitete.

Als die Uneinigkeit zwischen den Pompejus und Crassus, eben bey der Niederlegung ihres Consulats, am stärksten zunahm, so bestieg ein gewisser Cajus Aurelius, ein römischer Ritter, der sonst ein geschäftloses Privatleben führte, in der Versammlung des Volks den Rednerstuhl, und gab vor, daß ihm Jupiter des Nachts im Traume erschienen sey, und befohlen habe, den beyden Consuln zu sagen, sie sollten nicht eher ihr Consulat niederlegen, bis sie wieder mit einander Freunde geworden wären. Pompejus blieb bey diesen Worten ganz ruhig stehen,

Crassus aber reichte dem Pompejus zuerst die Hand, und sagte dabey zum Volke: Ich glaube nichts Unedles und Niedriges zu thun, daß ich dem Pompejus nachgebe, da ihr ihn, noch ehe er einen Bart hatte, des Beynamens des Grossen werth hieltet, und ihm, ehe er noch im Senate saß, zwey Triumphe zuerkanntet. Darauf versöhnten sich die römischen Consuln mit einander, und legten ihr Amt nieder. *) Crassus setzte seine bisher gewöhnliche Lebensart fort, Pompejus aber fieng an, sich den gerichtlichen Reden zu entziehen, verließ nach und nach den Markt, und erschien selten öffentlich, und immer unter einer grossen Begleitung von seinen Anhängern. Es war nicht leicht, ihn ohne einem Schwarme von umstehenden Volke zu sehen oder zu sprechen, und er fand darinnen ein Vergnügen, daß er stets mit einer Menge Leute umgeben erschien, durch welchen Anblick er sich eine ehrwürdige Pracht verschafte, und seinem Grundsatze zufolge, durch die Entfernung von dem Umgange und der Vertraulichkeit mit gemeinen Bürgern, eine Art von Würde behauptete. Denn das Privatleben im Frieden ist für die Ehre derjenigen Männer, die durch die Waffen groß geworden, gefährlich, und schickt sich nicht gut zur Gleichheit im demokratischen Staate. Dergleichen Männer wollen auch hier, wie im Felde, einen Vorzug haben, und diejenigen, die im Felde unterwürfig seyn muß-

*) Vergl. das Leben des Crassus im 5ten Theile S. 83 u. ff. wo der römische Ritter aber Gnatius Aurelius, vermuthlich durch einen Fehler der Abschreiber, genannt wird.

ten, finden es unerträglich, wenn sie nicht im Frieden sich einen Vorzug verschaffen können. Daher suchen sie immer denjenigen, der sich im Lager und durch Triumphe einen besondern Glanz erwarb, wenn sie ihn auf den Markt bekommen, nieder zu drücken und zu überwältigen; wenn er ihnen aber im Frieden ausweicht und nachgiebt, so lassen sie seine im Kriege erworbene Ehre in Ruhe. Die nachfolgenden Begebenheiten bestätigen diese Anmerkung.

Die Seeräuber, die zuerst aus Sicilien mit ihrer Kriegsmacht zum Vorschein kamen, und ihre Verwegenheit anfänglich nur auf eine verdeckte Weise trieben, bekamen im mithridatischen Kriege, in welchem sie dem Mithridates dienten, neuen Muth und Kühnheit. Bey den nachherigen innerlichen Kriegen der Römer, die vor den Thoren ihrer Stadt mit einander fochten, und das Meer ohne alle Beschützung liessen, machten sich die Seeräuber nach und nach immer auf der See mächtiger. Sie machten nun nicht mehr bloß auf die Schife Jagd, sondern plünderten auch die Inseln und Küsten. Es begaben sich auch nun schon Leute von Vermögen und gutem Stande und von vorzüglicher Einsicht auf dergleichen Raubschife, und nahmen an diesem Unwesen, wie an einem Gewerbe, das Ruhm und Ansehen geben konnte, Antheil. Sie hatten an vielen Orten ihre ordentliche Schifsstationen und befestigte Häfen, und thaten in ganzen Flotten Angriffe, welche nicht nur mit tapfern Seesoldaten und geschickten Ruderern versehen waren, sondern auch durch die Behendigkeit und Leichtigkeit der Schife zu ihren

Expeditionen bequem eingerichtet waren. Zu der Furcht, die sie erregten, fügten sie auch das Aergerniß einer übermüthigen Frechheit: ihre Schife hatten vergoldete Hintertheile, purpurne Vorhänge, und Ruder mit Silber beschlagen, und so schienen sie noch mit ihrem Frevel durch Ueppigkeit und Stolz zu pralen. Der Schall ihrer Flöten und Siegsgesänge an dem ganzen italienischen Ufer, ihre Schmausereyen auf den römischen Küsten, ihre Entführungen angesehener Männer, und die Brandschatzungen, die die von ihnen eingenommenen Städte geben mußten, waren für die Herrschaft der Römer eine wahre Schande. Die Anzahl dieser Raubschife belief sich über tausend, und es waren auf vierhundert Städte in ihrer Gewalt. Diese Seeräuber plünderten auf ihren Zügen die heiligsten bisher unberührten Oerter und Tempel, den Tempel des didymäischen Apollo zu Klaros, den Tempel in Samothracien, den Tempel der Ceres zu Hermione, den Tempel des Aeskulaps in Epidaurien, die Tempel des Neptuns auf den Isthmus, in Tänarus und Kalaurien, des Apollo Tempel in Actium, Leukas, der Juno ihren in Samos, Argos und Lacinien. In Olympon aber opferten sie nach gewissen fremden Gebräuchen, und führten zugleich einen gewissen geheimen Dienst des Mithres ein, der bis jetzo noch dort üblich geblieben ist.

Gegen die Römer trieben sie ihren Frevel so weit, daß sie bey ihren Landungen auf den öffentlichen Strassen raubten, und die dabey gelegenen Landgüter verwüsteten. Sie entführten sogar einstmals zwey Prätoren in ihren Purpurkleidern, und nahmen

die Lictoren und andere Bediente, die sie bey sich hatten, mit gefangen hinweg. Auch die Tochter des Antonius, der einen öffentlichen Triumph gehalten, wurde bey einer Spazierreise aufs Land von ihnen gefangen genommen, und mußte sich mit vielem Gelde ranzioniren. Am frevelhaftesten war ihr Betragen, wenn sie einen Römer gefangen bekamen, und dieser ihnen zurief, daß er ein Römer sey, und seinen Namen sagte. Alsdenn stellten sie sich darüber bestürzt und furchtsam an, schlugen sich an die Hüften, und baten ihn fußfällig um Verzeihung. Wenn er sie nun in dieser demüthigen Stellung sahe, und ihren Worten traute, so fiengen einige an, ihm Schuhe anzuziehen, andere zogen ihm eine römische Toga an, damit man ihn nicht verkennen möchte. Wenn sie lange genug mit ihm hatten auf solche Art ihr Gespötte getrieben, und ihre freche Lust gesättiget, so stellten sie eine Leiter mitten ins Meer, und befahlen ihm, darauf zu steigen, und sich in Ruhe nun wegzubegeben, wenn er denn nun das nicht thun wollte, so stürzten sie ihn mit Gewalt ins Meer hinab.

Sie schwärmten mit ihrer Macht auf dem ganzen an der Italienischen Küste gelegenen Meere *) herum, so daß aller Handel danieder lag, und sich niemand mehr auf die See getraute. Dieses setzte

*) τὴν καθ' ἡμας θαλασσαν. Vergl. die Anmerkung des sel. Reiske ad Tom. III. Opp. Plut. pag. 932. Indessen bleibt doch die vorgeschlagene Lesart des Moses du Soul, τὴν κατω θαλασσαν, das untere, tyrrhenische Meer, nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit.

die Römer um so mehr in Verlegenheit, da sie schon Mangel an Zufuhre litten, und eine grosse Theurung befürchteten. Sie kamen daher auf den Entschluß, den Pompejus wider diese Seeräuber abzusenden, um sie ganz von der See zu vertreiben. Einer von den Freunden des Pompejus, Gabinius, brachte ein Staatsdecret in Vorschlag, durch welches dem Pompejus nicht bloß das Obercommando in dieser Expedition, sondern eine monarchische ganz unumschränkte Gewalt, die ihn von aller Rechenschaft befreyete, zugestanden wurde. Denn dieses Decret trug ihm das Obercommando über das ganze mittelländische Meer bis an die Säulen des Herkules auf, und zugleich über alles feste Land von der Küste an innerhalb vierhundert Stadien. Dieser Bezirk begrif fast alle Länder in sich, die zum römischen Reiche gehörten, und die größten Völkerschaften und die mächtigsten Könige. Ausserdem sollte Pompejus, diesem Decrete zufolge, sich funfzehn Unterbefehlshaber aus dem Senate erwählen, so viel Geld, als er zur Kriegsrüstung für nöthig fände, von den Quästoren und Zollbeamten nehmen, zweyhundert Schife ausgerüstet bekommen, und über deren Bemannung und Einrichtung und den dazu anzunehmenden Truppen freye uneingeschränkte Gewalt haben. Wie dieses Decret verlesen war, gab das Volk den lautesten Beyfall dazu, aber die vornehmsten und angesehensten vom Senate waren der Meynung, daß die darinnen ertheilte unbestimmte und unumschränkte Gewalt zwar über die Grenzen des Neides hinweggesetzt, aber auch zugleich gefährlich sey. Daher widersetzten sie sich der Bestätigung dieses vor-

geschlagenen Decrets, den Cäsar ausgenommen, welcher es genehmigte, nicht aus Wohlwollen gegen den Pompejus, sondern um gleich vom Anfange an sich das Volk durch Gefälligkeiten ergeben zu machen. Die andern setzten dem Pompejus hart zu, und der eine Consul sagte sogar zu ihm, er ahme den Romulus nach, und werde daher einem gleichen Ende mit ihm nicht entgehen, über welchen Ausdruck er aber in Gefahr kam, vor dem versammelten Volke umgebracht zu werden.

Darauf trat Catulus wider dieses Decret auf, welchem das Volk mit ehrfurchtsvoller Stille zuhörte. Er sprach, ohne Neid merken zu lassen, viel zur Ehre und zum Vortheile des Pompejus, rieth aber, einen solchen Mann zu schonen, und nicht den mannichfaltigen Gefahren dieses Krieges auszusetzen! Wen werdet ihr, sagte er, an seiner Stelle haben, wenn ihr ihn einbüssen solltet? — Dich selbst, schrie die ganze Menge Volks einstimmig ihm entgegen. Er sahe also, daß er nichts ausrichtete, und trat mit verfehltem Endzwecke ab.

Roscius wollte hierauf etwas dagegen vorbringen, aber es wollte niemand auf ihn hören. Er zeigte also bloß mit seinen Fingern an, daß man doch nicht möchte den Pompejus zum alleinigen Feldherrn, sondern noch einen andern neben ihm zum zweyten Feldherrn ernennen. Darüber aber soll das Volk in ein solch entsetzliches Geschrey des Unwillens ausgebrochen seyn, daß ein eben vorbeyfliegender Rabe von der Erschütterung der Luft herabgestürzt wurde, und mitten unter das Volk auf den Markt fiel. Daher bin ich nicht der Meynung, daß eine Zerreissung

und Trennung der Luft bey einem groſſen Schalle das Herabfallen der Vögel verurſache, ſondern, daß ſie durch einen Stoß und Schlag des Schalles, wenn er in der Luft einen heftigen Wirbel macht, herabgeſtürzt werden.

Damals gieng die Verſammlung aus einander, ohne einen Schluß abgefaßt zu haben. Allein als am folgenden Tage darüber die Stimmen geſammelt werden ſollten, begab ſich Pompejus aufs Land. Wie er aber Nachricht erhielt, daß das Decret ſeine völlige Gültigkeit erhalten hätte, kam er des Nachts in die Stadt, um das Einholen und den Zuſammenlauf des Volks, welches Neid erweckt hätte, zu vermeiden. Am folgenden Tage erſchien er frühmorgens öffentlich, und brachte den Göttern ein Opfer. In der darauf gehaltenen Verſammlung des Volks brachte er es dahin, daß ihm noch weit mehr zugeſtanden wurde, als ſelbſt das Decret enthielt. Die Kriegszurüſtung wurde beynahe verdoppelt. Er bekam eine Flotte von fünfhundert völlig bemannten Schifen, ein Heer von hundert und zwanzigtauſend Mann zu Fuß, und fünftauſend zu Pferde: er erwählte ſich ſelbſt vier und zwanzig Senatoren zu ſeinen Unterbefehlshabern, und erhielt zwey eigene Rennmeiſter. Da gleich darauf der Preis der Lebensmittel fiel, bezeigte das Volk eine ſo groſſe Freude darüber, daß es behauptete, der bloſſe Name des Pompejus habe den Krieg ſchon geendigt.

Er theilte das mittelländiſche Meer in dreyzehn Striche, und gab über einen jeden derſelben einem beſondern General mit einer zugeordneten Anzahl Schifen das Commando, auf welche Art er mit ſeiner

allenthalben ausgebreiten Macht auf einmal die Raubschife anfiel, und sie haufenweise auf seiner Jagd eroberte und wegführte. Diejenigen, welche ihm noch entkommen waren, zogen, wie ein Bienenschwarm, von allen Orten nach Cilicien, wohin aber Pompejus selbst mit sechszig seiner besten Schife segelte, nachdem er erst vorher das ganze hetrurische afrikanische, sardinische, corsische und sicilianische Meer von allen Seeräubern gereinigt hatte. Zu dieser ganzen Expedition hatte er nicht mehr als vierzig Tage gebraucht, und sowohl er selbst als alle seine Generale hatten dabey unermüdeten Eifer und Thätigkeit bewiesen.

In Rom hatte indessen der Consul Piso aus Neid und Haß diese ganze Kriegsrüstung aufgehoben, und die ganze Mannschaft ihrer Dienste entlassen. Pompejus segelte daher mit seiner ganzen Flotte nach Brundusium, und begab sich zu Lande durch Hetrurien nach Rom. Auf die Nachricht von seiner Ankunft gieng ihm das römische Volk schaarenweise entgegen, als wenn er nicht erst vor wenig Tagen von Rom abgegangen wäre. Diese Freude rührte vorzüglich von der unerwartet schnellen Veränderung her, mit welcher der Preis der Lebensmittel gefallen, und alles im Ueberflusse zu bekommen war. Piso kam in Gefahr, sein Consulat zu verlieren, und Gabinius hatte schon wirklich deswegen ein Decret abgefaßt; aber Pompejus hintertrieb es selbst, und bezeigte sich überhaupt in allen Dingen sehr mäßig. Nachdem er, was er zur fernern Expedition brauchte, erhalten hatte, segelte er wieder nach Brundusium ab. So eingeschränkt auch seine Zeit war,

und so eilfertig er bey den andern Städten vorbeysegelte, gieng er doch nicht Athen vorbey. Er brachte den Göttern in dieser Stadt Opfer, und hielt eine Rede an das athenienſiſche Volk, worauf er bald die Stadt wieder verließ. Er fand hier zwey auf ihn verfertigte Inſchriften. Die eine ſtand innerhalb dem Thore, und war von folgendem Inhalte:

So ſehr du glaubſt, daß du ein Menſch biſt,
ſo ſehr biſt du ein höherer Geiſt.

Die andere ſtand auswärts am Thore: —

Wir erwarteten dich, ſahn dich, beteten dich an,
begleiten mit unſrer Ehrfurcht dich.

Da er ſich gegen einige von den noch auf dem Meere herumſchwärmenden Seeräubern, die ihn um Pardon bitten lieſſen, ſehr gnädig bewies, und ihnen, wenn ſie ſich mit ihren Schifen ſelbſt überlieferten, kein Leid zufügte, ſo ſchöpften dadurch auch viele andre gute Hoffnung, ſuchten den Unterbefehlshabern des Pompejus zu entkommen, und überlieferten ſich ihm ſelbſt mit ihren Weibern und Kindern, die er denn auch insgeſammt verſchonte, und durch ſie die andern noch verſteckten aufſpürte, welche er als Räuber, die ſich ihrer Verbrechen bewußt waren, gefangen nahm.

Der gröſte und mächtigſte Haufen dieſer Seeräuber brachte indeſſen ſeine Schätze, Familien, und das unbrauchbare Volk in Schlöſſer und feſte Städte an den Berg Taurus, und ſtellte ſich ſelbſt mit ſeinen gehörig bemannten Schifen dem heranſegelnden Pompejus bey Korakeſium, einem ciliciſchen Vorgebirge, entgegen: aber er wurde in einem Seetreffen geſchlagen, und belagert. Endlich lieſſen dieſe

Ueberwundnen durch Abgeordnete um Gnade bitten, und ergaben sich mit allen den Städten und Inseln, die sie besetzt und befestigt hatten, und deren Eroberung viele Mühe würde gekostet haben. Auf diese Weise wurde der Krieg geendigt, und in einer Zeit von nicht mehr als drey Monaten war das Meer gänzlich von allen Seeräubern befreyet worden.

Pompejus bekam ausser vielen andern Schifen neunzig mit Erzt beschlagene in seine Gewalt, und über zwanzigtausend Gefangene. Er wollte nicht gern alle diese Menschen umbringen, und hielt es auch nicht für gut, diese grosse Menge, die im äussersten Mangel und des Kriegs gewohnt war, entweder in der Zerstreuung herumwandern, oder sich gar wieder zusammen rottiren zu lassen. Er bedachte dabey, daß der Mensch nicht von Natur ein wildes ungeselliges Thier sey, sondern es immer erst würde, wenn er, wider den Trieb der Natur, sich dem Laster überliesse, und daß er durch Veränderung der Oerter und der Lebensart wieder gesitteter werden könne, so wie auch wilde Thiere durch eine sanftere Zucht können zahm gemacht werden, und ihre Wildheit ablegen. Er faßte daher den Entschluß, sie von dem Meere aufs feste Land zu bringen, und durch den Ackerbau und Gewerbe in den Städten an eine sittlichere Lebensart gewöhnen zu lassen. Einige mußten also nun in den kleinen und schlecht bewohnten Städten in Cilicien, die auch dazu mehr Land erhielten, aufgenommen werden. Mit dem größten Theile aber bevölkerte Pompejus die Stadt Soli wieder, welche der armenische König Tigranes zerstört hatte, und die Pompejus wieder aufbauen ließ.

Einer grossen Anzahl gab er auch die Stadt Dyme in Achaja zum Wohnplatze ein, die damals Mangel an Einwohnern, und vieles fruchtbares Land hatte.

An diesem Verfahren fanden selbst seine Neider nichts zu tadeln. Hingegen konnten auch sogar seine besten Freunde sein Betragen gegen den Metellus in Kreta nicht billigen. Dieser Metellus, ein Anverwandter desjenigen Metellus, der mit dem Pompejus zugleich in Spanien Feldherr gewesen, war, noch ehe Pompejus das Commando gegen die Seeräuber bekam, als Prätor nach Kreta geschickt worden; welche Insel, nächst Cilicien, der vornehmste Waffenplatz dieser Seeräuber war. Er hatte eine grosse Anzahl von ihnen theils gefangen genommen, theils getödtet, und die noch überbliebenen hielt er eingeschlossen. Sie schickten aber Abgeordnete an den Pompejus, und liessen ihn bitten, selbst nach Kreta zu kommen. Pompejus gab diesem Gesuche Gehör, als wenn die Insel Kreta mit in den Bezirk seines ihm durch das Decret zuertheilten Commando gehört hätte, und an allen Orten noch nicht die bestimmten vierhundert Stadien vom Meere entfernt wäre. Er schrieb an den Metellus, und verbot ihm, die Feindseligkeiten weiter fortzusetzen. Er gab den Städten in Kreta schriftlichen Befehl, dem Metellus keinen Gehorsam zu leisten, und schickte einen von seinen Obersten, den Lucius Octavius, dahin ab, welcher sich in die vom Metellus belagerte Stadt begab, und mit den Feinden gegen ihn fochte, wodurch er aber den Pompejus nicht allein verhaßt sondern auch lächerlich machte, da dieser seinen Na-

men so frevelhaften Bösewichtern liehe, und seine Autorität ihnen gleichsam wie ein Amulet wider die Uebel des Krieges, bloß aus Ehrgeitz gegen den Metellus, umhieng. — Man sagte bey dieser Gelegenheit: „Achilles selbst betrug sich nicht als Mann, sondern als unbesonnener, von Ehrfurcht eingenommener Jüngling, da er den andern Kriegern winkte, und ihnen verbot, nach den Hektor zu schiessen, daß niemand den Helden zuerst träfe, und ihm den Preis des Sieges raubte. *) Pompejus aber ficht selbst für die Errettung der gemeinschaftlichen Feinde, damit er einem Prätor, der viele Beschwerlichkeiten des Krieges ausgestanden, die Ehre des Triumphs entreisse.“ — Allein Metellus gab nicht nach, er eroberte die belagerte Stadt, zog die Seeräuber zur verdienten Strafe, und schickte den Octavius mit Vorwürfen und Schimpf überhäuft aus dem Lager hinweg.

In Rom war aber kaum die Nachricht eingelaufen, daß der Krieg gegen die Seeräuber geendigt sey, und Pompejus in Ruhe und Frieden die befreyten Städte besichtige, als einer von den Tribunen des Volks, Manilius, ein Decret in Vorschlag brachte, welchem zufolge Pompejus das Commando über die ganze Kriegsmacht und die Provinzen bekommen sollte, über die Lucullus gesetzt war, und dazu noch über Bithynien, wo Glabrio Statthalter war, und gegen die Könige Mithridates und Tigranes den Krieg fortsetzen sollte, und zwar mit Beybehaltung der bisherigen Admiralsstelle, und

*) Iliad. Libr. XXII. vers. 207.

derjenigen unumschränkten Gewalt, welche ihm das vorige Staatsdecret ertheilt hatte. Das hieß, das ganze römische Reich insgesammt der Herrschaft eines einzigen Mannes unterwerfen. Denn die noch übrigen Provinzen, die, nach dem vorigen Decrete, den Befehlen des Pompejus noch nicht unterworfen waren. Phrygien, Lykaonien, Galatien, Kappadocien, Cilicien, der obere Theil von Kolchis, und Armenien standen nunmehr auch, nebst der Armee und der ganzen Macht, mit welcher Lucullus gegen den Mithridates und Tigranes Krieg geführt hatte, unter seinen Befehlen.

Die Vornehmsten in Rom achteten nicht so sehr darauf, daß Lucullus dadurch der Ehre, die er sich durch seine Feldzüge in Asien erworben hatte, beraubt wurde, und mehr einen Nachfolger im Triumphe als im Kriege erhielt, ob sie gleich die Undankbarkeit und Ungerechtigkeit gegen diesen Feldherrn erkannten. Sie betrachteten vielmehr die grosse Gewalt, die Pompejus bekam, und die eine Art von Despotie war, mit desto grössern Unwillen, und ermunterten einander, der Sache sich zu widersetzen, und die Freyheit nicht zu vernachläßigen. Wie aber die Zeit kam, da das Decret deswegen sollte zu Stande kommen, schwiegen die übrigen alle, und liessen ihren Vorsatz, aus Furcht vor dem Volke, fahren, den einzigen Catulus ausgenommen, welcher sehr viel dawider vorbrachte, und da er damit bey dem Volke nichts ausrichtete, sich an den Senat wandte, und ihm zu wiederholten malen zuschrie, er solle, wie die Vorfahren gethan, einen Berg und Felsen suchen, auf den er flöhe, um die Freyheit zu

behaupten. Gleichwol wurde das Decret, wie man erzehlt, von allen Zünften als gültig bestätigt, und Pompejus bekam in seiner Abwesenheit eine Macht, die Sylla sich kaum durch die Gewalt der Waffen, mit der er sich Rom unterwürfig machte, hatte verschaffen können.

Er selbst stellte sich bey der erhaltenen Nachricht von diesem ausgefertigten Staatsdecret gegen seine Freunde, die ihn dazu Glück wünschten, mißvergnügt, nahm eine traurige finstre Miene an, schlug an seine Hüfte, und brach in die Worte aus: Ach! daß doch die Kriege gar kein Ende haben sollen! Wie viel besser wäre es für mich, wenn ich einer der gemeinsten Bürger wäre! Soll ich denn nie aufhören, zu Felde zu liegen? Konnte ich denn nicht diesem Gegenstande des Neides entgehn, und ruhig mit meiner Frau auf meinem Landgute leben! Aber jedermann, selbst seine vertrauten Freunde ärgerten sich über diese Verstellung, denn man wußte wohl, daß er sich um so mehr darüber freute, je mehr dabey seine natürliche Ruhmbegierde und Herrschsucht noch durch die Feindschaft, die er gegen den Lucullus hegte, angefacht wurde.

Auch entdeckte sein Betragen sehr bald seine wahren Gesinnungen. Er sandte allenthalben hin Befehle, daß sich alle römischen Soldaten bey ihm einfinden, und alle dem römischen Reiche gehorsame Könige und Fürsten sich zu ihm verfügen sollten. Auf seinem Marsche durch die römische Provinzen änderte er alles, was Lucullus befohlen hatte, vielen erließ er die ihnen zuerkannten Strafen, andern nahm er die gegebenen Belohnungen, und überhaupt

betrug er sich so, daß er allen Verehrern des Lucullus zeigte, wie dieser Mann nun nichts mehr zu sagen hätte.

Die Beschwerden, die Lucullus darüber führte, verursachten, daß ihre Freunde eine Zusammenkunft vermittelten, welche in Galatien gehalten wurde. Da sie beyde grosse Feldherren waren, und schon grosse Siege gehalten hatten, so trugen die beyderseitigen Lictoren ihre Fasces mit Lorbeerzweigen umwunden. Lucullus kam aus grünen und schattigten Gegenden. Pompejus hingegen war durch ein weites dürres Land gezogen, wo keine Bäume wuchsen. Die Lorbeerzweige, die die Lictoren des Pompejus hatten, waren daher welk und dürre: aber sobald die Lictoren des Lucullus dieses sahen, theilten sie ihnen von ihren frischen Lorbeerzweigen mit, und zierten damit die Fasces des Pompejus, welches verschiedene dann für eine Vorbedeutung auslegten, daß Pompejus die Ehre und Belohnungen der Siege des Lucullus davon tragen würde.

Lucullus war älter als Pompejus, und auch eher, als er, Consul gewesen, Pompejus aber hatte wegen seiner schon gehaltenen zwey Triumphe eine grössere Würde. Beym ersten Empfange erwiesen beyde Feldherren einander alle mögliche Höflichkeit und politische Freundschaft: sie rühmten wechselseitig ihre Verdienste und Siege, und bezeugten einander ihre Freude darüber. Aber in ihren Unterhandlungen selbst beobachteten sie so wenig Bescheidenheit und Mäßigung gegen einander, daß sie sogar zu Beschimpfungen kamen, Pompejus dem Lucullus seine Geldgierde, dieser jenem seine Ruhmsucht vor-

warf, und kaum von ihren Freunden konnten aus einander gebracht werden.

Lucullus theilte darauf die Ländereyen in dem eroberten Galatien, und andre Geschenke nach Gefallen aus. Pompejus schlug sein Lager in einer kleinen Entfernung von ihm auf, und verbot, dem Lucullus Gehorsam zu leisten, und machte ihm auch alle seine Truppen abwendig, bis auf sechzehnhundert Mann, die er wegen ihrer frechen Störrigkeit ohnehin für wenig brauchbar hielt, und die auch gegen den Lucullus aufgebracht waren. *) Er spottete auch öffentlich über die Thaten des Lucullus, und sagte: „Lucullus habe nur gegen den schauspielmäßigen Pomp und die Schattenrüstungen der asiatischen Könige Krieg geführt, ihm aber die Gefechte gegen eine wirkliche Kriegsmacht, die durch Schaden klug geworden, überlassen, da Mithridates nunmehr erst die eigentlichen Waffen und Schwerdter ergriffen habe.“ Lucullus, um sich zu rächen, sagte dagegen: „Pompejus käme nur, um gegen das noch übrige Schattenbild des Krieges zu fechten, er sey gewohnt, wie träge Vögel, sich auf die, die andre getödtet hätten, zu setzen, und die Ueberbleibsel der Kriege aufzureiben. Auf solche Weise habe er sich auch die Siege des Crassus, Metellus und Catulus, über den Sertorius, Lepidus und Spartacus zugeschrieben. Es sey daher kein Wunder, daß ein solcher Mensch, der durch allerley Künste sich sogar zu ei-

*) Zur deutlichen Kenntniß aller dieser Umstände gehört das Leben des Lucullus, welches im 4. Theile dieser Biographien befindlich ist, besonders S. 377 u. ff.

nem Triumphe über Sklaven hinzugedrungen habe, auch jetzo den Ruhm der armenischen und pontischen Kriege an sich zu reissen suche."

Pompejus ließ gleich nach der Abreise des Lucullus mit seiner ganzen Flotte das Meer zwischen Phönicien und dem Bosphorus besetzen, und gieng zu Lande auf den Mithridates selbst los. Dieser König hatte eine Armee von dreyßigtausend Mann zu Fuß, und zweytausend Reuter beysammen. Aber er getraute sich doch nicht eine Schlacht zu wagen. Er verließ einen festen und beynahe unüberwindlichen Berg, auf welchem er sein Lager aufgeschlagen hatte, aus Mangel am Wasser. Pompejus nahm diesen Berg sogleich ein, und da er aus der Beschaffenheit der grünen Gesträuche und den abhängigen Oertern schloß, daß in dieser Gegend Quellen vorhanden seyn müßten, ließ er allenthalben Brunnen graben, und verschafte seinem Lager einen überflüßigen Vorrath von Wasser, so daß man sich wunderte, wie Mithridates in so langer Zeit nichts davon hatte muthmassen können. Darauf schloß er den Mithridates mit seinem Lager ein, welcher aber, nachdem er fünf und vierzig Tage so eingeschlossen gestanden, unbemerkt mit seinen besten Truppen entwischte, und das unnütze Volk und die Kranken vorher umbringen ließ.

Pompejus holte ihn beym Euphrat wieder ein, und stellte sich ihm entgegen. Weil er besorgte, er möchte ihm über den Euphrat zu entkommen suchen, so rückte er um Mitternacht mit seiner ganzen Armee auf ihn an. Um eben diese Zeit hatte Mithridates, wie man erzehlt, einen Traum, der ihn sein

bevorstehendes Schicksal andeutete. Er schifte im Traume mit einem günstigen Winde auf dem pontischen Meere, hatte schon den Bosphorus im Gesichte, und freute sich mit seinen Begleitern, die mit ihn segelten, über ihre Errettung und Sicherheit. Plötzlich aber sahe er sich von allem verlassen, und auf den Trümmern eines kleinen Schifes herumgetrieben. Indem er noch in diesem ängstlichen Traume lag, weckten ihn seine Freunde mit der Nachricht, daß Pompejus gegen das Lager anrücke. Es war nun nothwendig, vor dem Walle zu fechten. Die Obersten führten die Truppen in Schlachtordnung auf.

Wie Pompejus aber gewahr wurde, daß die Feinde sich in Bereitschaft stellten, trug er Bedenken, sich in der Finsterniß der Gefahr auszusetzen, und hielt für rathsamer, sie nur so eingeschlossen zu halten, daß sie nicht entweichen könnten, und sie bey Tage mit seiner ohnehin überlegnen Macht anzugreifen. Allein die ältesten von seinen Obersten bewogen ihn doch durch Bitten und Vorstellungen zum Angriffe. Und es war auch nicht ganz finster, sondern der untergehende Mond gab noch genugsamen Schein, wodurch auch die königlichen Truppen am meisten hintergangen wurden. Denn die Römer hatten den Mond im Rücken, und der bey seinem Untergange verminderte Schein machte ihre Schatten viel länger, so daß die Feinde den Zwischenraum nicht genau erkennen konnten, und vor der Zeit sie ganz nahe glaubten, und ihre Wurfspiesse vergeblich abschossen, ohne einen Römer zu treffen. Die Römer stürzten, sobald sie dieses sahen, mit erhobnem Feld-

geschrey auf sie ein, und sie sich getrauten nicht mehr Stand zu halten, sondern ergriffen voller Verwirrung die Flucht. Es wurde eine solche Niederlage angerichtet, daß mehr als zehntausend Mann königliche Truppen auf dem Platze blieben, und das Lager erobert wurde.

Mithridates schlug sich gleich im Anfange des Gefechts mit achthundert Reutern durch die Römer durch, wurde aber von den übrigen allen, die sich insgesammt zerstreuten, bis auf drey Personen, verlassen. Unter diesen getreuen Personen befand sich seine Buhlerin Hypsikrate, ein männlich tapferes, herzhaftes Frauenzimmer. Mithridates selbst hatte ihr den Namen Hypsikrate gegeben. Damals hatte sie eine persische Mannskleidung und ein persisches Pferd, und sie ermüdete auf der Länge ihrer Flucht weder an den Kräften ihres Körpers noch an der Sorgfalt für die Wartung des Königs und des Pferdes, bis sie Inora *) erreichten, wo viele königliche Schätze und Kostbarkeiten aufbewahrt lagen. Mithridates theilte davon die kostbarsten Kleider unter alle diejenigen aus, die sich auf der Flucht wieder bey ihm eingefunden und ihn begleitet hatten. Er gab auch jedem von seinen Freunden eine Portion recht starken Giftes, damit keiner wider seinen Wil-

*) Dacier und andre wollen, daß man hier anstatt Inora Sinoria lesen solle, weil kein Schloß Inora in diesen Gegenden von den Alten angeführt würde, dahingegen Strabo in seiner Erdbeschreibung (Edit. Paris. p. 555. C.) eines Schlosses Sinoria an den Grenzen von Großarmenien erwähnt, in welchem Mithridates viele kostbare Sachen und Schätze verwahrt gehabt.

len in die Gewalt der Römer gerathen möchte. Er nahm darauf seinen Weg nach Armenien zum Tigranes; da dieser ihm aber die Zuflucht versagte, und sogar einen Preis von hundert Talenten auf seinen Kopf setzte, so floh er bey dem Ursprunge des Euphrats vorbey und durch Kolchis.

Pompejus fiel indessen in Armenien ein, wohin ihn der junge Tigranes, der schon vorher von seinem Vater abgefallen war, eingeladen hatte. Beyde Feldherren vereinigten ihre Truppen beym Flusse Araxis, welcher mit dem Euphrat einerley Ursprung hat, aber seinen Fluß gegen Morgen zu nimmt, und sich ins Caspische Meer ergießt. Sie setzten ihren Zug durch die armenischen Städte fort, und unterwarfen sie insgesammt ihrer Bothmäßigkeit. Der alte König Tigranes aber, der kurz vorher schon vom Lucullus war gedemüthigt worden, und viel Gutes von dem sanften menschenfreundlichen Charakter des Pompejus gehört hatte, faßte den Entschluß, nachdem er seine Residenz mit einer Besatzung versehen, mit seinen Freunden und Anverwandten sich selbst zum Pompejus zu begeben, und sich ihm freywillig zu überliefern.

Als er sich dem römischen Lager näherte, kamen ihm zwey Lictoren des Pompejus entgegen, und befahlen, daß er vom Pferde absteigen, und zu Fusse ins Lager kommen sollte, weil kein Mensch im römischen Lager zu Pferde erscheinen dürfe. Tigranes leistete sogleich Gehorsam, und gab auch seinen Degen ab. Wie er endlich vor dem Pompejus selbst erschien, nahm er auch seine königliche Binde ab, um sie dem Pompejus zu Füssen zu legen, und woll-

te sich sogar selbst auf eine niederträchtige Weise vor ihm zur Erde niederwerfen, welches aber Pompejus nicht geschehen ließ, sondern ihm die Hand reichte, und ihn neben sich auf die eine Seite, und auf die andre seinen Sohn stellte. Er sagte darauf zu ihm: „Das, was er bisher verloren, müsse er dem Lucullus zuschreiben, dieser habe ihm Syrien, Phönicien, Cilicien, Galatien und Sophene weggenommen; was er aber bis jetzt noch besessen, sollte er behalten, wenn er den Römern für die ihnen zugefügte Beleidigung eine Geldstrafe von sechstausend Talenten erlegte, und die Provinz Sophene seinem Sohne abträte.“ Tigranes war mit diesen Bedingungen gar sehr zufrieden, und da ihm die Römer auch den Königstitel beylegten, freute er sich so ungemein darüber, daß er noch jedem Soldaten eine halbe Mine Silber, *) jedem Hauptmanne zehn Minen, **) und jedem Obersten ein Talent ***) zu schenken versprach. Sein Prinz war aber über diese Bedingungen so mißvergnügt, daß er auch, da er zur Tafel eingeladen wurde, nicht erscheinen wollte, und dabey äusserte, er habe eine solche Ehrenbezeigung des Pompejus nicht nöthig, und würde leicht einen andern Römer für sich finden. Pompejus ließ ihn darauf in Verhaft nehmen, und zu seinem künftigen Triumphe aufbewahren. Kurz darauf ließ der parthische König Phraates durch eine Gesandtschaft die Auslieferung des jungen Tigranes, als seines

*) Sechs Rthlr. 6 ggr.
**) 125 Rthlr.
***) Ueber Eintausend Rthlr.

Schwiegersohns, verlangen, und zugleich begehren, daß der Euphrat die Grenze zwischen seinem Reiche und der Römer ihrem bleiben müsse. Pompejus aber fertigte die Gesandtschaft mit der Antwort ab: Der junge Tigranes gehöre seinem Vater mehr als seinem Schwiegervater an, und was die Grenze beträfe, so würde er dabey sich nach dem Rechte und der Billigkeit richten.

Er ließ den Afranius mit einer Besatzung in Armenien, und nahm seinen Marsch, wie es, um den Mithridates zu verfolgen, nothwendig war, durch die um den Berg Kaukasus herumwohnenden Völkerschaften, unter denen die Albaner und Iberer die mächtigsten sind. Diese wohnen an den moschischen Gebirgen bis an den Pontus hin, die Albaner gegen Morgen zu bis ans Caspische Meer. Die Albaner verstatteten anfänglich dem Pompejus den verlangten Durchzug; wie er aber wegen des einfallenden Winters in ihrem Lande mit seiner Armee stehen blieb, so nahmen sie sich vor, während dem Saturnalienfeste die Römer zu überfallen. Sie giengen zu dem Ende mit einer Armee von vierzigtausend Mann über den Fluß Cyrnus, welcher von den Iberischen Gebirgen entspringt, den aus Armenien herabkommenden Araxis aufnimmt, und dann in zwölf Ausflüssen sich ins Caspische Meer ergießt. Einige zwar behaupten, daß er sich mit dem Araxis nicht vereinige, sondern für sich allein, aber nahe bey ihm, seinen Ausfluß ins Caspische Meer nehme.

Obgleich Pompejus den Feinden den Uebergang über den Fluß verwehren konnte, so ließ er ihn doch ruhig geschehen, und grif sie erst nachher an, wobey

eine grosse Menge umkam. Als aber ihr König durch Abgesandte ihn um Friede und Verzeihung bitten ließ, so ertheilte er ihm auch sogleich Friede und Erlassung aller Strafe, und marschirte gegen die Iberer, welche an Anzahl nicht geringer als die Albaner, allein weit kriegrischer waren, und die dem Mithridates mit ihrer ganzen Stärke beyzustehen und den Pompejus zurück zu treiben suchten. Diese Iberer waren weder den Medern noch den Persern unterwürfig geworden: sie waren auch von der Herrschaft der Macedonier befreyt geblieben, weil Alexander schleunig aus Hyrkanien zurückgegangen war. Aber Pompejus überwand sie in einer grossen Schlacht, in welcher neuntausend getödtet und über zehntausend gefangen wurden.

Er rückte darauf in Kolchis ein, und beym Flusse Phasis vereinigte sich Servilius mit ihm, der bisher mit einer Flotte den Pontus Euxinus besetzt gehalten hatte. Allein die weitere Verfolgung des Mithridates, welcher zu den Völkerschaften am Bosphorus und der mäotischen See seine Zuflucht genommen hatte, war mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Und er bekam indessen auch Nachricht, daß die Albaner vom neuen sich empört hätten, welches ihn zu solchem Unwillen und Rachbegierde brachte, daß er sogleich umkehrte, um gegen sie zu Felde zu gehn. Er gieng mit vieler Mühe und Gefahr wieder über den Fluß Cyrnus, welchen die Feinde mit vielen Pallisaden verrammelt hatten. Weil er einen langen und beschwerlichen Marsch durch dürre Gegenden nehmen mußte, die Mangel am Wasser hatten, ließ er tausend Schläuche mit

Wasser füllen, und zog gegen die Feinde fort, die er am Flusse Abas in Schlachtordnung antraf. Sie waren sechzigtausend Mann zu Fuß, und zwölftausend zu Pferde stark, aber schlecht bewafnet, und viele nur mit Thierhäuten bedeckt. Sie wurden vom Koßis, dem Bruder ihres Königs, commandirt. Dieser stürzte in der Schlacht auf den Pompejus selbst ein, und traf ihn mit seinem Wurfspiesse an dem Orte, wo der Harnisch zusammengefügt war. Pompejus aber schoß ihn mit seinem Wurfspiesse gleich nieder

In dieser Schlacht sollen auch die Amazonen den Albanern Beystand geleistet haben. Sie kamen, wie man erzehlt, von den Gebirgen am Flusse Thermodon herunter. Die Römer fanden zwar bey der Plünderung auf dem Schlachtfelde keine weiblichen Körper, aber doch amazonische Schilde und Halbstiefel. Diese Amazonen wohnen in den Gegenden am Kaukasus gegen das hyrkanische Meer zu. Sie grenzen nicht an die Albaner, sondern die Geler und Leger wohnen dazwischen, und zu diesen kommen die Amazonen alle Sommer zwey Monate bis an den Fluß Thermodon hin, und gehen nach gepflogenem Umgange wieder in ihr Land zurück, wo sie ohne Mannspersonen leben.

Pompejus wollte nach der Schlacht mit den Albanern bis ans hyrkanische und caspische Meer ziehen, wurde aber durch die Menge der dasigen giftigen Schlangen abgehalten, da er nur noch drey Märsche davon entfernt war. Er zog nach Kleinarmenien, wo er den Königen der Elymäer und Meder, die eine Gesandtschaft an ihn abgefertigt hat-

ten, seine Freundschaft schriftlich versicherte. Den parthischen König, welcher in Gordyene eingefallen war, und die Länder des Tigranes ausplünderte, ließ er durch ein Corps unter dem Befehle des Afranius wieder vertreiben, und bis nach Arbelitis verfolgen.

Er bekam viele Buhlerinen des Mithridates in seine Gewalt, von welchen allen er aber keine berührte, sondern sie insgesammt ihren Eltern und Anverwandten, die größtentheils Officiere oder Vasallen des Mithridates waren, zurückschickte. Unter diesen befand sich Stratonice, welche bey ihm in größter Gunst gestanden, und das allerreichste Schloß inne hatte. Sie war die Tochter eines alten armen Harfenspielers, und Mithridates hatte sich in sie, da sie ihm bey der Tafel einstmals etwas vorsang, so stark verliebt, daß er sie sogleich bey sich behielt, und den Alten wegschickte. Dieser war besonders deswegen sehr unzufrieden, weil ihm Mithridates nicht einmal eines gnädigen Wortes wegen seiner Tochter gewürdigt hätte. Als er aber des Morgens darauf aufwachte, sahe er sein Haus ganz mit Gold- und Silbergeschirr angefüllt, und eine Menge Bedienten und Sklaven um sich herum, die ihm die kostbarsten Kleider brachten. Vor der Hausthüre stand ein Pferd mit so kostbarem Sattelzeuge geschmückt, dergleichen nur die höchsten Hofbediente des Königs hatten. Er hielt das alles anfänglich für Scherz und Gespötte, und wollte zum Hause heraus fliehen: die Bedienten hielten ihn aber zurück, und sagten ihm, daß der König ihm das Haus eines erst kürzlich verstorbenen reichen Mannes geschenkt

hätte, und daß das, was er hier sähe, nur die ersten Proben und ein geringer Theil von allen seinen künftigen Reichthümern wäre. Wie er dadurch endlich von seinem Glücke überzeugt wurde, sprang er auf das Pferd, und jagte durch die Stadt, und schrie immer dabey: Das alles ist mein! Zu denenjenigen, die ihn darüber auslachten, sagte er: Das sey kein Wunder, daß er sich so betrüge, sondern vielmehr, daß er nicht vor Freude wahnwitzig geworden, und mit Steinen unter die Leute würfe. Von solcher Abkunft stammte Stratonice her. Sie übergab ihr Schloß sogleich dem Pompejus, und brachte ihm noch sehr viele Geschenke, von welchen allen er nur das behielt, was zum Schmucke und zur Pracht bey seinem künftigen Triumphe dienen konnte, das übrige ließ er die Stratonice ruhig für sich behalten. Es schickte ihm auch der König der Iberer einen Thron, einen Tisch und ein Ruhebette von Golde zum Geschenke, welches er alles seinen Staatsrentmeistern zur Aufbewahrung im gemeinen Schatze gab.

In dem Schlosse Känon fand er die geheimen Briefschaften des Mithridates, die er wegen der Charakterzüge, die sie vom Mithridates enthielten, mit vielem Vergnügen las. Aus den darin enthaltenen Nachrichten sahe er, daß Mithridates viele mit Gift hatte hinrichten lassen, unter denen selbst sein eigner Sohn Ariarathes war, und Alcäus aus Sardes, weil dieser bey einem Pferderennen den Preis vor ihn erhalten hatte. Es fanden sich auch unter diesen Briefschaften viele Auslegungen von Träumen, die er oder seine Gemahlinnen gehabt

hatten, und die galanten Briefe, die er und Monime mit einander gewechselt hatten. Es soll auch darunter, der Nachricht des Theophanes zufolge, ein Aufsatz vom Rutilius vorhanden gewesen seyn, in welchem er den Mithridates zur Hinrichtung der Römer in Asien ermuntert, wiewohl die meisten mit Recht glauben, diese Nachricht des Theophanes sey nur eine boshafte Erdichtung von ihm, da er den Rutilius, der ihm in nichts ähnlich war, haßte, und vielleicht auch dem Pompejus schmeicheln wollte, weil Rutilius in seiner Geschichte den Vater des Pompejus als einen sehr bösen Mann schildert.

Pompejus zog nach Amisus, wo ihn sein Ehrgeiz zu Verhandlungen trieb, die Neid und Mißfallen erweckten. Er hatte ehemals den Lucullus getadelt, daß er noch bey Lebzeiten des Mithridates die Regierung in dessen Ländern anordnen wollen, und solche Geschenke und Ehrenstellen ausgetheilt hatte, die nur die Sieger nach völlig geendigtem Kriege auszutheilen pflegen. Und er that jetzt eben dasselbe, da Mithridates noch am Bosphorus die Oberhand, und ein starkes Heer beysammen hatte. Er machte, als wenn er den Krieg schon gänzlich vollendet hätte, in den Provinzen Regierungsverordnungen, und theilte die Güter darinnen aus, und wurde von den obrigkeitlichen Personen der Länder, den Gutsherren und zwölf benachbarten barbarischen Königen besucht. Um diesen gefällig zu seyn, gestand er auch nicht dem parthischen Könige, in einer Antwort an denselben, den Titel eines Königs der Könige zu, wie ihn die andern zu nennen pflegten. Er bekam auch Lust Syrien wieder einzunehmen, und

durch Arabien bis ans rothe Meer zu ziehen, damit er auf seinen Zügen in dem römischen Reiche allenthalben als Sieger bis an den Ocean hin dränge. Denn in Afrika war er zuerst bis ans äusserste Meer hingedrungen, in Spanien hätte er die römische Herrschaft bis an das atlantische Meer ausgebreitet, kurz vorher war er bey der Verfolgung der Albaner bis fast ans hyrkanische Meer gekommen, und nun wollte er die Tour seiner Eroberungen bis ans rothe Meer hin reichen lassen. Denn übrigens sahe er wohl ein, daß Mithridates mit den Waffen nicht leicht zu bezwingen, und es noch schwerer war, ihn zu verfolgen, als wider ihn zu fechten. Er sagte deswegen auch: Er wolle ihm einen stärkern Feind, als sich selbst, den Hunger, hinterlassen. Er ließ durch eine Flotte den Bosphorus versperren, und setzte die Todesstrafe auf jede Art von Zufuhr.

Darauf unternahm er mit einem starken Heere seinen Zug. Auf dem Marsche ließ er die noch unbegraben liegenden Römer, die unter dem Triarius in dem unglücklichen Gefechte gegen den Mithridates geblieben waren, mit allen schicklichen Ehrenzeichen begraben, durch deren Vernachläßigung eben sich Lucullus einen grossen Theil jenes Hasses, in welchem er stand, zugezogen hatte. Er ließ durch den Afranius die um den Berg Amanus herum wohnenden Araber demüthigen, und zog selbst nach Syrien, welches Land er unter dem Vorwande, daß es keinen rechtmäßigen König habe, zur römischen Provinz machte, und der Bothmäßigkeit des römischen Volks unterwarf. Er machte auch Judäa dem römischen Reiche unterwürfig, und nahm den König Ari-

stobulus gefangen. In den umliegenden Gegenden ließ er theils neue Städte anlegen, theils befreyete er viele von den kleinen Tyrannen, die sich ihrer bemächtigt hatten, und die er bestrafte. Seine mehrste Beschäftigung bestand indessen in Verordnungen und Entscheidungen gerichtlicher Angelegenheiten, und daß er die Streitigkeiten der dasigen Könige und Städte schlichtete. Wo er nicht selbst hinkam, schickte er seine Freunde. So schickte er den Armeniern und Parthern, die seine Entscheidung wegen einer Grenzstreitigkeit verlangten, drey Personen zu Schiedsrichtern. Denn das Ansehn seiner Macht war eben so groß als der Ruf von seiner Gerechtigkeitsliebe und Mäßigung. Und dadurch bedeckte er auch die vielen Fehler, die seine Freunde und Vertraute begiengen, die er nicht genug hinderte, und nicht bestrafte, wobey er sich aber auch gegen diejenigen, die ihre Beschwerden bey ihm anbrachten, so menschenfreundlich betrug, daß man die Härte und Habsucht seiner ungerechten Freunde mit mehr Geduld ertrug.

Am meisten galt bey ihm ein gewisser Freygelassener, Demetrius, ein sonst sehr geschickter junger Mensch, der sich aber in seinem Glücke nicht zu mäßigen wußte. Man erzehlt von diesem Menschen folgende Anekdote: Cato, der Philosoph, reiste in seiner Jugend, da er schon im grossen Rufe und Ansehn stand, nach Antiochien, als Pompejus sich nicht in der Stadt befand, um die Merkwürdigkeiten Antiochiens zu sehen. Er gieng, wie er immer zu thun pflegte, zu Fusse, seine Freunde aber begleiteten ihn zu Pferde. Vor dem Thore traf er eine

Menge Männer in weissen festlichen Kleidern an, und auf der Strasse auf der einen Seite eine Reihe Jünglinge, auf der andern eine Reihe Knaben in feyerliche Ordnung gestellt. Er wurde darüber böse, weil er glaubte, daß dieser Aufzug eine Ehrenbezeigung für ihn seyn sollte, womit ihm gar nichts gedient war. Indessen ließ er doch seine Begleiter von den Pferden steigen, und mit ihm zu Fusse gehen. Wie er ans Thor heran kam, gieng ihm derjenige, der die Aufsicht über dieses ganze Gepränge hatte, mit einem Kranze und Stabe entgegen, und fragte, wo sie denn den Demetrius gelassen hätten, und wenn er ankommen würde? Die Begleiter des Cato fiengen an laut zu lachen, Cato selbst aber sagte: O du arme Stadt! und gieng, ohne ein Wort weiter zu antworten, vorbey.

Pompejus selbst aber verursachte durch die Gleichgültigkeit, mit welcher er viele Frechheiten ansah, die sich Demetrius gegen ihn sogar herausnahm, daß man den Uebermuth dieses Menschen mit Gelassenheit ertrug. So erzehlt man z. E. daß Demetrius öfters bey Gastmahlen, wenn Pompejus noch auf seine Gäste wartete, und sie empfieng, schon ganz stolz an der Tafel saß, und seine Mütze über beyde Ohren herabgezogen hatte. Er kaufte sich, noch ehe er nach Italien zurück kam, die anmuthigsten Meyerhöfe und schönsten Lusthäuser um Rom, und die prächtigsten Gärten, die unter dem Namen der Demetrischen Gärten berühmt waren. Und Pompejus selbst wohnte bis auf seinen dritten Triumph in einem mäßigen schlechten Hause. Als er in der Folge den Römern das so herrliche und

berühm-

berühmte Theater erbaute, ließ er sich zwar auch, gleichsam als eine Zugabe, ein besseres Haus bauen, welches aber doch so wenig prächtig war, daß der folgende Besitzer sich beym Eintritte darüber verwunderte, und fragte: Wo denn das Tafelzimmer Pompejus des Grossen gewesen sey?

Der König der Araber, die um Petra herum wohnen, hatte bisher die römische Macht verachtet, und fieng jetzt erst an sich zu fürchten. Er meldete dem Pompejus in einem Schreiben, daß er bereit und entschlossen sey, jedem Befehle sich zu unterwerfen. Pompejus rückte, um ihn in dieser Gesinnung zu bestärken, auf Petra selbst an, welche Expedition fast allgemein getadelt wurde. Denn es schien, als wenn er nur dadurch vermeiden wollte, den Mithridates weiter zu verfolgen, da er doch vielmehr gegen diesen alten Feind hätte die Waffen kehren sollen, zumal da derselbe den Krieg in neue Lebhaftigkeit setzte, und sich, den erhaltenen Nachrichten zufolge, gefaßt machte, durch Scythien und Pannonien gar nach Italien einen Einfall zu thun. Allein Pompejus hielt es für leichter, den Mithridates mit der Armee im Felde zu schlagen, als ihn auf der Flucht zu verfolgen, und wollte daher nicht die Zeit mit vergeblichem Nachsetzen zubringen, sondern indessen Nebenexpeditionen ausführen, und die Gelegenheit abwarten.

Das Glück machte inzwischen allen Schwierigkeiten ein Ende. Pompejus war nicht mehr weit von Petra entfernt, hatte denselben Tag schon den Platz zum Lager abgesteckt, und stellte noch für sich eine Uebung zu Pferde vor dem Lager an, als

Bothen aus Pontus mit einer freudigen Nachricht ankamen. Daß sie eine fröhliche Bothschaft brachten, erkannte man sogleich daraus, daß sie ihre Lanzen mit Lorbeerzweigen umwunden hatten. Sobald die Soldaten sie gewahr wurden, liefen sie voller Eile zum Pompejus, und schrieen und drangen mit so ungestümen Bitten in ihn, daß er seine Uebung nicht vollenden konnte, sondern vom Pferde herunter sprang, und mit dem Briefe in der Hand vor das Heer trat. Es war noch keine Erhöhung errichtet, dergleichen die Feldherren bey einer Anrede an die Armee zu haben pflegen, und die Soldaten, die sonst eine solche Erhöhung in der Geschwindigkeit aus Stücken von Erde, die sie über einander legen, zu machen pflegen, nahmen sich aus Eilfertigkeit und Begierde auch dazu nicht einmal die Zeit, sondern legten nur die Sattel ihrer Pferde übereinander, auf welche Erhöhung denn Pompejus trat, und ihnen die Nachricht verkündigte, daß Mithridates todt sey, und sich wegen der Empörung seines eigenen Prinzen Pharnaces selbst umgebracht habe, und daß Pharnaces alles in Besitz genommen, und es für sich und die Römer, wie er selbst schriebe, inne habe.

Die ganze Armee gerieth darüber in die größte Freude, und stellte Opferfeste und Gastmähler an. Es schien, als wenn in dem einzigen Mithridates viele tausend Feinde gestorben wären. Pompejus hatte nun einen so glücklichen Ausgang seines Krieges, wie er selbst nicht leicht hatte erwarten können. Er brach sogleich aus Arabien auf, durchzog die benachbarten römischen Provinzen, und gieng nach Ami-

sus, wo er vom Pharnaces viele herrliche Geschenke und auch viele Gefangene aus der königlichen Familie bekam, und auch den todten Körper des Mithridates selbst, der aber am Gesichte nicht mehr kenntlich war, weil man beym Einbalsamiren vergessen hatte, das Gehirn aus dem Kopfe zu nehmen: doch konnten ihn diejenigen, welche ihn genauer kannten, noch an seinen Narben erkennen. Pompejus selbst wollte ihn nicht sehen, sondern verabscheute den Anblick, und schickte den Körper nach Sinope. Er bewunderte die Grösse und Pracht der Kleidung, und die Waffen des Mithridates. Das Degengehenke, welches vierhundert Talente gekostet hatte, war schon vorher von einem gewissen Publius gestohlen, und dem Ariarathes verkauft worden. Das königliche Diadem, welches von bewundernswürdiger Arbeit war, hatte auch vorher schon ein gewisser Cajus, der mit dem Mithridates zugleich war auferzogen worden, dem Faustus, dem Sohne des Sylla, auf dessen Bitten heimlich verschafft. Pompejus wußte damals noch nichts davon: Pharnaces aber, der diese Entwendungen in der Folge erfuhr, zog diejenigen, die sie dem Mithridates gestohlen hatten, zur gehörigen Strafe.

Nach vollendeten Einrichtungen und Anordnungen trat Pompejus seine Rückreise mit feyerlicher Pracht an. Zu Mitylene wohnte er dem da üblichen Wettstreite der Dichter bey, die alle seine Thaten zu dem Inhalte ihrer Gedichte gewählt hatten. Er schenkte der Stadt wegen des Theophanes die Freyheit. Das Theater dort gefiel ihm so

sehr, daß er einen Riß davon machen ließ, um ein ähnliches darnach zu Rom, doch weit gröſſer und prächtiger, bauen zu lassen. In Rhodus hörte er alle dasigen Sophisten in ihren Lehrstunden, und machte jedem ein Geschenk von einem Talente. Posidonius gab nachher den Discours heraus, den er in seiner Gegenwart wider den Rhetor Hermagoras wegen der allgemeinen Erfindungskunst gehalten hatte. Zu Athen bewies er gegen die Philosophen auf gleiche Art seine Freygebigkeit, und der Stadt schenkte er zur Wiederherstellung ihrer Gebäude funfzig Talente.

Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sein Einzug in Italien der glänzendste von allen, die jemals gewesen, seyn würde, und sehnte sich, seine Mitbürger zu Rom wieder zu sehen, welche gleiches Verlangen trugen, ihn wieder zu sehen. Aber der Dämon, dessen Geschäft es ist, immer unter groſſe und glänzende Glücksbegebenheiten einen Theil von Bitterkeit zu mischen, hatte auch schon längst ihm eine betrübtere Rückkehre zubereitet. Denn seine Gemahlin Mucia hatte in seiner Abwesenheit sich sehr schändlich aufgeführt. In der Entfernung von Rom hatte er dieses Gericht nicht geachtet, wie er sich aber Italien näherte, fand er bey ruhiger Untersuchung der Sache die Nachricht von dieser Vergehung gegründet, und schickte seiner Gemahlin einen Scheidebrief zu. Er hatte weder ihr damals den Grund, warum er sich von ihr schied, gemeldet, noch nachher sich darauf eingelassen. Man findet

aber in den Briefen des Cicero *) die Gründe angeführt.

Es breiteten sich indessen zu Rom von dem Pompejus mancherley Gerüchte aus. Man war in fast allgemeiner Unruhe darüber, daß man glaubte, er würde mit seiner Armee vor Rom rücken, und sich einer unumschränkten Herrschaft versichern. Crassus begab sich sogar mit seinem Vermögen und Kindern aus der Stadt, weil er sich entweder wirklich fürchtete, oder vielmehr dadurch das üble Gerücht vom Pompejus glaubwürdiger und ihn verhaßter machen wollte. Pompejus aber machte gleich nach seiner Ankunft in Italien seinen Truppen in einer feyerlichen Versammlung, in welcher er ihnen für ihre Dienste das gebührende Lob ertheilte, bekannt, daß jeder Soldat sich nun nach Hause begeben und nur nicht vergessen sollte, bey dem künftig zu haltenden Triumphe sich wieder einzufinden. Auf solche Art gieng nun seine ganze Armee aus einander. Die Nachricht davon verursachte eine andere Ereigniß, die alles in Bewunderung setzte. Wie nämlich die italienischen Städte sahen, daß Pompejus der Grosse ganz ohne Waffen, und nur in Begleitung weniger Freunde, gleichsam als wenn er von einer Reise zurückkäme, nach Rom zog, so liefen ihre

*) In den noch vorhandenen Briefen des Cicero findet man diese Gründe nicht angeführt, obgleich Cicero im 12. Br. des 1. B. seiner Briefe an den Atticus dieser Sache erwähnt. Nach dem Sveton in Vit. Caes. cap. 50. soll Cäsar einen verdächtigen Umgang mit der Mucia gepflogen haben.

Einwohner haufenweise zu ihm, und begleiteten ihn aus freywilliger Verehrung, und so kam er mit einer noch grössern Macht, als er gehabt hatte, nach Rom, und hätte, ohne die Armee nöthig zu haben, damit allein eine Revolution machen können, wenn er dazu Lust gehabt hätte.

Weil er, den Gesetzen nach, vor dem gehaltenen Triumphe nicht in der Stadt erscheinen durfte, so ließ er den Senat ersuchen, die Wahl der Consuln noch aufzuschieben, und ihm diese Gefälligkeit zu erzeigen, damit er durch seine Gegenwart dem Piso zum Consulate verhelfen könnte. Allein man verwilligte ihm seine Bitte nicht, weil Cato sich besonders dawider setzte. Pompejus bewunderte die Freymüthigkeit und Standhaftigkeit des Cato, mit welcher dieser ganz allein so stark für die Gesetze gesprochen hatte, so sehr, daß er auf alle mögliche Art suchte, diesen Mann zu gewinnen, und da Cato von seinem Bruder und seiner Schwester zwey Enkelinen hatte, so verlangte er die eine zur Gemahlin für sich, und die andre für seinen Sohn. Cato aber, welcher wohl einsahe, daß Pompejus durch diese Verbindung nichts anders suchte, als ihn dadurch verbindlich und von sich abhängig zu machen, verweigerte ihm sein Gesuch, so sehr auch seine Gemahlin und seine Schwester böse waren, daß er den grossen Pompejus nicht zu seinem Anverwandten haben wollte.

Inzwischen wollte Pompejus gerne dem Afranius zum Consulate verhelfen, und wandte vieles Geld deswegen an, welches er in seinen Gärten den wählenden Zünften, die öffentlich dahin kamen, und

Geld sich zahlen lassen, austheilte. Die Sache aber machte vieles Aufsehen, und zog dem Pompejus üble Urtheile zu, da er diejenige hohe Würde, die er selbst ehemals zur höchsten Belohnung seiner rühmlichen Thaten erhalten, nunmehr für diejenigen feil machte, die sie nicht durch ihre Verdienste zu erwerben im Stande waren. Cato sagte darüber zu seiner Gemahlin und Schwester: „An diesen schimpflichen Vorwürfen hätten wir müssen Antheil nehmen, wenn wir Verwandte des Pompejus geworden wären.“ Und sie sahen nunmehr ein, daß Cato besser als sie für ihre würdige Anständigkeit gesorgt hätte.

Der Triumph des Pompejus war so groß, daß die Zeit nicht zureichte, obgleich zwey Tage dazu genommen wurden, alle Sachen, die dazu bestimmt waren, vortragen zu lassen, sondern es mußte noch eine so grosse Menge zurückgelassen werden, daß damit ein neuer prächtiger Triumph hätte können gehalten werden. Auf den zuerst vorgetragenen Tafeln standen die Namen der Völker und Länder, über welche Pompejus triumphirte. Dieses waren Pontus, Armenien, Kappadocien, Paphlagonien, Medien, Kolchis, Iberien, Albanien, Syrien, Cilicien, Mesopotamien, Phönicien, Palästina, Judä, Arabien, und alle Besitzungen der zu Wasser und zu Lande überwundenen Seeräuber. In allen diesen Ländern waren nicht weniger als tausend Schlösser erobert, beynahe neunhundert Städte, und achthundert Schife der Seeräuber. Neun und dreyßig Städte waren erbaut und bevölkert worden. Ausserdem war auf diesen Tafeln angegeben, daß

die Einkünfte von allen römischen Zöllen bisher funfzig Millionen betragen hätten, und nun aus den vom Pompejus eroberten Ländern allein fünf und achtzig Millionen einkämen *). In die öffentliche Schatzkammer wurden baar an gemünztem und ungemünztem Silber und Gold zwanzigtausend Talente gebracht, ausser den unter die Soldaten vertheilten Summen, von welchen jeder auf das geringste funfzehnhundert Drachmen empfieng. Unter denen mit im Triumph aufgeführten Gefangenen befanden sich, ausser den Anführern der Seeräuber, der Prinz des armenischen Königs Tigranes mit seiner Gemahlin und Tochter, die Gemahlin des Königs Tigranes selbst, Namens Zosime, der jüdische König Aristobulus, die Schwester und fünf Kinder des Mithridates, nebst vielen scythischen Frauen, und den Geisseln der Albaner und Iberer, und des Königs von Komagene. Es wurden eine erstaunende Menge Trophäen vorgetragen, eben so viele, als

*) Wenn Plutarch nach seiner sonst gewöhnlichen Art Denarien oder Drachmen versteht, so beträgt die erste Summe ungefähr sechs Millionen zweyhundert und funfzigtausend, und die letztere zehn Millionen sechshundert fünf und zwanzigtausend Reichsthaler. Freylich eine geringe Summe aus diesen grossen weitläuftigen Provinzen, in Vergleich der heutigen Einkünfte der Länder. Allein erstlich ist ungewiß, ob hier nicht bloß die Zölle, vectigalia, angegeben sind, ohne die andern Staatseinkünfte, scripturae, decimae, etc. Zweytens verhielt sich damals auch Gold und Silber zu dem jetzigen Werthe derselben, nach der Berechnung des scharfsinnigen Engländers Smith, wie 32 : 1.

Pompejus theils selbst, theils durch seine Generale Siege erfochten hatte. Den größten Ruhm gab aber diesem Triumphe ein Vorzug, welchen noch niemals irgend ein Römer gehabt hatte, nämlich, daß Pompejus den dritten Triumph über den dritten Welttheil hielt. Es hatten vorher schon einige Römer drey Triumphe gehalten, aber Pompejus hatte den ersten Triumph über Afrika, den zweyten über Europa, und den dritten nun über Asien gehalten, so daß er alle drey Welttheile im Triumphe aufzuführen schien.

Er war damals, wie diejenigen vorgeben, welche in allem zwischen ihm und dem Alexander eine Aehnlichkeit finden wollen, noch nicht vier und dreyßig Jahr alt: allein dieses Vorgeben ist falsch, er war schon beynahe vierzig Jahre alt *). Wie glücklich wäre er gewesen, wenn er damals gestorben wäre, da er noch Alexanders Glück hatte! Die folgende Zeit brachte ihm lauter solche Glücksbegebenheiten, die ihn verhaßt machten, und verwickelte ihn in die schrecklichsten Unglücksfälle. Denn er brauchte die Macht, die ihm seine Verdienste in Rom erworben hatten, auf eine ungerechte Weise zum Besten andrer, und je mehr er diesen seinen Freunden Ansehen verschaffte, desto mehr verringerte er seine eigene Ehre, wodurch er unvermerkt durch sein eignes grosses Ansehen und seine Macht in der Republik sich ins Verderben stürzte. Es gieng

*) Dacier hat bey dieser Stelle bewiesen, daß Pompejus damals schon nicht 40 sondern 46 Jahr alt war. Er war A. V. C. 647 geboren, und hielt diesen Triumph im 692. Jahre.

ihm dabey so wie demjenigen, der Feinde in die festesten Plätze der Stadt aufnimmt, und dadurch ihre Gewalt vermehrt: denn Cäsar, der durch den Pompejus zu Rom sich in die Höhe schwang, nutzte eben diese Macht, die er wider andre Bürger bekommen, zum Verderben des Pompejus, der sie ihm verschafft hatte. Die Umstände waren folgende.

Lucullus wurde bey seiner Rückkunft aus Asien, wo ihn Pompejus mit Schimpf überhäuft hatte, von dem Senate zu Rom mit ausgezeichneter Ehre empfangen, und nachher, da Pompejus wieder zu Rom war, aufgemuntert, daß er sein Ansehen in Staatsgeschäften wider den Pompejus brauchen möchte. Ob er gleich nun sonst ziemlich träge geworden war, und sich den Staatsangelegenheiten entzogen hatte, um mit desto vergnügterer Muße bloß im Genusse seiner grossen Reichthümer zu leben; so ließ er sich doch bald wider den Pompejus in Bewegung bringen, und widersetzte sich ihm mit aller Lebhaftigkeit. Er erhielt auch wegen der Bestättigung seiner in Asien gegebenen Verordnungen, welche Pompejus aufgehoben hatte, im Senate die Oberhand, weil sich besonders Cato seiner annahm. Allein Pompejus sahe sich durch diese ihm zugefügte Demüthigung genöthigt, zu den Tribunen des Volks seine Zuflucht zu nehmen, und sich unter den jungen Leuten Anhang zu machen. Der ärgste und verwegenste unter ihnen, Clodius, nahm sich seiner an, und machte ihn zu einem Clienten des Volks. Er schleppte ihn auf eine ganz unwürdige Weise auf dem Markte unter dem Volke herum, und brauchte ihn selbst zu seiner eigenen Unterstützung bey den Sa-

chen und Vorschlägen, die er, um dem Volke zu schmeicheln, vornahm, und verlangte noch gar deswegen vom Pompejus, als wenn er ihm Wohlthaten erzeigte, und nicht viel mehr ihn beschimpfte, Belohnungen, die er auch nachher dadurch erhielt, daß Pompejus den Cicero, seinen Freund, der sich sehr stark und vielfältig für ihn interessirt hatte, verließ. Denn als Cicero in Gefahr gerieth, ins Exil verwiesen zu werden, und den Pompejus um Hülfe bitten wollte, ließ er ihn nicht einmal vor sich. Er verschloß vielmehr sein Haus für alle, die deswegen ihn sprechen wollten, und gieng zur Hinterthüre heraus. Cicero fürchtete sich daher vor dem Gerichtstage, und entwich heimlich aus Rom.

Um dieselbe Zeit kam Cäsar von seiner Prätur aus Spanien zurück. Er führte sogleich einen Staatsstreich aus, der ihm zwar damals viel Gunst, und in der Folge viele Gewalt zuwege brachte, der aber dem Pompejus und der Stadt Rom zum größten Schaden gereichte. Er bewarb sich damals um sein erstes Consulat. Weil er bey der obwaltenden Uneinigkeit zwischen dem Pompejus und Crassus vorher sahe, daß er den einen zu seinem Feinde haben würde, wenn er sich den andern zum Freunde machte, so kam er auf den Gedanken, beyde Männer mit einander auszusöhnen, ein kluger und an sich rühmlicher Streich, den er aber aus einer bösen Absicht und mit geschickter List ausführte. Denn bisher war die Obermacht in Rom wie in einem beladenen Schife im Gleichgewichte erhalten worden, nunmehr aber vereinigte sie sich ohne Gegengewicht auf eine Seite hin, und machte einen solchen Aus-

schlag, daß dadurch der ganze Staat in Unruhe und ins Verderben gestürzt wurde. Deswegen sagte auch Cato zu denenjenigen, welche der Meynung waren, daß der Staat durch die nachherige Zwistigkeit zwischen dem Pompejus und Cäsar zu Grunde gerichtet worden wäre: „Sie irrten sich sehr, daß sie die letztern Uneinigkeiten dieser beyden Männer für die Ursache des Verderbens hielten; nicht diese ihre Uneinigkeit, sondern ihre erstere Verbindung und Freundschaft sey das größte Unglück für die Stadt Rom gewesen.“

Cäsar wurde zum Consul ernannt. Sogleich brachte er, um sich die Gunst der armen dürftigen Bürger zu verschaffen, ein Staatsdecret zur Anlegung neuer Städte und Austheilung von Aeckern unter das Volk, in Vorschlag, wodurch er ganz wider die hohe Würde seines Consulats handelte, und dieses Amt gewissermassen zu einem Tribunate des Volks machte. Als sich sein Nebenconsul, Bibulus, dagegen widersetzte, und Cato sich gefaßt machte, mit aller Stärke dem Bibulus Beystand zu leisten, so führte Cäsar den Pompejus öffentlich vor das versammelte Volk, und fragte ihn: Ob er den Vorschlag billige? Auf die erfolgte Bejahung des Pompejus fragte ihn Cäsar ferner: Ob er dem Volke zu Hülfe kommen wollte, wenn jemand sollte Gewalt brauchen? Pompejus antwortete darauf: „Ganz gewiß will ich dem Volke zu Hülfe kommen, und denenjenigen, die mit Schwerdtern drohen, mit Schwerdt und Schild entgegen gehen.“ — So was tyrannisches, als diese Erklärung war, hatte Pompejus bis auf denselben Tag noch niemals weder

gesagt noch gethan. Daher ihn auch seine Freunde deswegen mit dem Vorgeben entschuldigten, daß ihm dieser Ausdruck nur in der Hitze entfahren sey. Allein durch die darauf folgenden Begebenheiten zeigte er offenbar, daß er sich gänzlich dem Cäsar ergeben habe. Denn er vermählte sich wider alles Vermuthen mit Julia, Cäsars Tochter, die schon dem Cäpio versprochen war, und ihn in wenigen Tagen heirathen sollte, und den Cäpio verlobte er dafür, um seinen Unwillen zu besänftigen, mit seiner eignen Tochter, welche er schon vorher dem Faustus, dem Sohne des Sylla, versprochen hatte. Cäsar selbst heirathete die Tochter des Piso, Calpurnia.

Von der Zeit an erfüllte Pompejus die Stadt mit Soldaten, und trieb alle Dinge mit Gewalt durch. Ein Schwarm von diesen Soldaten überfiel sogar den zweyten Consul, Bibulus, da er mit dem Lucullus und Cato auf den Markt kam, zerbrach die Gerichtsstäbe, und einer davon vergieng sich so weit, daß er einen Korb voll Koth dem Bibulus auf den Kopf schüttete. Die zwey Volkstribunen, die den Bibulus begleitet hatten, wurden verwundet. Nachdem auf solche Art der Markt von allen denen, die sich widersetzen konnten, verlassen war, so wurde das Decret wegen Vertheilung der Aecker unter das Volk zu Stande gebracht. Und das dadurch so sehr begünstigte Volk war nun auch zur Unterstützung von allem, was Cäsar vornahm, bereitwillig, achtete auf keine Gegenvorstellungen *),

*) Κατ' ἀντείσπραξιν ὀδὲν πολυπραγμονῶν. Daß in dieser Stelle ein Fehler der Abschreiber vor-

und bestättigte ohne den geringsten Widerspruch alle Vorschläge. Die asiatischen Verordnungen des Pompejus, worüber Lucullus so sehr gestritten hatte, wurden für gültig bestättigt. Cäsar bekam noch auf fünf Jahre das diesseitige und jenseitige Gallien und Illyrien nebst vier vollständigen Legionen Soldaten. Zu Consuln aufs künftige Jahr wurde Piso, des Cäsars Schwiegervater, und Gabinius, der ärgste Schmeichler des Pompejus, ernannt. Bibulus verschloß sich während diesen Verhandlungen in seinem Hause, und kam, ob er gleich Consul war, ganzer acht Monate nicht heraus, ließ aber verschiedene Edicte anschlagen, die alle voller Beschuldigungen und Beschimpfungen des Cäsars und Pompejus waren. Cato wurde gleichsam von einem prophetischen Geiste erfüllt, und verkündigte im Senate der Stadt Rom und dem Pompejus alle nachher erfolgende Unglücksfälle. Lucullus entzog sich unter dem Vorwande, daß er zu Betreibung der Staatsgeschäfte zu alt sey, aller öffentlichen Activität, und lebte in stiller Ruhe, worüber aber Pompejus die Anmerkung machte, daß sich die Schwelgerey für das Alter weit weniger schicke, als die Betreibung von Staatsgeschäften.

handen, sieht man deutlich genug, zumal da zu dem vorhergehenden Worte πασαν das Substantivum auch fehlt. Allein die Leseart des Moses du Soul, Κάτωνος ἀντιπραξιν ist zu hart und gezwungen, um angenommen zu werden. Meiner Meynung nach ist die Leseart κατ' ἀντιπραξιν. welche der Cod. Vulcob. hat, die wahrscheinlichste.

Indessen machte den Pompejus die Liebe zu seiner jungen Gemahlin auch bald ganz weichlich. Er ergab sich ihr mit solcher Zärtlichkeit, daß er die meiste Zeit bey ihr auf seinen Landgütern und in seinen Gärten zubrachte, und sich um das, was auf dem römischen Markte vorgieng, nicht bekümmerte. Clodius, der zu der Zeit Tribun des Volks war, fieng deswegen an, ihn zu verachten, und unternahm die verwegensten Dinge. Nachdem er den Cicero aus der Stadt getrieben, den Cato unter dem Vorwande eines Krieges nach Cypern geschickt hatte, Cäsar nach Gallien abgegangen war, und er immer mehr merkte, daß das Volk, dem er in allem gefällig zu werden suchte, sich ihm ergeben bezeigte, so versuchte er auch nunmehr, einige Verordnungen des Pompejus aufzuheben, nahm den gefangenen Prinzen des Tigranes aus seinem Verhafte zu sich, und fieng an, des Pompejus Freunde zu verklagen, um damit eine Probe zu machen, wie weit sich noch die Macht des Pompejus erstrecke. Als endlich Pompejus selbst an einem gewissen Gerichtstage für einen seiner Freunde erschien, fand sich Clodius mit einem grossen Haufen liederlicher nichtswürdiger Menschen umgeben auf dem Markte ein, stellte sich an einen erhabenen Ort, und legte seinem Gesindel allerhand Fragen vor: „Wer ist, sagte er, der unzüchtigste Beherrscher der Stadt Rom? Welcher Mann sucht einen Mann? Wer kratzt sich mit einem Finger im Kopfe?“ Der um ihn herumstehende Haufe antwortete auf alle diese Fragen, wenn er mit seinem Kleide ein Zeichen gab.

wie der Chor bey einem Wechselgesange, jedesmal: „Pompejus, Pompejus.“

Diese Beschimpfungen ärgerten den Pompejus um so mehr, da er dergleichen Begegnungen gar nicht gewohnt und zu einem solchen Streite nicht geübt war. Zur Vermehrung seines Verdrusses mußte er sehen, daß der Senat über diese Schmähungen sich freute, und sie für eine Strafe wegen seiner Verrätherey gegen den Cicero hielt. Da es auch nachher auf dem Markte zu Schlägereyen kam, bey welchen verschiedene verwundet wurden, und einer von des Clodius Bedienten, der sich durch das umstehende Volk zum Pompejus hindrängte, mit einem versteckten Degen angetroffen wurde, so machte Pompejus dieses zum Vorwande, weil er sich ohnehin vor des Clodius Frechheit und Lästerung fürchtete, so lange nicht mehr auf dem Markte zu erscheinen, als Clodius sein Tribunenamt hatte. Er blieb beständig zu Hause sitzen, und berathschlagte sich mit seinen Freunden, wie er den Unwillen des Senats und der Vornehmsten in Rom wider sich besänftigen möchte. Den Vorschlag des Culleo, sich von der Julia zu scheiden, und von der Freundschaft mit dem Cäsar zur Parthey des Senats überzugehen, nahm er nicht an: aber denenjenigen fiel er bey, welche ihm riethen, den Cicero wieder aus seinem Exil nach Rom zu bringen, weil dieser der heftigste Feind des Clodius, und bey dem Senate ausserordentlich beliebt war. Er begleitete den Bruder des Cicero, der das versammelte Volk um Mitleiden für seinen Bruder bat, mit einer starken Mannschaft auf den Markt, und erreichte, nach

einem

einem vorgefallenen Handgemenge, wobey verschiedene verwundet und getödtet wurden, seinen Endzweck.

Cicero wurde durch ein Staatsdecret nach Rom zurückberufen, und söhnte auch sogleich nach seiner Rückkunft den Senat wieder mit dem Pompejus aus. Er brachte es auch durch seine beredte Vorstellungen wegen des Staatsdecrets, einen obersten Aufseher der Herbeyschaffung der Lebensmitteln zu ernennen, dahin, daß Pompejus auf gewisse Art abermals die Oberherrschaft über das ganze römische Reich zu Wasser und zu Lande bekam. Denn Pompejus erhielt den Oberbefehl über alle Häfen, Handelsplätze, Einrichtung des Verkaufs der Früchte, mit einem Worte, über die ganze Handlung, Schiffahrt und Ackerbau. Clodius gab vor, dieses Decret sey nicht wegen des Mangels an Lebensmitteln gegeben worden, sondern man habe einen Mangel an Lebensmitteln verursacht, um dieses Decret zu geben, damit Pompejus sein ganz gesunknes geringes Ansehen wiederum durch eine neue erhaltene Gewalt empor bringen und bestärken könne. Einige hielten es auch für einen listigen Streich des Lentulus Spinther, welcher dem Pompejus gern habe eine grössere Gewalt verschaffen wollen, damit er selbst dem egyptischen Könige Ptolomeus möchte zu Hülfe geschickt werden. Es That auch der Tribun Camidius den Vorschlag, daß man den Pompejus ohne Truppen, bloß mit zweyen Staatslictoren begleitet, nach Alexandrien schicken möchte, um einen Vergleich zwischen dem Könnige und den Alexandrinern zu stiften, welchen Vorschlag aber der

Senat durch den schicklichen Vorwand ablehnte, daß er dabey zu sehr die Gefahr befürchte, in die Pompejus gerathen könne. Man fand indessen auf dem Markte und bey dem Rathhause verstreute Zettel, auf denen man noch so viel lesen konnte, daß Ptolomäus bat, man möchte den Pompejus anstatt des Lentulus Spinther ihm zum Feldherrn geben. Timagenes erzehlt sogar, daß Ptolomäus, ohne es nöthig zu haben, auf Anrathen des Theophanes Egypten verlassen, und nach Rom gekommen sey, um dadurch dem Pompejus eine Gelegenheit zu neuen Reichthümern und einem neuen Commando zu verschaffen. Allein die bekannte Bosheit des Theophanes macht diese Sache doch nicht so glaubwürdig, als sie der Charakter des Pompejus unglaubwürdig macht, als dessen Ehrgeitz gewiß keiner solchen argen Niederträchtigkeit fähig war.

Sobald er die Oberaufsicht über die Herbeyschaffung und Anordnung der Lebensmittel bekommen hatte, schickte er seine Legaten und Freunde allenthalben herum, und er selbst segelte nach Sicilien, Sardinien und Afrika, um Lebensmittel herbeyzuschaffen. Als er eben absegeln wollte, entstand ein so grosser Sturm auf der See, daß die Schifsleute nicht fort wollten: er stieg aber selbst zuerst ins Schif, und befahl mit diesen Worten die Anker zu lichten: — „Es ist nothwendig, daß ich absegle, aber nicht nothwendig, daß ich lebe.“ Das Glück begünstigte seine Herzhaftigkeit und seinen Eifer. Er füllte alle öffentlichen Kaufplätze mit Getreide, und das Meer mit Handelsschifen an: in kurzem reichte sein angeschaffter Vorrath auch bis zur Befriedigung

der Fremden, und der Ueberfluß ergoß sich wie aus einem Brunnen über ganz Rom und Italien.

Inzwischen machten die gallischen Kriege den Cäsar groß und berühmt. Und ob er gleich weit von Rom entfernt war, und mit den Belgen, Schwaben, und Brittaniern fochte, wußte er doch unbemerkt mit vieler Geschicklichkeit in den Volksversammlungen zu Rom bey den wichtigsten Staatsgeschäften dem Pompejus immer entgegen zu arbeiten. Er selbst nutzte seine Kriegsmacht wie einen Körper, den man abhärtet, übte sie nur in den Gefechten gegen die Barbaren, wie auf der Jagd von wilden Thieren, und suchte sie durch solche Uebungen furchtbar und unüberwindlich zu machen. Er schickte das Gold, Silber und alle Reichthümer, die er von diesen Feinden erbeutete, nach Rom, und bestach damit die Aedilen, Prätoren, und Consuln, und ihre Frauen, und gewann sich auf diese Art eine grosse Menge Anhänger, so daß in dem darauf folgenden Winter, da er über die Alpen zurückgieng, und in Lucca Quartier nahm, eine ausserordentliche Menge Männer und Frauen mit einander in der Aufwartung bey ihm zu Lucca zu wetteifern schienen, und sich auch auf zweyhundert Senatoren dahin begaben, unter denen Pompejus und Crassus waren, und man vor des Cäsars Thüre auf hundert und zwanzig Fasces der bey ihm befindlichen Proconsuln und Prätoren zählte. Er schickte sie alle mit Geld und Hoffnungen überhäuft wieder zurück, mit dem Crassus und Pompejus aber errichtete er ein Bündniß unter folgenden Bedingungen: Sie sollten beyde sich um das Consulat bewerben, er, Cäsar,

wolle eine Menge von seinen Soldaten nach Rom schicken, die ihnen ihre Stimmen geben sollten; sobald sie nur das Consulat angetreten hätten, sollten sie für sich Statthalterschaften in Provinzen und Commandos über Armeen zu bewirken suchen, ihm aber die Bestätigung seiner Statthalterschaft und seines Commando in Gallien auf neue fünf Jahre verschaffen. Dieses Bündniß wurde nebst seinen Bedingungen allgemein bekannt, und setzte die Vornehmsten in Rom in grosse Empfindlichkeit. Marcellinus fragte deswegen in einer Versammlung des Volks den Crassus und Pompejus öffentlich: Ob sie sich um das Consulat bewerben würden? und da das Volk auf eine Erklärung darüber drang, so antwortete Pompejus zuerst: Vielleicht würde er sich darum bewerben, vielleicht auch nicht; Crassus aber war politischer, und sagte: Er würde dasjenige thun, was er am nützlichsten fürs gemeine Beste halten würde. Wie aber Marcellinus den Pompejus hart darüber angrif, und sehr heftig wurde, so sagte Pompejus: Marcellinus ist der undankbarste Mensch auf der Welt, und hat ganz vergessen, daß ich ihn aus einem stummen zu einem beredten Manne, und aus einem armen hungrigen zu einem übersatten gemacht habe. *)

Da indessen alle andre vom Gesuche um das Consulat abstanden, beredte Cato den Lucius Domitius, den Muth nicht ganz sinken zu lassen, da es dabey nicht sowohl auf das Amt als auf die Be-

*) Vergl. damit den 5. Th. dieser Biographien S. 87 u. ff. wo die Umstände dieser Anecdote etwas anders erzählt werden.

hauptung der Freyheit gegen die Tyrannen ankomme. Pompejus, der die Strenge des Cato kannte, furchte sich mit seinem Anhange, daß Cato, der schon den ganzen Senat auf seiner Seite hatte, auch den gutgesinnten Theil des Volks an sich ziehen, und auf andre Gesinnungen bringen möchte. Sie liessen also den Domitius gar nicht auf den Markt kommen, sondern schickten ihm bewafnete Leute entgegen, welche seinen Fackelträger, da er früh in der Dämmerung ankommen wollte, umbrachten, und ihn mit seiner ganzen Begleitung wegjagten. Cato war der letzte unter ihnen, der sich zurückbegab, nachdem er bey der Vertheidigung des Domitius eine Wunde am rechten Arme bekommen hatte. *)

Pompejus und Crassus, die nun zum Consulate gelangten, betrugen sich in diesem Amte mit eben so weniger Anständigkeit, als sie es erworben hatten. Gleich anfänglich hob Pompejus eine Versammlung des Volks unter dem Vorwande übler Vorbedeutungen auf, in welcher Cato durch die Stimmensammlung sollte zum Prätor ernannt werden; und brachte es hernach mit dem Crassus durch Bestechungen bey den wählenden Zünften dahin, daß Antias und Vatinius zu Prätoren erwählt wurden. Darauf trieben sie durch den Tribun Trebonius die Staatsdecrete durch, daß Cäsar, wie sie ihm versprochen hatten, seine Statthalterschaft in Gallien noch auf fünf Jahre verlängert bekam, daß Crassus Syrien zu seiner Provinz mit dem Commando gegen die Parther erhielt, und Pompejus

*) Vergl. damit das Leben des Crassus im 5 Th. dieser Biogr. S. 88.

ganz Afrika und das diesseitige und jenseitige Spanien mit vier Legionen Soldaten, davon er dem Cäsar auf sein Bitten zwey zum gallischen Kriege liehe. Crassus verließ Rom, und begab sich in seine Provinz, Pompejus aber ließ sein neu erbautes Theater einweihen, und stellte dabey viele Kampf- und Singspiele und Thiergefechte an, in denen auf fünfhundert Löwen getödtet wurden; vorzüglich gab das Elephantengefechte dabey ein erstaunliches Schauspiel.

So sehr er sich dadurch Bewunderung und Liebe erwarb, so sehr zog er sich auf der andern Seite Haß zu, daß er seinen Freunden, die er zu Legaten machte, seine Truppen und Provinzen übergab, und selbst in den Lusthäusern Italiens bald da, bald dort mit seiner Gemahlin sich aufhielt, weil er entweder sie zu zärtlich liebte, oder zu zärtlich geliebt wurde, um sie zu verlassen. Es wurde auch allgemein von der Liebe der Julia gesprochen, die ihrem Gemahle mehr Zärtlichkeit schenkte, als man nach seinem Alter hätte erwarten sollen, wovon wohl seine regelmäßige Aufführung, mit welcher er ihr ganz allein ergeben war, ohne irgend ein ander Frauenzimmer zu lieben, die Ursache seyn mochte. Auch trug die gefällige Würde dazu bey, welche seinen Umgang sehr angenehm, und besonders bey Frauenzimmern sehr beliebt machte, wenn man anders das Zeugniß der Buhlerin Flora nicht ganz verwerfen will. — Als es bey jener schon erwähnten Wahl der Aedilen zum Handgemenge kam, so wurden verschiedene um den Pompejus herum getödtet, und sein Kleid ganz mit Blute bespritzt. Es entstand ein grosser Auflauf

und Lärmen vor seinem Hause, als seine Bedienten sein blutiges Kleid nach Hause brachten. Julia, seine Gemahlin, war damals schwanger, und fiel beym Anblicke des blutigen Kleides in Ohnmacht, aus der sie sich kaum mit Mühe erholen konnte; der grosse Schrecken aber verursachte, daß sie mit einer unzeitigen Geburt niederkam. — Daher auch diejenigen, welche den Pompejus wegen seiner grossen Ergebenheit für den Cäsar tadelten, die meiste Schuld der Liebe seiner Gemahlin zuschrieben. Sie kam nachher wieder mit einer Tochter nieder, starb aber in Kindesnöthen, und das Kind überlebte sie nur wenige Tage. Pompejus hatte Anstalten gemacht, den Körper der Julia auf seinem albanischen Landgute zu begraben, allein das Volk nöthigte ihn, sie auf dem Marsfelde zu begraben, welches mehr aus Mitleiden gegen die verstorbene Julia als aus Liebe gegen den Pompejus oder Cäsar geschahe. Und es schien auch das Volk dadurch dem abwesenden Cäsar mehr Ehre erwiesen zu haben, als dem gegenwärtigen Pompejus.

Bald darauf kam ganz Rom in Bewegung. Alles gerieth in Unruhe, und jedermann sprach von Revolutionen im Staate, sobald nur die Verwandtschaft aufgehört hatte, welche bisher die Herrschsucht der beyden Männer mehr bedeckt als unterdrückt hatte. Kurze Zeit darauf lief auch die Nachricht ein, daß Crassus im Kriege gegen die Parther umgekommen sey, und dadurch war ebenfalls ein grosses Hinderniß eines bürgerlichen Krieges hinweg gefallen. Denn Cäsar und Pompejus hatten sich beyde noch vor den Crassus gefürchtet, und deswegen, so gut sie konn-

ten, Mäßigung gegen einander beobachtet. Als aber das Schicksal den Mann, der gleichsam der Aufseher über die Laufbahn des Ehrgeizes der beyden andern gewesen war, hinweg genommen hatte, so sahe man, um mich des Ausdrucks einer Komödie zu bedienen, — wie nun ein Kämpfer zum Kampf gegen den andern sich salbte, und seine Fäuste mit Staube rieb. —

So gering ist das größte Glück für einen ehrgeizigen Charakter! So wenig ist es fähig, die Herrschsucht desselben zu sättigen, daß ein so grosses weitläuftiges Reich, als das römische, nicht groß genug war, zweyen Männern Grenzen zu bestimmen, und sie, die aus dem Homer wußten, daß selbst unter den Göttern die Welt in drey Theile getheilt ist, und jeder die ihm bestimmte Ehre genießt, *) konnten nicht glauben, daß das ganze römische Reich für sie beyde hinreichend wäre.

Pompejus rühmte sich indessen mit Recht in einer öffentlichen Versammlung des Volks, daß er alle hohe Aemter im Staate eher bekommen, als er erwartet, und eher wieder niedergelegt, als man vermuthet hätte. Er hatte allerdings seine Armeen immer gleich nach vollendeten Kriegen wieder aus einander gehen lassen. Damals aber, da er vermuthete, daß Cäsar seine Truppen nicht abdanken würde, suchte er sich durch obrigkeitliche Aemter in

*) Plutarch führt hier mit glücklicher Anspielung jene berühmte Stelle des Neptuns an, in welcher er von der Eintheilung der Welt unter sich, dem Jupiter und Pluto, redet. Iliad. Libr. XV. vers. 189. sq.

Rom wider ihn in Vertheidigungsstand zu setzen, doch fieng er keine Neuerungen an, wollte auch nicht das Ansehen haben, als wenn er dem Cäsar nicht traute, sondern vielmehr auf ihn gar nicht achtete und ihn gering schätzte. Wie er aber sahe, daß die obrigkeitlichen Aemter in Rom nicht nach seinem Sinne besetzt werden sollten, und die Bürger bestochen waren, so ließ er es dahin kommen, daß diese Aemter gar nicht besetzt wurden, und eine Anarchie entstand. Es breitete sich bald darauf in der ganzen Stadt eine Sage aus, daß ein Dictator gewählt werden würde, und der Tribun Lucilius wagte es zuerst, öffentlich das römische Volk zu ermahnen, daß es den Pompejus zum Dictator erwählen sollte. Aber Cato sprach so heftig dagegen, daß Lucilius darüber in Gefahr kam, von seinem Amte abgesetzt zu werden, und den Pompejus entschuldigten viele von seinen Freunden, und versicherten, daß er die Dictatorwürde nicht im geringsten begehre, noch daran gedacht habe. Cato lobte den Pompejus deswegen, und ermahnte ihn, dafür sorgen zu helfen, daß die Stadt wieder in Ordnung käme. Pompejus mußte wegen der Beschämung die Ordnung betreiben helfen, und so wurden Domitius und Messala zu Consuln erwählt.

Allein bald darauf entstand wiederum eine Anarchie, und die obrigkeitlichen Aemter blieben unbesetzt. Nunmehr fieng man stärker und fast allgemein an von einem Dictator zu sprechen. Cato besorgte, man möchte die Sache mit Gewaltthätigkeit durchsetzen, und faßte daher den Entschluß, dem Pompejus lieber zu einem regelmäßigern Amte zu ver-

helfen, um ihn von der unumschränkten Dictatorgewalt abzuhalten. Ein sonstiger Feind des Pompejus, Bibulus, äusserte im Senate zuerst seine Meynung dahin, daß man den Pompejus ganz allein zum Consul erwählen möchte, denn entweder würde er alsdenn, sagte er, den Staat von seiner bisherigen Verwirrung befreyen, oder die Oberherrschaft würde doch wenigstens in den Händen des vorzüglichsten Mannes seyn. Dieser Vortrag war wegen des Mannes, der ihn vorbrachte, allen sehr auffallend. Cato stand sogleich auf, und erregte die Vermuthung eines Widerspruchs. Aber er erklärte sich bey allgemeiner Stille, daß er den gethanenen Vorschlag zwar niemals selbst würde vorgetragen haben, daß er aber, da er nunmehr einmal vorgetragen wäre, den Rath gäbe, ihn anzunehmen, denn jede Art von obrigkeitlichem Amte sey besser als eine Anarchie, und er glaube, daß bey der gegenwärtigen so grossen Verwirrung niemand so geschickt als Pompejus die Regierung verwalten würde. Der Senat nahm den Vorschlag an, und bestätigte ihn. Pompejus wurde zum alleinigen Consul ernannt, und wenn er einen Nebenconsul würde für nöthig erachten, so sollte er ihn doch nicht eher, als nach Verlauf von zweyen Monaten, erwählen. Er wurde vom Sulpitius, der bisher das Amt eines Interrex verwaltet hatte, auf solche Art zum Consul gemacht. Er versicherte dem Cato unter grosser Freundschaftsbezeigung seine Dankerkenntlichkeit, und bat, bey seinem Amte ihm mit gutem Rathe beyzustehen. Cato aber versicherte, daß ihm Pompejus keinen Dank schuldig sey, denn er habe nicht

seinetwegen, sondern des gemeinen Bestens wegen die Sache zu befördern gesucht: und er würde auf Verlangen ihm jederzeit freundschaftlich seinen Rath ertheilen: wenn er aber seinen Rath nicht verlangen sollte, so würde er öffentlich seine Meynung sagen. Ein solcher Mann war Cato in allen Dingen!

Sobald Pompejus als Consul in die Stadt eingezogen war, heirathete er die Tochter des Metellus Scipio, Cornelia, die Wittwe des jungen Publius Crassus, der kurz vorher im Kriege gegen die Parther umgekommen war. Dieses Frauenzimmer hatte ausser den Reizen der Jugend ungemein viele liebenswürdige Eigenschaften. Sie war in den schönen Wissenschaften geübt, verstand die Geometrie, spielte die Harfe, und las auch mit Nutzen philosophische Bücher. Dabey war sie von aller der Einbildung und Eitelkeit entfernt, die sonst dergleichen Frauenzimmern, welche die Wissenschaften verstehen, eigen sind. Ihr Vater stand sowohl wegen seiner vornehmen Geburt als wegen seines erlangten Ruhms in dem besten Rufe. Indessen gefiel doch diese Heirath wegen des ungleichen Alters den wenigsten, denn Cornelia schien sich mehr für den Sohn des Pompejus, als für ihn selbst, zu schicken. Und diejenigen, die hierinnen noch billiger dachten, waren doch der Meynung, daß Pompejus die Sorge für die allgemeine Wohlfahrt hintansetze, „denn der Staat hat ihn, sagten sie, zu seinem Arzte erwählt, und sich ihm ganz überlassen: Er aber setzt Hochzeitskränze auf, und feyert Freudenopfer, da er doch selbst sein Consulat für einen unglücklichen Zufall hal-

ten sollte, welches ihm, wenn das Vaterland sich in guten Umständen befände, nicht auf eine so unregelmäßige Weise wäre übertragen worden."

Pompejus stellte aber darauf gerichtliche Untersuchungen über die Bestechungen und Geschenke an, deren sich so viele bey den öffentlichen Staatsangelegenheiten schuldig gemacht hatten, und gab verschiedene Verordnungen in Absicht dieser Gerichte, wobey er sich überhaupt mit Würde und Unpartheylichkeit betrug. Er nahm bey diesen Gerichten auch selbst den Vorsitz, und verschafte ihnen durch eine bewafnete Mannschaft Sicherheit und ruhige Ordnung. Als aber auch sein eigener Schwiegervater Scipio vor dieses Gericht gezogen wurde, so ließ er die dreyhundert und sechzig Richter zu sich ins Haus kommen, und bat sie, zu seinem Vortheile zu sprechen. Und der Kläger nahm auch sogleich die Klage zurück, da er sahe, daß Scipio von den Richtern nach Hause begleitet wurde. Dieser Vorfall zog ihm wieder neue Vorwürfe zu. Noch mehr schadete er sich, daß er sein eigenes Gesetz, daß niemand für einen Beklagten eine Lobrede halten sollte, selbst brach, und dem verklagten Plancus viele Lobsprüche ertheilte, wobey Cato, der sich mit unter den Richtern befand, beyde Ohren zuhielt, weil es sich für ihn nicht schickte, wie er sagte, eine Lobrede gegen die Gesetze anzuhören. Dem Cato wurde zwar deswegen seine richterliche Stimme bey dieser Sache genommen, aber Plancus dennoch von den andern Richtern für schuldig erkannt, welches eine Beschimpfung für den Pompejus war.

Wenige Tage darauf wurde Hypsäus, ein Mann,

der schon Consul gewesen war, vors Gericht gezogen. Dieser wollte sich auch die Gunst des Pompejus zu Nutze machen, und wartete die Gelegenheit ab, da Pompejus aus dem Bade zur Tafel gieng, fiel ihm zu Füssen, und bat um Beystand. Pompejus aber sahe ihn im Vorbeygehen kaum an, und sagte nur zu ihm: Du richtest damit nichts weiter aus, als daß du mir die Mahlzeit verdirbst. Diese Ungleichheit in seinem Betragen verursachte ihm viele Beschuldigungen. Uebrigens brächte er den Staat wieder in eine gute Ordnung, und nahm seinen Schwiegervater auf die letztern fünf Monate seines Consulats zu seinem Mitconsul an. Er bekam durch ein Staatsdecret die Statthalterschaft in seinen Provinzen auf neue fünf Jahre verlängert, und das Recht, jährlich tausend Talente *) aus der öffentlichen Schatzkammer zur Unterhaltung seiner Truppen zu nehmen.

Cäsars Freunde ergriffen diese Gelegenheit, und verlangten, daß man auch auf den Cäsar Bedacht nehmen müsse, der für das römische Reich so wichtige Kriege führe. Er verdiene, daß man ihn entweder zum zweytenmale zum Consul erwähle, oder die Zeit seines Commando in Gallien ihm verlängere, damit niemand kommen, und ihm seinen schwer erworbenen Ruhm entreissen möchte, sondern er seine Statthalterschaft behalten, und in Ruhe seine wohlverdienten Ehrenbelohnungen genieссen könne. Als darüber ein Zwist entstand, so stellte sich Pompejus, als wenn er aus Wohlwollen gegen den Cäsar den Neid, den dieses Verlangen erregte, stillen wollte,

*) Ueber eine Million Reichsthaler.

und sagte, er habe selbst Briefe vom Cäsar, in denen er sich erkläre, „daß er einen Nachfolger annehmen und das Commando niederlegen wolle, aber es sey billig, daß man ihm auch in Abwesenheit die Bewerbung um das Consulat verstatte.“ Da aber Cato sich dawider setzte, und verlangte, Cäsar solle das Commando erst niederlegen, und als ein Privatmann die Belohnungen von seinen Mitbürgern erwarten, so stand Pompejus von seiner Meynung ab, und stellte sich, als wenn er durch die Gründe des Cato überwunden wäre, wodurch er noch mehr Verdacht wegen seiner Gesinnungen gegen den Cäsar erweckte. Er forderte auch vom Cäsar die Truppen wieder, die er ihm geliehen hatte, unter dem Vorwande, daß sie zum Kriege gegen die Parther nöthig wären. Und Cäsar, ob er gleich wohl wußte, weswegen er sie zurück forderte, schickte sie ihm doch zurück, nachdem er sie reichlich beschenkt hatte.

Pompejus fiel einige Zeit darauf zu Neapel in eine gefährliche Krankheit. Als er wieder hergestellt war, stellten die Neapolitaner, auf Zureden des Protagoras, für die Erhaltung des Pompejus öffentliche Opferfeste an. Die benachbarten Gegenden ahmten dieses Beyspiel nach, und ganz Italien folgte, so daß es keine grosse noch kleine Stadt gab, in welcher nicht viele Tage hinter einander wegen der Erhaltung des Pompejus Dankfeste gefeyert wurden. Es kam ihm auch von allen Orten her eine so grosse Menge Volks entgegen, daß der Raum nicht zureichte, und alle Strassen, Flecken und Häfen mit Leuten angefüllt waren, welche ihm zu Ehren opferten, und Freudenfeste anstellten. Viele holten ihn mit Kränzen

und Fackeln ein, und bestreuten ihn mit Blumen, so daß seine Rückreise nach Rom eines der schönsten und herrlichsten Schauspiele war. Inzwischen soll eben diese Begebenheit noch mit eine von den Ursachen gewesen seyn, welche den bürgerlichen Krieg bewirken halfen. Denn Pompejus legte dabey seine sonstige Behutsamkeit ab, mit welcher er immer sein Glück und seine Unternehmungen in Sicherheit zu stellen suchte, und fiel in einen zuversichtlichen Uebermuth und Verachtung der Macht des Cäsars. Er glaubte nunmehr, daß er gegen ihn nicht einmal eine Kriegszurüstung und ernstliche Anstalten nöthig hätte, sondern ihn noch viel leichter stürzen würde, als er ihn hatte groß gemacht. Dazu kam, daß Appius, der aus Gallien dem Pompejus die Truppen zuführte, die er dem Cäsar geliehen hatte, die Thaten des Cäsars sehr verringerte, und von ihm selbst allerhand nachtheilige Gerüchte ausbreitete, wobey er behauptete, daß Pompejus seine eigene Stärke und Ansehen nicht kenne, wenn er gegen den Cäsar sich noch mit Waffen beschützen wolle, da er ihn, sobald er sich nur zeigen würde, mit dessen eigenen Soldaten bezwingen könne, als welche den Cäsar eben so sehr haßten, als sie den Pompejus verehrten, und sich nach ihm sehnten. Durch solche Vorstellungen wurde Pompejus so stolz und zuversichtlich, und mit einer solchen Geringschätzung des Cäsars erfüllt, daß er diejenigen, die sich vor den Krieg fürchteten, nur auslachte, und denen, welche zu ihm sagten, daß sie keine Kriegsmacht sähen, die man dem Cäsar entgegen stellen könnte, wenn er gegen Rom anrücken sollte, mit lächelnder ruhiger Miene antwortete:

„Sie sollten sich nur um nichts bekümmern, denn, setzte er hinzu, wo ich nur in Italien mit einem Fuße auf die Erde stossen werde, da werden Heere zu Pferde und zu Fuße hervor springen.

Cäsar hingegen trieb seine Sache viel eifriger. Er blieb auf seinen Märschen immer in der Nähe von Italien, und schickte von Zeit zu Zeit Soldaten zu den Wahlversammlungen in Rom. Zugleich gewann er viele von den obrigkeitlichen Personen durch Bestechungen und Geschenke auf seine Seite, unter denen selbst der Consul Paulus war, den er durch funfzehnhundert Talente auf seine Parthey brachte, wie auch der Tribun Curio, den er von einer übermäßigen Schuldenlast befreyte, wodurch auch Marcus Antonius, der wegen der Freundschaft mit dem Curio an dessen Schuld Antheil hatte, Cäsars Freund wurde. Man erzehlt, daß um dieselbige Zeit einer von den Officiern des Cäsars, die nach Rom kamen, bey dem Rathhause stehen geblieben, und auf die Nachricht, daß der Senat dem Cäsar keine Verlängerung seiner Statthalterschaft geben wolle, mit diesen Worten auf seinen Degen geschlagen: Dieser wird sie ihm geben. Und dahin giengen auch alle Unternehmungen und Anstalten Cäsars.

Die Vorschläge und Forderungen des Curio für den Cäsar schienen indessen ganz billig zu seyn. Er verlangte eines von beyden: entweder es sollte Pompejus sowohl als Cäsar das Commando niederlegen, oder wenn es Pompejus behielte, sollte man es auch nicht dem Cäsar nehmen. Denn sie werden entweder, sagte er, alsdenn beyde als Privatleute in den Schranken der Gerechtigkeit bleiben, oder sie werden

den als Gegner, wenn sie beyde ihre Macht behalten, durch das Gleichgewicht gegen einander in Ruhe erhalten werden. Wer aber nur einen von beyden schwächt, verdoppelt dadurch die Macht des andern, vor der er sich doch fürchtet. Der Consul Marcellus nannte aber gleich darauf den Cäsar einen Räuber, und verlangte, man solle ihn für einen Feind des Staats erklären, wenn er das Commando nicht niederlegte. Gleichwohl drang Curio mit Hülfe des Antonius und Piso durch, daß der Senat darüber erst zur Stimmensammlung schritt. Auf den Vorschlag des Curio traten alle diejenigen zusammen auf eine Seite, welche der Meynung waren, daß Cäsar nur allein die Waffen niederlegen, und Pompejus das Commando behalten sollte, und auf dieser Seite standen die mehrsten. *) Darauf verlangte er, daß nochmals diejenigen zusammen treten sollten, welche der Meynung wären, daß Cäsar und Pompejus die Waffen niederlegen, und keiner sein Commando behalten sollte. Da traten nur zwey und zwanzig auf die Seite des Pompejus, und alle übrigen Senatoren zum Curio. Dieser lief voller Freude, daß er den Sieg davon getragen, aus dem Rathhause heraus zum Volke, welches ihn mit Frohlocken empfieng, und mit Blumen und Kränzen bestreute. Pompejus war nicht im Senate zugegen gewesen, weil diejenigen, die das Commando über Kriegsheere haben, nicht in der Stadt seyn dürfen. Marcellus aber stand im Senate auf, und sagte: „Er wolle hier nicht sitzen und Reden anhören, denn er sähe

*) Discessio Senatus facta.

schon zehn Legionen im Anmarsche über die Alpen herkommen, und wolle ihnen einen Beschützer des Vaterlandes entgegen schicken."

Die Senatoren verwechselten darauf nebst andern ihre Kleider, wie bey einer allgemeinen Trauer. Marcellus gieng in Begleitung des ganzen Senats über den Markt zum Pompejus heraus, und redete ihn mit diesen Worten an: „Pompejus, ich befehle dir, dem Vaterlande Hülfe zu schaffen, die Kriegsmacht, die du schon hast, dazu zu gebrauchen, und neue Truppen dazu anzuwerben." Eben dieses sagte Lentulus, einer von den beyden aufs künftige Jahr erwählten Consuln.

Pompejus fand aber bey der Werbung neuer Truppen viele Schwierigkeit. Wenige nur fanden sich ungern und saumselig ein, die meisten schrien, man sollte eine Aussöhnung zu Stande bringen. Denn Antonius las, so sehr sich auch der Senat widersetzte, in der öffentlichen Versammlung des Volks einen Brief vom Cäsar vor, in welchem Vorschläge standen, die dem Volke angenehm waren. Cäsar schlug darinnen vor, daß beyde, er und Pompejus, ihr Commando niederlegen, ihre Statthalterschaften und Provinzen abgeben, sich dem Urtheile der Volksversammlung unterwerfen, und Rechenschaft von ihrem Betragen ablegen sollten: allein Lentulus, der schon Consul war, stellte darüber keine Berathschlagung des Senats an. Noch suchte Cicero, der aus Cilicien zurück kam, eine Aussöhnung zu stiften, und that den Vorschlag, daß Cäsar seine Statthalterschaft in Gallien und seine übrigen Truppen bis auf zwey Legionen abgeben, und mit diesen in Illyrien

so lange bleiben sollte, bis er sein zweytes Consulat erhielte. Da Pompejus damit noch nicht zufrieden war, so liessen sich Cäsars Freunde bereden, daß er auch noch eine von seinen zwey Legionen abgeben sollte. Aber da Lentulus sich sogar dawider setzte, und Cato schrie, Pompejus liesse sich nun wieder zum zweytenmale hintergehen, so wurden endlich alle Friedensunterhandlungen abgebrochen.

Inzwischen lief Nachricht ein, daß Cäsar Arimimum, eine große Stadt in Italien, eingenommen habe, und mit seiner ganzen Armee grade auf Rom zu marschire. Das letztere war falsch. Denn Cäsar hatte sich nur mit fünftausend Mann zu Fuße und dreyhundert Mann Reuterey in Marsch gesetzt, weil er seine andern Truppen, die noch jenseits der Alpen waren, nicht erwarten, sondern seine Feinde in ihrer ersten Bestürzung, und ehe sie noch seinen Einfall vermutheten, überraschen wollte, damit sie keine Zeit gewönnen, sich gegen ihn in gehörige Verfassung zu setzen.

Als er bis an den Fluß Rubico gerückt war, welcher Fluß die Grenze seiner Provinz machte, blieb er eine Zeitlang in stiller Ueberlegung mit sich selbst stehen, und überdachte, was er jetzt alles wagte. Endlich unterdrückte er die Vorstellungen seiner Bedenklichkeit, und that gleichsam wie diejenigen, welche sich von einem Felsen in einen tiefen Abgrund stürzen, seine Augen vor der bevorstehenden Gefahr zu, und sagte bloß zu den bey ihm stehenden Freunden diese Worte auf griechisch: Der Würfel ist geworfen. Er führte darauf seine Truppen über den Fluß.

Gleich bey der ersten Nachricht von Cäsars An-

marsche überfiel die Stadt Rom eine solche Bestürzung, und Furcht und Schrecken, wie man noch niemals gehabt hatte. Der Senat lief zusammen, und begab sich vor die Stadt zum Pompejus, und alle obrigkeitliche Personen fanden sich bey ihm ein. Volcatius Tullus fragte den Pompejus: Wo er denn die Armee und die Kriegszurüstungen hätte, mit denen er dem Cäsar entgegen gehen wolle? Pompejus antwortete nach einigem Bedenken mit Verlegenheit: Die Legionen, die er vom Cäsar zurück erhalten, wären in gutem Stande, und er gedenke nun auch diejenigen Truppen in aller Eile zusammen zu bringen, die er schon vorlängst in Italien zum Dienste ausgehoben hätte, welche wohl auf dreyßigtausend Mann betragen würden; worauf Tullus schrie: Du hast uns betrogen, Pompejus, da du uns den Rath gabst, man möchte eine Gesandtschaft an den Cäsar abfertigen, und mit ihm in Unterhandlung treten. Ein gewisser Favonius, ein sonst nicht übler Mann, der aber öfters die Freymüthigkeit des Cato auf eine arrogante und freche Art nachzuahmen suchte, sagte bey dieser Gelegenheit zum Pompejus: „Er möchte doch nun mit einem Fusse auf die Erde stoßen, damit die vielen Truppen, wie er versprochen, hervorsprängen. Pompejus ertrug diese unzeitige Spötterey mit Nachsicht. Cato aber erinnerte ihn an das, was er ihm vom Cäsar vorhergesagt hatte, worauf Pompejus antwortete: Cato habe richtiger geurtheilt, er aber freundschaftlicher gehandelt.

Cato gab den Rath, dem Pompejus eine uneingeschränkte Gewalt zu ertheilen, und setzte hinzu,

diejenigen, die ein großes Unglück verursacht hätten, wären auch am ersten fähig, es wieder abzuwenden. Er selbst begab sich sogleich nach Sicilien, welche Provinz ihm war gegeben worden, und so giengen die andern vornehmen Römer alle in die Provinzen, wo sie ihr Commando hatten.

Ganz Italien kam nunmehr in Bewegung, und niemand wußte, was er thun sollte. Die auswärtigen flohen von allen Orten her nach Rom, und die in Rom wohnten, verliessen voller Bestürzung die Stadt, welche bey dieser entsetzlichen Verwirrung und Angst wenige zur Beschützung noch taugliche Bürger hatte, und dafür mit einer Menge unruhiger Leute, die nicht leicht in Gehorsam erhalten werden konnten, angefüllt war. Pompejus war nicht fähig, die eingerissene Furcht zu stillen, und man ließ ihn auch gar nicht zu sich selbst kommen, sondern, so wie jemand von Furcht, Traurigkeit oder Verzweiflung eingenommen war, so suchte er auch dergleichen Gedanken ihm beyzubringen. Er faßte an einem Tage oft ganz einander entgegen gesetzte Anschläge, und konnte gar keine Nachricht von den Feinden einziehen, weil viele ihm allerley, was sie erfuhren, meldeten, und wenn er ihnen nicht glauben wollte, unzufrieden waren. Er machte endlich durch ein öffentliches Decret bekannt, daß eine Empörung in Rom zu befürchten stehe, und daß alle Senatoren sich zu ihm begeben sollten, und er alle, die in Rom blieben, für Cäsars Freunde halten würde. Darauf verließ er spät Abends die Stadt. Die Consuln entflohen, ohne vorher, wie sonst bey einem Kriege üblich war, geopfert zu haben. Inzwischen hatte Pompejus bey

dieſen gefährlichen Umſtänden noch viel Glück, da er bey allen eine ſo groſſe Liebe gegen ſich fand, daß, obgleich viele den Krieg tadelten, doch niemand den Feldherrn haßte, und mehrere nur, um den Pompejus nicht zu verlaſſen, entflohen, als um ihre Freyheit zu erretten.

Wenige Tage drauf rückte Cäſar in Rom ein, und beſetzte die Stadt. Er betrug ſich gegen jedermann ſo gelinde, daß er die Einwohner gänzlich beruhigte, nur dem einen Tribun, Metellus, welcher ihm wehren wollte, aus der öffentlichen Schatzkammer Geld zu nehmen, drohte er mit der Lebensſtrafe, und ſetzte zu dieſer Drohung den noch härtern Ausdruck hinzu, daß es ihm leichter ſey, dieſes zu thun, als zu ſagen, wodurch er ihn in Furcht ſetzte, und das benöthigte ohne Schwierigkeit aus der Schatzkammer nahm. Darauf verfolgte er den Pompejus, und eilte, ihn eher aus Italien zu treiben, als ſeine aus Spanien erwartete Truppen ankämen. Pompejus aber beſetzte indeſſen Brunduſium, wo er eine gute Anzahl Schife hatte. Er ließ ſogleich die beyden Conſuln zu Schife gehen, und ſandte ſie mit dreyßig Cohorten nach Dyrrhachium. Seinen Schwiegervater Scipio und ſeinen Sohn Cneus ſchickte er nach Syrien, um dort eine Flotte auszurüſten. Er ſelbſt verſperrte die Thore von Brunduſium, beſetzte die Mauern mit ſeinen leichten Truppen, gab den Einwohnern Befehl, ſich in ihren Häuſern ruhig zu verhalten, und zog durch alle Straſſen der Stadt Graben und Wälle, und verrammelte ſie mit Palliſaden, zwey ausgenommen, durch welche er nachher ans Meer zog. Am dritten Tage, da ſchon

das übrige Kriegsvolk alles in der Stille zu Schife gebracht war, ließ er nach einem gegebenen Zeichen auch die Besatzung der Mauern eilends in die Schife steigen, und segelte davon. Cäsar, der aus der von der Besatzung entblößten Mauer sogleich schloß, daß Pompejus die Flucht ergriffen, wäre bald im Nachsetzen in die mit Pallisaden versehenen Graben gefallen, wenn ihn nicht noch die Brunduſier davor gewarnt hätten. Er nahm also einen Umweg um die Stadt, und fand, da er ans Ufer kam, daß schon alles unter Segel war, zwey Schife ausgenommen, in denen sich wenige Mannschaft befand.

Die andern alle hielten diese Wegseglung für einen der größten Kriegsstreiche des Pompejus: aber Cäsar verwunderte sich darüber, daß Pompejus, da er eine feste Stadt inne hatte, und seine Armee aus Spanien erwartete, und dabey Meister zur See war, Italien verließ und Preis gab. Auch Cicero tadelt es, daß er mehr dem Themistokles als dem Perikles nachahmen wollen, da doch die Umstände den Umständen des letztern gleicher gewesen wären.*) Cäsar gab auch genug zu erkennen, daß er sich für einen langen Aufenthalt des Pompejus zu Brunduſium fürchtete: denn er schickte den Numerius, einen Freund des Pompejus, den er gefangen bekommen hatte, nach Brunduſium, und schlug vor, auf billige Bedingungen Frieden zu schlieſſen. Aber Numerius segelte mit dem Pompejus davon. Cäsar machte sich darauf in sechzig Tagen, ohne Blutvergieſſen, von ganz Italien Meister. Er wollte zwar dem Pompejus sogleich nachsetzen, allein da er keine

*) S. Libr. VII. ad. Attic. Epist. XI.

Schife dazu hatte, nahm er seinen Rückmarsch gegen Spanien zu, um die dortigen Truppen an sich zu ziehen.

Inzwischen brachte Pompejus eine grosse Kriegsmacht zusammen, und seine Flotte schien ganz unüberwindlich zu seyn. Sie bestand aus fünfhundert Kriegsschifen und einer außerordentlichen Menge von liburnischen und Wachtschifen. Unter seiner Reuterey, die siebentausend Mann stark war, befand sich die ganze blühende Jugend der römischen und italienischen Ritter, die durch Geburt, Reichthum und Geschicklichkeit sich auszeichneten. Das Fußvolk hatte mehr vermischte Soldaten unter einander, und hatte noch Uebung nöthig, zu welcher er sie auch bey Beroe abrichtete, wo er die Zeit nicht müßig zubrachte, und sich selbst wie einen jungen Ritter noch immer in den Waffen übte. Der Muth seiner Truppen wurde auch bis zur höchsten Zuversicht gestärkt, wenn sie sahen, daß Pompejus der Große in einem Alter von acht und funfzig Jahren Waffenübungen zu Fuße machte, dann sich zu Pferde übte, und im vollen Jagen sein Schwerdt aus der Scheide zog, und mit behender Geschicklichkeit es wieder einsteckte, im Wurfspießwerfen aber mit solcher Stärke so weit und so genau traf, daß viele der jüngsten Ritter es ihm kaum gleich thun konnten.

Es fanden sich in seinem Lager viele Könige und Fürsten der benachbarten Völkerschaften ein, und eine so große Menge der vornehmsten Römer, daß er einen ganzen Senat bey sich hatte. Auch Labienus, des Cäsars Freund, unter welchem er den Feldzügen in Gallien beygewohnt hatte, verließ dessen

Parthey, und kam zum Pompejus. Auch Brutus, der Sohn desjenigen, den Pompejus hatte in Gallien umbringen lassen, ein Mann von frechem Geiste, der bisher den Pompejus als den Mörder seines Vaters niemals mit einem Worte beehrt noch gegrüßt hatte, fand sich jetzt unter seinem Commando ein, weil er ihn für den Befreyer von Rom hielt. Cicero, der doch ganz andre Gesinnungen als Pompejus schriftlich geäußert, und ganz andre Rathschläge gegeben hatte, schämte sich doch ebenfalls, nicht unter der Anzahl derjenigen zu erscheinen, welche fürs Vaterland sich in Gefahr begaben. Es kam auch ein gewisser Tidius Sextius, ein Greis im höchsten Alter, der noch dazu auf einem Beine lahm war, in Macedonien an. Die andern lachten und spotteten zwar über diese Erscheinung, Pompejus aber stand auf, und lief ihm entgegen, und erklärte es für das rühmlichste Zeugniß seiner gerechten Sache, daß auch die ältesten Männer, die Schwachheit und Unvermögen abhalten könnte, doch lieber mit ihm die Gefahr theilen, als in sichrer Ruhe leben wollten.

Als hernach in einer gehaltnen Versammlung des Senats ein Staatsdecret nach dem Vorschlage des Cato ausgegeben wurde, in welchem man Versicherung ertheilte, daß kein Römer anders als an der Spitze des Degens sollte getödtet, und keine Stadt, die sich im ruhigen Gehorsam erhielte, sollte geplündert werden; so bekam die Parthey des Pompejus noch weit mehrern Anhang. Diejenigen, die mit dem Kriege gar nichts zu thun hatten, und weit davon entfernt lebten, oder wegen ihres Unvermö-

gens nicht in Betrachtung kamen, waren wenigstens mit ihrem Herzen dem Pompejus zugethan, vertheidigten mit ihren Reden die Gerechtigkeit seiner Sache, und hielten den für einen Feind der Götter und Menschen, der ihm nicht von ganzem Herzen Sieg wünschte.

Hingegen bewies auch Cäsar als Sieger ungemein viel Gelindigkeit. Er entließ die Officiere bey der Armee des Pompejus in Spanien, die er geschlagen und gefangen genommen hatte, aus ihrer Gefangenschaft, und behielt bloß die Soldaten zu seinem Dienste. Er zog über die Alpen wieder zurück, und durch ganz Italien nach Brundusium, wo er um die Zeit des kürzesten Tags ankam. Er setzte über das Meer, und nahm bey Oricum ein festes Lager ein. Gleich drauf schickte er den Jubius, einen Freund des Pompejus, den er gefangen bekommen hatte, zum Pompejus, und ließ ihm vorschlagen, eine Zusammenkunft zu halten, binnen dreyen Tagen beyde Armeen aus einander gehen zu lassen, und nach einem völlig geschloßnen Vergleiche und Frieden nach Italien zurück zu kehren. Pompejus aber hielt dieses wieder für eine ihm gelegte Schlinge, zog eilends ans Meer hin, und nahm alle die Plätze und Gegenden ein, welche zu sichern Lägern für eine Landarmee dienen konnten, besetzte auch alle Häfen und Rheden, die zur Ausfahrt in die See bequem lagen, und brachte es dadurch dahin, daß jeder Wind ihm günstig war, und ihm Proviant, Truppen und Geld bringen konnte. Cäsar hingegen befand sich sowohl zu Lande als auch wegen der See in solcher Verlegenheit, daß er sich zu einer Schlacht

genöthigt sahe. Er fiel deswegen die Verschanzungen des Pompejus öfters an, und behielt in den meisten Scharmützeln die Oberhand, außer in einem, in welchem er beynahe eine völlige Niederlage und den Verlust seines ganzen Heeres erlitten hätte, weil Pompejus das Gefecht mit solchen Glücke fortsetzte, daß endlich die ganze Armee des Cäsars die Flucht ergrif, und zweytausend Mann auf dem Platze blieben: aber Pompejus verfolgte die Feinde nicht bis in ihr Lager, und grif es selbst nicht an, weil er es entweder nicht im Stande war auszuführen, oder sich furchte. Cäsar sagte darüber zu seinen Freunden: Heute würden die Feinde einen völligen Sieg erhalten haben, wenn der Sieger seinen Sieg zu nutzen verstanden hätte.

Die Parthey des Pompejus aber faßte dadurch so viel Muth, daß sie zu einer entscheidenden Schlacht eilen wollte. Pompejus selbst schrieb zwar an die auswärtigen Könige, Feldherren und Städte als Sieger, aber vor der Gefahr einer Schlacht scheute er sich, und glaubte durch die Länge der Zeit und die Beschwerlichkeiten dieses Krieges am allererstenn die Truppen des Cäsars zu bezwingen, welche in Feldschlachten unüberwindlich, und schon lange gewohnt waren, mit einander zu siegen, zu den andern Arten der Kriegsdienste aber, dem Hin- und Hermarschiren, Veränderung des Lagers, Auffühurung von Graben und Wällen, wegen ihres Alters am wenigsten geschickt waren, daher sie immer eilten, sobald als möglich mit dem Feinde zu schlagen. Und vorher hatte Pompejus noch immer Mittel gewußt, seine Parthey zu bewegen, daß sie sich

ruhig verhielt; als aber nach jenem Gefechte Cäsar wegen Mangel an Lebensmitteln aufbrach, und durch Athamanien nach Thessalien marschirte, so konnte er den Uebermuth seiner Römer nicht mehr im Zaume halten: sie fiengen an zu schreyen, Cäsar nähme die Flucht, und müsse verfolgt werden. Einige verlangten auch, daß man nach Italien zurückkehren sollte. Verschiedene schickten schon ihre Bediente und Freunde nach Rom, und liessen sich Häuser nahe am Markte bestellen, weil sie gleich nach ihrer Rückkunft um obrigkeitliche Aemter sich bewerben wollten. Viele schiften auch von freyen Stücken nach Lesbos zur Cornelia, die Pompejus dort in Sicherheit hatte bringen lassen, und meldeten ihr, daß der Krieg nun schon geendigt wäre.

In einer Berathschlagung des Senats über die zu nehmenden Maasregeln that Afranius den Vorschlag, Italien zu behaupten, „dieses Land sey der größte Preis, um den man fechte, wenn man dieses inne habe, würde auch bald Sicilien, Sardinien, Corsica, Spanien und ganz Gallien in ihrer Gewalt seyn, und es schicke sich auch nicht wohl, daß Pompejus das Vaterland, das voll Sehnsucht nach ihm gleichsam seine Hände ausstrecke, vernachläßige, und es in seiner schimpflichen Dienstbarkeit und Unterthänigkeit gegen die Sklaven und Schmeichler der Tyrannen liesse.“ Allein Pompejus wandte dagegen ein, „es sey seiner Ehre zu nachtheilig, daß er zum zweytenmale vor dem Cäsar die Flucht nähme, und sich verfolgen liesse, da das Glück ihm Gelegenheit gäbe, den Cäsar zu verfolgen, es sey auch die größte Unbilligkeit, den Scipio, und die

andern grossen Römer, die mit Truppen in Griechenland und Thessalien stünden, zu verlassen, die mit ihren ansehnlichen Heeren und allen Schätzen alsdenn bald eine Beute des Cäsars werden würden: er sey vorzüglich darauf bedacht, den Krieg so weit als möglich von Rom zu entfernen, damit diese Hauptstadt die Uebel des Krieges am wenigsten empfände, und den Sieger in ruhiger Stille erwarten könne."

Diesem Entschlusse zufolge zog Pompejus dem Cäsar nach, suchte eine Schlacht zu vermeiden, und durch Besatzung der Pässe zur Zufuhre, durch Abschneidung der Lebensmittel, und langwierigen Beschwerlichkeiten, indem er sich ihm immer ganz nahe hielt, ihn aufzureiben. Diese Maasregeln schienen ihm auch außer den andern Gründen deswegen dienlich zu seyn, weil er erfuhr, daß allgemein unter den römischen Rittern die Rede gieng, man müsse sobald als möglich den Cäsar schlagen, um nachher auch den Pompejus zu nöthigen. Einige behaupten, daß Pompejus eben deswegen auch den Cato zu keinem wichtigen Geschäfte brauchte, sondern bey seinem Marsche gegen den Cäsar ihm die Beschützung der Bagage am Meere auftrug, weil er befürchtete, er möchte, wenn Cäsar getödtet wäre, ihn sogleich nöthigen, das Commando nieder zu legen. Allein sein ruhiger Marsch, mit welchem er den Feinden immer nachfolgte, zog ihm Vorwürfe und die Beschuldigung zu, daß er sich dieser Kriegslist nicht sowohl gegen den Cäsar als vielmehr gegen den römischen Senat und das Vaterland bediene, damit er beständig das Commando behielte, und diejeni-

gen, welche die Herren der Welt seyn sollten, stets als seine Diener und Waffenträger brauchen könne. Domitius Aenobarbus machte ihn dadurch, daß er ihn immer Agamemnon, und König der Könige nannte, verhaßt. Und Favonius schadete ihm auch durch seine frechen und unzeitigen Spöttereyen sehr. Ihr lieben Leute, sagte er unter andern, wir dürfen uns keine Hoffnung machen, daß wir in diesem Jahre werden tusculanische Feigen zu essen bekommen. Lucius Afranius, der die Armee in Spanien verloren hatte, und in dem Verdachte der Untreue stand, sagte, da er sahe, daß Pompejus eine Schlacht vermied, er wundre sich, daß seine Tadler sich nicht getrauten, auf den Provinzenhändler loszugehn, und ihm eine Schlacht zu liefern. Durch viele dergleichen Reden wurde endlich Pompejus von seinem Ehrgeize und der Schaam vor seinen Freunden hingerissen, und ließ sich verführen, seine richtigen Maximen fahren zu lassen, und den ungestümen Bitten und Hoffnungen seiner Truppen nachzugeben. Eine Schwachheit, die sich nicht einmal für den Steuermann eines Schifes, geschweige für den Oberfeldherrn so vieler Völkerschaften und Heere schickte! Und er, der sonst immer die Aerzte lobte, die den verkehrten Begierden der Kranken nicht willfährten, gab jetzt selbst der Krankheit seiner Truppen nach, und furchte sich, da es auf ihre Erhaltung ankam, ihnen mißfällig zu werden. Denn wie könnte man glauben, daß solche Männer gesunde Begriffe gehabt hätten, die von der Sucht um Consulate und andre obrigkeitliche Aemter im Lager angesteckt waren, und sich darum in voraus bewarben? Lentulus Spinther,

und Domitius, und Scipio, stritten schon um die Oberpriesterstelle, welche Cäsar bekleidete, und giengen herum, und suchten Wahlstimmen für sich — als wenn sie gegen einen Tigranes von Armenien, oder einen König der Nabatäer zu Felde gelegen hätten, und nicht gegen jenen Cäsar, der mit seinen Truppen schon tausend Städte im Sturm eingenommen, und mehr als dreyhundert Völkerschaften sich unterwürfig gemacht hatte, der in unzähligen Schlachten gegen die Germaner und Gallier immer gesiegt, über eine Million Gefangene gemacht, und eine Million Feinde in Schlachten getödtet hatte.

Dem ohnerachtet drangen die Truppen des Pompejus, sobald sie sich auf der pharsalischen Ebene gelagert hatten, so stark in ihn, daß er einen Kriegsrath halten mußte. In demselben betheuerte Labienus, der das Commando über die Reuterey hatte, zuerst, mit einem Eydschwure, daß er die Wahlstatt nicht eher verlassen wollte, bis er den Feind geschlagen hätte. Eben dieses betheuerten alle insgesammt eydlich. In der Nacht darauf hatte Pompejus einen Traum, in welchem es ihm vorkam, als wenn er auf dem von ihm erbauten Theater von dem römischen Volke mit einem Freudengeschrey empfangen würde, und er darauf den Tempel der siegenden Venus mit vieler Beute ausschmückte. Der eine Theil dieses Traums machte ihm Muth, der andre aber schien ihm bedenklich zu seyn, und er befürchtete, daß er dem Cäsar, der sein Geschlecht von der Venus herleitete, Ruhm und Beute geben sollte. Dazu kam ein panisches Schrecken, welches

ihn beunruhigte. Es erschien, da es schon gegen den Morgen zu gieng, über Cäsars Lager, wo alles sonst ganz stille war, ein grosses Licht, von welchem sich eine Fackel entzündete, die nahe beym Pompejus niederfiel, und Cäsar selbst erzehlt, daß er eben diese Erscheinung bey Besichtigung der Wachen gesehen habe. *)

Als Cäsar mit Anbruch des Tages nach Skotusa **) rücken wollte, und seine Soldaten schon die Zelter abbrachen, und die Bagage vorausschickten, brachten die ausgeschickten Kundschafter die Nachricht, daß im feindlichen Lager alles in der größten Bewegung sey, und man sich zu einer Schlacht gefaßt machte. Bald darauf kamen andre an, und meldeten, daß das Vordertreffen der Feinde schon in Schlachtordnung stände. Cäsar sagte darauf zu seinen Truppen: Nun ist der erwartete Tag erschienen, da wir mit Menschen und nicht mit dem Hunger und Mangel zu kämpfen haben. Er ließ in der größten Geschwindigkeit vor seinem Zelte den Purpurrock aufstecken, welches bey den Römern das Zeichen

*) Da man in des Cäsars Schriften keine eigne Nachricht davon findet, so schlägt Moses du Soul die sehr schickliche Lesart vor: καὶ τοῦτο ἰδεῖν φασὶ Καισαρα αὐτὸν ἐπιόντα τας φ. Man erzehlt, daß Cäsar selbst diese Erscheinung, als er die Wachen besichtigt, gesehen habe. Indessen ist doch zu viel dabey geändert, als daß ich diese Lesart sogleich hätte in die Uebersetzung aufnehmen mögen.

**) πρὸς Σκότουσαν. conf. Mos. du Soul in Reisk. Ed. Tom. III. p. 846.

chen zu einer Schlacht ist. Sobald die Soldaten dieses erblickten, verliessen sie mit einem Jubelgeschrey ihre Zelter, und ergriffen die Waffen, und stellten sich darauf unter der Anführung ihrer Officiere ohne Lerm und in der stillsten Regelmäßigkeit, wie ein Chor, in die gehörige Schlachtordnung.

Pompejus commandirte auf dem rechten Flügel, und hatte den Antonius gegen sich, den Mittelpunkt des Treffens führte sein Schwiegervater Scipio an, gegen den über Lucius Kalbinus *) stand, den linken Flügel commandirte Lucius Domitius, welcher durch den größten Theil der Reuterey unterstützt wurde, denn es hatten sich fast alle Ritter dahin gestellt, um den Cäsar selbst zu überwältigen, und die zehnte Legion zu schlagen, die in dem Rufe stand, daß sie die beste unter allen sey, und bey welcher auch Cäsar selbst immer zu stehen pflegte. Wie Cäsar gewahr wurde, daß auf dem linken feindlichen Flügel so viel Reuterey stand, und er wegen ihrer starken Rüstung in Besorgniß gerieth, so ließ er von seinem Hintertreffen sechs Cohorten vorrücken, und stellte sie hinter die zehnte Legion, mit dem Befehle, sich ruhig zu verhalten, daß sie die Feinde nicht bemerkten: wenn aber die feindliche Reuterey angreifen würde, so sollten sie durch die vordersten Glieder vordringen, und nicht, wie sonst tapfere Soldaten gewohnt wären, gleich ihre Wurfspiesse werfen, und dann eilen, die Degen zu ziehen, sondern sie sollten mit

*) Cruserius und andre lesen Albinus, Cäsar aber nennt ihn Cn. Domitius, und giebt überhaupt im dritten Buche vom bürgerlichen Kriege die beyderseitige Schlachtordnung ganz anders an.

ihren Spiessen die Feinde ins Gesicht stossen, und ihre Augen und Gesichter verwunden, denn alsdenn würden diese schönen und jungen Tänzer, um ihre Gestalt zu schonen, nicht Stand halten, und das auf ihre Augen gerichtete Eisen nicht anblicken können. Diese Vorkehrungen machte Cäsar zur Schlacht.

Als Pompejus hingegen, welcher seine Schlachtordnung zu Pferde beobachtete, sahe, daß die Feinde in stiller guter Ordnung den Zeitpunkt des Angrifs erwarteten, der größte Theil seiner Truppen aber unruhig war, und wegen der Ungeübtheit in eine tumultuarische Bewegung gerieth, so befürchtete er, daß seine Armee gleich im Anfange der Schlacht möchte in Unordnung gerathen. Er gab deswegen dem vordersten Gliede Befehl, mit vorgestreckten Lanzen festen Fusses stehen zu bleiben, und den Angrif der Feinde zu erwarten. Welche Disposition Cäsar in seinen Schriften tadelt, weil er der Meynung ist, daß dadurch der Nachdruck, den die Stösse beym Anfalle zu haben pflegten, verloren gehe, und zugleich jene Heftigkeit des Enthusiasmus wegfalle, welche die gemeinen Soldaten beym Angriffe befeure, und ihren Muth durch das Feldgeschrey und das Anlaufen gegen die Feinde noch mehr erhebe. — Cäsars Armee bestand aus zwey und zwanzigtausend Mann: die Armee des Pompejus war noch mehr als noch einmal so stark.

Indem nach gegebenen Zeichen zum Angriffe, und schon ertönenden Trompeten jedermann in den beyderseitigen Armeen auf sich selbst und das Gefecht bedacht war, geriethen einige wenige der rechtschaffensten Römer, und einige Griechen, die sich ausser-

halb der Schlacht befanden, bey den bevorstehenden gefährlichen Schicksalen, auf die Betrachtung, wie weit Habsucht und Ehrgeiz den römischen Staat gebracht hätten. Denn jetzt waren verwandte Soldaten und Brüder eines Staats, und die blühende kriegrische Jugend einer Nation und Stadt unter den gemeinschaftlichen nationellen Fahnen wider einander in blutigen Gefechte. Ein Beweis von der Schwäche der menschlichen Natur, die in der Hitze der Leidenschaften blind und unsinnig wird! Die Römer beherrschten schon den größten und besten Theil der Erde und des Meers, und sie hätten ihre Herrschsucht daher an dem, was ihnen schon unterwürfig war, gar leicht, wenn sie hätten ruhig seyn wollen, befriedigen können. Wenn sie aber Begierde nach neuen Trophäen und Triumphen hatten, so konnten sie auch diese in den Kriegen gegen die Parther und Germaner befriedigen. Auch Scythien und Indien waren noch übrig, und gaben ihnen genug zu thun, und dabey den schicklichen Vorwand, daß sie nicht aus Habsucht, sondern um wilde Nationen gesitteter zu machen, Kriege führten. Und wie hätten auch die scythischen Pferde, oder parthischen Pfeile, oder indischen Reichthümer die Siege einer Armee von siebzig tausend römischen Soldaten aufhalten können, wenn Cäsar und Pompejus sie commandirt hätten, deren Namen noch eher als der Name der Römer zu diesen Völkerschaften gekommen war! So hätten diese beyden grossen Feldherren mannichfaltige uncultivirte und wilde Nationen besiegen können! Aber jetzt fochten sie selbst gegen einander, und schonten dabey weder das Vaterland

noch ihren eignen Ruhm, da sie bis auf den Tag der pharsalischen Schlacht beyde unüberwindlich gewesen waren. Ihre gestiftete Verwandtschaft, die Reize der Julia, und ihre Vermählung waren gleich anfänglich nur betrügerische und verdächtige Unterpfänder einer Verbindung, die nur auf Eigennutz gegründet war, und an welcher wahre Freundschaft keinen Antheil hatte.

Als die pharsalische Ebene mit Soldaten, Pferden und Waffen nun schon ganz erfüllt, und von beyden Heeren das Zeichen zum Treffen gegeben war, sprang zuerst aus Cäsars Armee Cajus Crassianus *), ein Hauptmann über eine Kompagnie von hundert und zwanzig Mann, hervor, und that dem Cäsar ein grosses Versprechen. Wie Cäsar nämlich bemerkte, daß er voraus trat, fragte er ihn, was er von der Schlacht dächte? Crassianus schrie ihm mit ausgestreckter Hand zu: Cäsar, du wirst heute einen herrlichen Sieg erlangen, und mich sollst du loben, ich mag umkommen oder leben bleiben. Dieser Versicherung gemäß stürmte er auf die Feinde, von einer grossen Menge, die ihm nachfolgte, begleitet, und drang mitten unter die Feinde ein. Man grif sogleich zu dem Degen, und es entstand ein grosses Blutbad, unter welchem Crassianus immer weiter vordrang, und die feindlichen Glieder auseinander trieb, bis ihm jemand den Degen durch den Mund stieß, so daß die Spitze hinten wieder zum Genicke heraus kam. Wie Crassia-

*) Cäsar nennt ihn Crastinus, Appianus Crassinus.

nus geblieben war, verdoppelte sich das Gefecht, und wurde von beyden Theilen auf diesem Platze mit gleichem Glücke fortgesetzt.

Pompejus ließ seinen rechten Flügel unterdessen nur langsam agiren, und sah immer nach dem linken, wo er erwartete, was die so starke Reuterey ausrichten würde. Diese breitete schon ihre Eskadronen aus, um den Cäsar zu überflügeln, und wenn sie die geringe voranstehende Reuterey des Cäsars über den Haufen geworfen hätte, in seine Legionen einzuhauen. Allein die cäsarischen Reuter wichen, auf ein gegebenes Zeichen, sogleich zurück, und die hinter gestellten sechs Cohorten, dreytausend Mann stark, rückten hervor, und griffen, der gegebenen Ordre gemäß, die pompejanischen Ritter so an, daß sie mit erhobenen Spiessen sie immer ins Gesicht stiessen. Diese, die einen solchen Angrif weder erwarteten, noch dazu gefaßt gemacht waren, hielten ihn nicht lange aus, und konnten die Stiche in ihre Augen und Gesichter nicht vertragen. Sie wandten um, hielten sich die Hände vors Gesicht, und ergriffen die schimpflichste Flucht. Cäsar setzte ihnen auf ihrer Flucht nicht nach, sondern grif sogleich die nun von aller Reuterey entblößte Infanterie an, die nunmehr leicht überflügelt werden konnte. Wie sich diese Truppen auf der Flanke angegriffen sahen, und die zehnte Legion zugleich von vorne in sie einstürmte, so konnten sie nicht weiter Stand halten. Anstatt daß sie, ihrer Hoffnung nach, die Feinde überflügelt hatten, war ihnen selbst dieses begegnet.

Es ist schwer zu sagen, wie dem Pompejus zu Muthe gewesen seyn mag, da er aus dem in die

Höhe steigenden Staube die Niederlage und Flucht der Ritter vermuthete. Er betrug sich, wie einer, der vor Betäubung ganz seiner Sinne beraubt ist. Ohne daran zu denken, daß er der grosse Pompejus sey, gieng er langsam, ohne jemanden anzureden, ins Lager zurück, gleich dem Ajax in jener vom Homer beschriebenen Scene. *) — „Der hohe Vater Zevs trieb den Ajax in Furcht. Er stand betäubt, warf sein siebenfaches Schild hinter sich, und floh behend aus dem Getümmel der Schlacht.“ — So gieng Pompejus in sein Zelt, und saß da sprachlos, bis eine Menge Feinde mit den Flüchtigen zugleich ins Lager drangen. Da ließ er diese einzigen Worte von sich hören: Also auch bis ins Lager! — Mehr sagte er nicht, sondern stand gleich auf, zog eine Kleidung an, wie sie sich für seine gegenwärtigen Umstände schickte, und gieng zum Lager hinaus.

Die übrigen Legionen ergriffen alle die Flucht, und es wurde im Lager noch ein grosses Blutvergiessen unter den zur Bedeckung der Bagage zurückgelassenen und den da befindlichen Sklaven angerichtet. Von den Soldaten sollen doch nur, nach dem Berichte des Asinius Pollio, der auf Cäsars Seite dieser Schlacht selbst mit beywohnte, sechstausend geblieben seyn. Man mußte, da das Lager eingenommen war, über den Unsinn und die Leichtsinnigkeit der Feinde erstaunen. Alle Zelter waren mit Myrthen besteckt, und mit bunten Teppichen ausgeschmückt, die Tische waren voller Trinkgeschirre und Weinbecher, und alles war so eingerichtet und

*) Iliad. Libr. XI. vers. 543. sequ.

geputzt, als wenn hier Leute ein Opferfest gefeyert, und Gastmähler angestellt hätten, nicht als wenn sich hier Soldaten zur Schlacht gerüstet hätten. So sehr waren die Pompejaner, selbst da sie ins Treffen gehen wollten, von ihrer Hoffnung und unsinnigen Zuversicht verblendet gewesen.

Wie Pompejus eine kleine Strecke vom Lager weg war, ließ er sein Pferd laufen, und gieng zu Fusse mit seinen wenigen Begleitern, da er sahe, daß ihn niemand verfolgte, ganz stille weiter fort, in solchen Betrachtungen, wie sie einem Manne einfallen mußten, der seit vier und dreyßig Jahren stets zu siegen und zu erobern gewohnt war, und der jetzt zum erstenmale das Schicksal erfuhr, geschlagen zu werden, und fliehen zu müssen. Er hatte in einer Stunde den in so vielen Feldzügen und Schlachten sich gesammelten Ruhm und jene Macht verloren, die ihn noch vor kurzem mit solch einer Menge von Waffen, Pferden und Flotten zu Gebote stand und umgab, und nun war er so klein und erniedrigt geworden, daß er den Feinden, die ihn verfolgten, unbekannt blieb.

Er gieng bey Larissa vorbey nach dem thessalischen Lustgefilde Tempe, wo er vor großem Durste sich auf die Erde warf, und aus einem Flusse trank. Darauf wanderte er durch die Ebne fort, bis er ans Meer kam. Hier ruhte er den übrigen Theil der Nacht in einer schlechten Fischerhütte aus. Den Morgen darauf schickte er alle seine Sklaven weg, und befahl ihnen, mit getrostem Muthe zum Cäsar zu gehen, und er selbst stieg mit den ihn begleitenden freyen Römern in ein kleines Fahrzeug, in wel-

chem er an der Küste hinfuhr, da er denn bald ein grosses segelndes Lastschif gewahr wurde, dessen Besitzer ein Römer war, Namens Peticius, der sonst mit dem Pompejus keine Bekanntschaft hatte, ihn aber doch vom Gesichte kannte. Dieser Peticius hatte in der vorhergegangenen Nacht einen Traum gehabt, in welchem ihm Pompejus erschienen war, nicht so wie er ihn vielmals gesehen hatte, sondern in einer elenden traurigen Gestalt. Er erzehlte diesen Traum eben seinen Kameraden auf dem Schife, so wie müßige Personen einander mit dergleichen Dingen zu unterhalten pflegen, als plötzlich einer von den Schifsleuten rief, daß er ein Schifchen vom Lande herkommen sähe, in welchem Leute mit ihren Kleidern Zeichen gäben, und die Hände nach ihnen ausstreckten. Peticius erkannte sogleich den Pompejus in derselbigen Gestalt, in welcher er ihn im Traume gesehn hatte. Er schlug sich vor Bestürzung an die Stirne, ließ ihn auf einem Kahne von einigen seiner Leute abholen, und reichte ihm, indem er ihn mit Namen nannte, die Hand. Er konnte gleich aus seiner Gestalt seine Glücksveränderung und sein Schicksal muthmassen, daher er auch nicht erst seine Anrede und Bitte erwartete, sondern ihn mit denjenigen aufnahm, die er bey sich haben wollte, welches die beyden Lentulus und Favonius waren. Indem sie fortschiften, sahen sie, daß der König Dejoratus vom Lande her zu ihnen wollte, und nahmen auch diesen mit ein. Da die Zeit zum Essen kam, bereitete ihnen Peticius eine Mahlzeit, so gut es die Umstände erlaubten. Favonius aber wurde kaum gewahr, daß Pompejus, aus Mangel an Bedienten,

sich selbst anfieng zu waschen, als er hinzulief, und ihn wusch und salbte. Und er verrichtete auch die andern Dienste der Sklaven, bis auf das Waschen der Füsse, und die Zubereitungen des Essens in der Folge bey ihm, worüber jemand, der die Edelmüthigkeit dieses Dienstes und die unverstellte Naivität dabey bewunderte, in die Worte ausbrach: Edelmüthigen Männern steht alles gut an!

Pompejus schifte bey Amphipolis vorbey nach Mitylene, wo er seine Gemahlin Cornelia und seinen Sohn mitnehmen wollte. Er schickte, da er ans Ufer gekommen war, einen Bothen in die Stadt, der der Cornelia ganz andre Nachricht brachte, als sie erwartete, denn sie hatte voll Zuversicht wegen der schmeichelhaften bisherigen Nachrichten, daß der Krieg schon bey Dyrrhachium entschieden worden sey, die besten Hoffnungen, und glaubte, alles, was Pompejus noch zu thun übrig habe, sey, den Cäsar zu verfolgen. Der Bothe, der sie in solchen Erwartungen antraf, hatte nicht das Herz, sie zu grüssen, und erzehlte ihr seine üblen Nachrichten mehr durch Thränen als durch Worte, er fügte hinzu, sie möchte eilen, wenn sie noch den Pompejus sehen wollte, der sich mit einem einzigen fremden Schife am Ufer befände. Cornelia fiel bey dieser Bothschaft vor Schrecken auf die Erde nieder, und blieb da lange Zeit stumm und ganz ihrer Sinne beraubt liegen. Da sie endlich mit Mühe wieder zu sich selbst kam, sahe sie wohl ein, daß es jetzt nicht Zeit zu klagen und zu weinen wäre, und lief durch die Stadt zum Pompejus. Sie sank beym Empfange ihrem Gemahl in die Arme. — „Ich sehe, liebster

Mann, sagte sie, daß nicht dein, sondern mein Schicksal daran Schuld ist, daß du hier auf einem Fahrzeuge herumschiffen mußt, da du vor deiner Vermählung mit der Cornelia auf diesem Meere mit fünfhundert Schifen segeltest. Warum kommst du hieher, um mich zu sehen, und überliessest mich, die ich dich in so grosses Unglück gebracht, nicht meinem harten Geschicke? Welch ein glückliches Weib wäre ich gewesen, wenn ich vor der Nachricht von dem Tode des Publius, meines ersten Gemahls, der im parthischen Kriege blieb, gestorben wäre! Wie klug wäre ich gewesen, wenn ich nach seinem Tode, so wie ich es thun wollte, mir selbst das Leben genommen hätte! Aber ich mußte leben bleiben, um Pompejus den Grossen zum Unglücksfalle zu bringen!"

Pompejus beantwortete, wie man erzehlt, diese Klagen der Cornelia auf folgende Weise: „Liebste Cornelia, du kanntest bisher nur das gute Geschick, welches dich auch vielleicht dadurch hintergangen hat, daß es länger als gewöhnlich bey mir ausgehalten. Aber wir müssen, da wir Menschen sind, auch Unglück ertragen lernen, und versuchen, ob wir wieder glücklich werden können. Denn wir dürfen nicht verzweifeln, aus diesen Widerwärtigkeiten wieder in jene erstern glücklichen Umstände versetzt zu werden, da wir aus jenem glücklichen Zustande in diesen Unfall versetzt worden sind." Cornelia ließ darauf ihre Geräthschaften und Bediente aus der Stadt holen. Die Einwohner von Mitylene aber kamen zum Pompejus, und baten ihn, in ihre Stadt seine Zuflucht zu nehmen. Allein er wollte dieses nicht, sondern

rieth ihnen vielmehr, sich dem Sieger zu unterwerfen, und getrosten Muth zu fassen, da Cäsar sehr gelind und gnädig wäre.

Er wandte sich darauf zum Philosophen Kratippus, der aus der Stadt gekommen war, um ihn zu sehen, und brachte, in einer kurzen Unterredung mit ihm verschiedene Klagen gegen die Vorsehung vor, in welchen ihm Kratippus etwas nachgab, um ihn auf gute Hoffnungen zu leiten, und nicht durch unzeitigen Widerspruch verdrüßlich zu werden. Er zeigte aber nachher auf einige Fragen des Pompejus über die Vorsehung, daß der römische Staat wegen seiner Verderbniß eine monarchische Regierung nöthig habe, und fragte den Pompejus selbst: „Wodurch können wir versichert seyn, daß du bey deinem Glücke dich besser als Cäsar würdest betragen haben? Aber alle diese Dinge muß man, so wie sie sind, ganz allein den Göttern überlassen.

Pompejus setzte seinen Weg auf der See mit seiner Gemahlin und seinen Freunden weiter fort, und hielt nur bey denjenigen Häfen an, wo er frisches Wasser und Lebensmittel einnehmen mußte. Die erste Stadt, in die er gieng, war Attalea in Pamphilien. Hier stiessen einige Kriegsschife aus Cilicien zu ihm, es sammelten sich auch wieder einige Truppen, und er hatte auch schon wieder sechzig Senatoren bey sich. Wie er hörte, daß die Flotte noch beysammen wäre, und Cato mit einer starken Anzahl Truppen nach Afrika übergeschift sey, bedauerte er sein Schicksal gegen seine Freunde, und tadelte sich selbst dabey, daß er sich hätte zwingen lassen, mit seiner Landmacht ein Treffen zu liefern, ohne seine weit stärkere Macht zur See zu gebrau-

chen, und daß er nicht wenigstens dabey seine Flotte zum Schutze genommen, welche er nach einer verlornen Schlacht zu Lande mit ihrer so beträchtlichen Stärke sogleich zur neuen Unterstützung gegen den Feind gehabt hätte. Und es ist auch wirklich der größte Fehler des Pompejus, und das geschickteste Manöver des Cäsars gewesen, daß er die Schlacht so weit von der Flotte entfernte.

Inzwischen mußte Pompejus doch nach Beschaffenheit der damaligen Umstände auf irgend eine Unternehmung denken, und etwas thun. Er ließ also aus den da herumliegenden Städten Geld und Kriegsvorrath abholen, und zu einigen Städten segelte er selbst hin, trieb Geld ein, und bemannte seine Schife. Weil er sich jedoch vor der schnellen Thätigkeit seines Feindes fürchtete, und in Besorgniß gerieth, daß er ihn überfallen möchte, ehe er mit seiner Zurüstung noch fertig wäre, so war er darauf bedacht, wie er vorerst bey den damaligen Umständen einen sichern Zufluchtsort vor sich finden möchte.

Man stellte darüber eine Berathschlagung an. Fast alle waren der Meynung, daß keine Provinz sicher genug sey. Pompejus selbst meynte, daß unter den Königreichen das parthische am geschicktesten sey, ihn bey gegenwärtiger Situation aufzunehmen, welches seine Schwäche am besten schützen, und ihn künftig mit der stärksten Kriegsmacht wieder ins Feld schicken könnte. Einige gaben den Rath, sich nach Afrika und zum Könige Juba zu wenden. Aber Theophanes aus Lesbos war entgegen: „Es scheint, sagte er, unsinnig zu seyn, daß wir nicht an Aegypten denken wollen, welches wir in drey Tagen zur See erreichen können, wo der König Ptolemäus

zwar noch jung aber dem Pompejus wegen der Gefälligkeiten gegen seinem Vater verpflichtet geworden ist! Und statt dessen wollte sich Pompejus den Parthern überlassen, dem meyneidigsten Volke in der Welt! Und ein Römer wollte einem Römer, seinen Schwiegervater, nicht den ersten Rang lassen, und nächst ihm der erste unter allen andern seyn, sondern lieber, anstatt die Mäßigung dieses Sieges zu erwarten, einen parthischen Arsaces zum Herrn über sich machen, der selbst den Crassus, so lange er lebte, nicht in seine Gewalt bekommen konnte! Und er wollte seine junge Gemahlin, die aus dem Hause der Scipionen abstammt, zu den Barbaren führen, die ihre Gewalt nur zur Befriedigung ihrer Frechheit und Lüste brauchen; und wenn Cornelia auch keine Beschimpfung litte, so würde es doch so scheinen, da es immer gefährlich ist, solchen Menschen in die Hände zu gerathen, die dazu fähig sind." Diese letztere Vorstellung allein soll, wie man vorgiebt, den Pompejus von seinem vorgesetzten Wege nach dem Euphrat abgehalten haben, wenn ihn anders noch eine Ueberlegung, und nicht vielmehr sein unglücklicher Genius seinen Weg geführt hat.

Auf gefaßten Entschluß, nach Aegypten zu flüchten, segelte Pompejus von Cypern aus in einem seleucischen Kriegsschife mit seiner Gemahlin ab. Seine Begleiter folgten ihm, theils auf langen, theils auf Frachtschifen nach. Ihre Fahrt übers Meer war sicher. Weil Pompejus erfuhr, daß Ptolomäus mit einer Armee bey Pelusium stände, und gegen seine Schwester Krieg führte, richtete er seinen Lauf dahin, und schickte jemanden vor-

aus, der mit dem Könige seinetwegen sprechen, und ihn um Aufnahme bitten mußte.

Ptolomäus war noch sehr jung. Pothinus, durch welchen Minister alle Geschäfte giengen, hielt mit den vornehmsten Staatsbedienten, welche alle seine Creaturen waren, eine Berathschlagung, und befahl, daß jeder seine Meynung vortragen sollte. — Es war ein trauriges Schicksal, daß der verschnittene Pothinus, und Theodotus aus Chios, der für eine Pension zum Instructor des Königs in der Rhetorik angenommen war, und ein Aegyptier, Achillas, über das Schicksal des grossen Pompejus jetzt eine Berathschlagung anstellten! Diese Leute waren die vornehmsten unter den Kammerherren und andern hohen Bedienten des Königs. — Pompejus erwartete auf seinem Schife, das vom Lande entfernt vor Anker lag, sein Schicksal von diesem geheimen Rathe, er, der es für unanständig für sich hielt, dem Cäsar seine Errettung zu danken! — Die Meynungen waren in so ferne verschieden, daß einige für gut hielten, den Pompejus abzuweisen, andre, ihn anzunehmen, und seine Parthey zu ergreifen. Allein Theodotus, der dabey seine Staatsklugheit und Beredtsamkeit zeigen wollte, hielt weder das eine noch das andre Gutachten für sicher genug. „Wir werden, sagte er, wenn wir den Pompejus aufnehmen, ihn zu unserm Beherrscher, und den Cäsar zu unsern Feind haben: wenn wir ihn aber abweisen, so werden wir sowohl ihn selbst, wegen der verweigerten Zuflucht, als den Cäsar, weil er ihn weiter verfolgen muß, beleidigen. Der beste Rath ist also dieser, den Pompe-

jus kommen zu lassen, und ihn umzubringen. Auf diese Weise werden wir dem Cäsar eine Gefälligkeit erzeigen, und den Pompejus nicht fürchten dürfen, denn ein Todter, fügte er lächelnd hinzu, beißt nicht."

Diese Meynung behielt die Oberhand, und Achillas bekam den Auftrag, die Sache auszuführen. Er nahm einen gewissen Septimius, der ehedem unter dem Pompejus als Hauptmann gedient hatte, noch einen andern Hauptmann, Namens Salvius, und drey oder vier Bediente mit, und fuhr zu des Pompejus Schif hin, in welches eben die vornehmsten Begleiter desselben gestiegen waren, um zu sehen, was vorgehen würde. Wie sie bemerkten, daß Pompejus mit keinem königlichen Schife abgeholt wurde, und überhaupt keine vorzügliche und solche Anstalten, die den Hoffnungen des Theophanes gemäß waren, gemacht wurden, und daß nur wenige Personen auf einem einzigen Fischerboote ankamen, so hielten sie diese Geringschätzung schon für verdächtig, und riethen dem Pompejus, mit seinem Schife sich so weit wieder in die See zu entfernen, bis er ausser Gefahr vor Pfeilen wäre. Inzwischen näherte sich das kleine Fahrzeug, und Septimius stand zuerst auf, und begrüßte den Pompejus mit dem Titel, Imperator, in römischer Sprache. Achillas redte ihn darauf in griechischer Sprache an, und bat ihn, ins Boot zu steigen, weil das Meer an diesen Orten sehr seicht, und wegen der Sandbänke mit einem Kriegsschife nicht zu beschifen sey. Man sahe zugleich, daß einige königliche Schife bemannt wurden, und Sol-

daten das Ufer besetzten, so daß man nun nicht mehr hätte entkommen können, wenn man auch gewollt hätte, und noch überdem durch das bezeigte Mißtrauen den Mördern einen Vorwand zu ihrem Frevel würde gegeben haben. Pompejus nahm also von seiner Gemahlin Abschied, die im voraus seinen Tod beweinte, und ließ zwey Hauptmänner, seinen Freygelassenen Philippus, und einen seiner Sklaven, Namens Skenes, voran ins Fahrzeug steigen. Als ihm schon Achillas die Hand reichte, wandte er sich nochmals im Boote um, sahe seine Gemahlin und seinen Sohn an, und sagte diese Stelle des Sophokles: — „Wer zum Tyrannen geht, der wird sein Sklav, so frey er vorher war." —

Dieß waren seine letzten Worte, die er zu den Seinigen sagte. Es war noch eine ziemliche Strecke bis ans Land, und niemand sprach während dieser Fahrt ein freundliches Wort mit ihm. Er wandte sich daher zum Septimius, und sagte zu ihm: „Wenn ich mich nicht irre, so kenne ich dich, und finde in dir einen meiner alten Kameraden wieder." Worauf Septimius aber bloß mit einem Kopfnicken antwortete, ohne ihm ein Wort zu sagen, oder eine freundliche Miene zu geben. Da darauf wieder im Schife niemand redte, so las Pompejus indessen die griechische Rede durch, die er in einem kleinen Buche aufgeschrieben hatte, und beym Empfange an den König Ptolomäus halten wollte.

Cornelia, die mit ihren Freunden von dem Kriegsschife her, voller Angst über das bevorstehende Schicksal ihres Gemahls, der ganzen Fahrt zusahe,

sahe, fieng an, einigen Muth zu schöpfen, da sie viele königliche Bediente beym Aussteigen herbeylaufen sahe, als wenn sie ihren Gemahl mit Ehrenbezeugungen empfangen wollten. Pompejus ergrif indessen den Philippus bey der Hand, um bequemer aufzustehen, und wurde in dem Augenblicke vom Septimius von hinten zu mit dem Degen durchstossen, worauf sogleich auch Salvius und Achillas ihre Degen zogen. Pompejus zog mit beyden Händen seinen Rock übers Gesicht, und hielt, ohne etwas zu thun oder zu sprechen, was seiner unwürdig gewesen wäre, alle mörderischen Stösse mit Standhaftigkeit aus. Er endigte sein Leben im sechzigsten Jahre seines Alters *), den Tag nach seinem Geburtstage.

Cornelia sahe nebst ihren Begleitern von dem Kriegsschife her die Ermordung, und erhob ein so entsetzliches Heulen, daß es bis ans Ufer erschallte. Sie lichteten gleich die Anker, und entflohen in der schnellsten Eile, wobey ihnen ein starker Wind zu statten kam, daher auch die Aegyptier, die ihnen nacheilen wollten, ihren Vorsatz fahren liessen. Diese hieben dem Pompejus den Kopf ab, und warfen den nackten Körper aus dem Fahrzeuge, und liessen ihn zum Schauspiele für jedermann da liegen. Philippus blieb so lange dabey stehen, bis die Zuschauer ihre Neugierde gesättiget hatten, darauf wusch er den Körper mit Meerwasser ab, und wi-

*) Dacier zeigt bey dieser Stelle, daß Pompejus nicht 59, sondern nur 58 Jahr alt geworden. Er war im Jahr nach der Erbauung Roms 647 geboren, und kam im Jahre 705 um.

ckelte ihn in sein eigenes Unterkleid, weil er sonst nichts hatte. Er suchte darauf am Ufer, und fand noch kleine Trümmer von einem Fischerboote, die zwar schon alt, aber zu einem Scheiterhaufen für einen nackten, nicht einmal ganzen Körper, hinreichend waren. Diese trug er zusammen, und war noch mit der Errichtung des Scheiterhaufens beschäftigt, als ein schon alter Römer, der seine ersten Feldzüge in seiner Jugend unter dem Pompejus gethan, zu ihm trat, und ihn mit den Worten anredte: „Wer bist du, der du den grossen Pompejus zur Erde bestatten willst?“ Auf die Antwort des Philippus, daß er sein Freygelassener sey, sagte er: „Diese Ehre soll dir nicht allein wiederfahren. Laß mich daran, wie an einem gefundenen Heiligthume, Antheil nehmen: so darf ich mich doch nicht hier als ein Fremdling über alles beklagen, und habe für die vielen Unfälle, die ich hier ausgestanden, doch das Glück noch erlangt, daß ich mit meinen Händen den größten der römischen Feldherren zur Erde bestattet habe.“

Den Tag darauf landete Lucius Lentulus, der von Cypern dahin gesegelt war, und von dem, was vorgegangen war, nichts wußte. Wie dieser den Scheiterhaufen und den dabey stehenden Philippus, den er noch nicht kannte, gewahr wurde, brach er in die Worte aus: „Wer hat hier sein Ende und seine Ruhestätte gefunden?“ und kurz darauf setzte er mit Seufzen hinzu: „Vielleicht bist du es, grosser Pompejus!“ Eine kleine Weile hernach wurde er auch ergriffen und umgebracht. — Auf solche Art beschloß Pompejus sein Leben.

Cäsar kam nicht lange darauf nach Aegypten, welches Reich sich damals in der größten Verwirrung befand. Er wandte sein Gesicht von demjenigen, der ihm den Kopf des Pompejus überbrachte, als von einem verabscheuungswürdigen Menschen, ab. Den Siegelring des Pompejus aber nahm er mit weinenden Augen an. Es war ein Löwe darauf gestochen, der ein Schwerdt in seiner Klaue hielt. Cäsar ließ auch den Achillas und Pothinus umbringen, und der König selbst kam bey einer nachherigen Schlacht um, und verschwand am Nilflusse. Der Sophist Theodotus entgieng Cäsars Rache, er flüchtete aus Aegypten, und schweifte in armseligen Umständen und allgemeinem Hasse herum, bis ihn Marcus Brutus, der nach des Cäsars Ermordung in Asien die Obergewalt hatte, antraf, und mit vielen Martern hinrichten ließ. Die Asche des Pompejus wurde seiner Gemahlin Cornelia zugesandt, und von ihr auf seinem albanischen Landgute beygesetzt.

Vergleichung des Ageſilaus mit dem Pompejus.

Wir wollen nunmehr, nach den erzehlten Lebensumſtänden des Ageſilaus und Pompejus eine Vergleichung zwiſchen dieſen beyden Helden anſtellen, und kürzlich ihre Verſchiedenheiten durchgehen. Sie beſtehen darinnen. — Erſtlich daß Pompejus auf die rechtmäſſigſte Weiſe zu ſeiner Macht und zu ſeinem Ruhme gelangte, nachdem er freywillig dem Sylla bey der Befreyung Italiens von den Tyrannen vielfältigen und beträchtlichen Beyſtand leiſtete; Ageſilaus hingegen auf eine Art, die weder bey den Göttern noch bey den Menſchen zu entſchuldigen war, zur Regierung gelangte, da er den Leotychides, den doch ſein Vater ſelbſt für ſeinen Sohn erkannte, für einen unächten Prinzen erklärte, und das Orakel, das wegen einer lahmen Regierung war gegeben worden, durch Spitzfindigkeit entkräftete. —

Zweytens, daß Pompejus den Sylla Zeitlebens ehrte, und noch nach ſeinem Tode ſein Leichenbegängniß, ohnerachtet des Widerſtandes vom Lepidus, mit Gewalt durchſetzte, auch deſſen Sohne, Fauſtus, ſeine Tochter verlobte: Ageſilaus dagegen den Lyſander wegen einer geringen Urſache unterdrückte und beſchimpfte, da doch Sylla vom Pompejus nicht geringere Dienſte empfieng, als er ihm leiſtete, Lyſander hingegen den Ageſilaus zum Könige von Sparta und zum Feldherrn von ganz Griechenland machte. —

Drittens, so geschahen die Vergehungen des Pompejus in den Staatsgeschäften und Gerichten meistens der Anverwandtschaft wegen, weil er die Fehler seiner Schwiegerväter, des Cäsars und Scipio, zu begünstigen suchte: Agesilaus aber entriß dem Sphodrias, aus Nachsicht gegen die Neigung seines Sohns, der Todesstrafe, welcher ihn seine Ungerechtigkeit gegen die Athenienser schuldig machte, und dem Phoebidas, der den Frieden mit den Thebanern brach, half er offenbar, eben wegen dieser Ungerechtigkeit, mit vielem Eifer durch. Ueberhaupt allen denjenigen Schaden, den Pompejus den Römern aus falscher Ehrfurcht oder aus Unwissenheit zufügte, den fügte Agesilaus den Lacedämoniern aus Rach- und Eifersucht zu, da er die Flamme des böotischen Krieges entzündete. —

Wenn man aber auch die Fehler beyder Männer einem gewissen Schicksale zuschreiben will, so konnten doch das, was mit dem Pompejus vorgieng, die Römer nicht vorhersehen: Die Lacedämonier aber hörten und wußten vorher, was ihnen eine lahme Regierung für Schaden bringen würde, ohne daß ihnen Agesilaus zuließ, sich dafür in Acht zu nehmen. Und wenn es auch tausendmal wäre bewiesen worden, daß Leotychides von fremder und unächter Geburt abstammte, so hätte das Geschlecht der Eurytiontiden doch immer noch einen ächten geradefüßigen König den Spartanern geben können, wenn nicht Lysander das Orakel, des Agesilaus wegen, falsch erklärt hätte.

Was aber jenes Rettungsmittel betrifft, durch welches Agesilaus nach der Schlacht bey Leuktra,

diejenigen, die davon gelaufen waren, von ihrer Todesgefahr befreyete, indem er befahl, daß die Geſetze am Tage dieſes Gerichts ſchlafen ſollten; ſo findet man im Leben des Pompejus keinen ähnlichen Streich, der damit verglichen werden könnte. Im Gegentheile hielt Pompejus vielmehr nicht für nöthig, ſich nach den Geſetzen zu richten, die er ſelbſt gegeben hatte, wenn es darauf ankam, ſein Anſehn für ſeine Freunde zu verwenden. Ageſilaus ſah ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, die Geſetze aufzuheben, wenn er das Leben ſeiner Mitbürger erretten wollte, und erfand dabey ein ſolches Mittel, wodurch er ſeine Mitbürger ſchonen konnte, ohne die Gültigkeit der Geſetze zu vernichten. Ich rechne auch jene unnachahmliche Beſcheidenheit, daß Ageſilaus ſogleich nach empfangenem Zurückberufungsſchreiben von Sparta alle ſeine groſſen Ausſichten in Aſien verließ, ihm zur vorzüglichen politiſchen Tugend an, denn er nutzte dem Staate nicht wie Pompejus, nur mit demjenigen, wodurch er ſich ſelbſt groß machte, ſondern er verließ, weil er nur auf das Beſte des Vaterlandes ſahe, eine ſo groſſe Macht und einen ſo groſſen Ruhm, wie vor und nach ihm niemand ſonſt als Alexander erlangt hat.

Wenn wir in einer andern Betrachtung auf die Feldzüge und kriegeriſchen Thaten dieſer beyden Männer ſehen, ſo kann in Abſicht der Anzahl der Trophäen, der Gröſſe der Armeen, die Pompejus anführte, und der Menge der Schlachten, die er gewann, Ageſilaus mit ihm, ſelbſt nicht von einem Xenophon, verglichen werden, ob man gleich dieſem Schriftſteller wegen ſeiner vielen andern Schönheiten

gleichsam als ein Vorrecht erlaubt, was er nur will, von seinem Helden zu erzehlen und zu urtheilen. Auch übertraf, nach meiner Meynung, Pompejus den Agesilaus gar sehr an Gelindigkeit gegen die Feinde. Denn dieser wollte gern Theben um seine Freyheit, und Messene um seine Einwohner bringen, da doch die eine die beste Stadt des ganzen Landes, und die andere die Hauptstadt war, und hätte dadurch beynahe Sparta selbst zu Grunde gerichtet, welches denn doch dabey sein Uebergewicht in Griechenland verlor. Pompejus hingegen gab denjenigen Seeräubern, die sich zu einer friedlichen Lebensart bequemten, Städte ein, und den König von Armenien, Tigranes, den er hätte im Triumph aufführen können, machte er zum Bundesgenossen, denn, sagte er dabey, ich ziehe die Ewigkeit einem Tage vor.

Wenn man aber denjenigen Maasregeln und Thaten im Kriege den Vorzug giebt, welche die größten und wichtigsten Absichten ausführen, so hat der Lacedämonier in dieser Eigenschaft den Römer weit hinter sich gelassen. Denn er gab die Hauptstadt nicht Preis, und verließ sie nicht, da er mit weniger Mannschaft, die noch dazu vorher bey Leuktra überwunden war, sich einer einbrechenden feindlichen Armee von siebzigtausend Mann entgegen stellen mußte. Pompejus hingegen verließ Rom aus Furcht, da Cäsar nur mit fünftausend dreyhundert Mann eine einzige Stadt in Italien eingenommen hatte, und zog sich entweder aus Feigheit vor dieser geringen Anzahl zurück, oder bildete sich irrig ein, daß die Feinde stärker wären. Er nahm seine Ge-

mahlin und Kinder mit ſich auf die Flucht, und ließ die Familien der andern Mitbürger hülflos, da er entweder für das Vaterland hätte fechten, oder mit ſeinem ſtärkern Gegner Friede machen ſollen, von dem er ohnehin ein Mitbürger und Schwiegerſohn war. Allein er gab ihm vielmehr dadurch, daß er es für unſtatthaft hielt, ihm ſein Commando in Gallien noch zu verlängern, oder das Conſulat zu ertheilen, Gelegenheit, die Stadt Rom einzunehmen, und zum Metellus ſagen zu können: Du und die andern alle ſind meine Gefangene.

Dasjenige, was man für das Meiſterſtück eines groſſen Generals hält, bey überlegener Macht die Feinde zu einem Treffen zu zwingen, und bey der Schwäche der Kriegsmacht ſich nicht zu einem Treffen zwingen zu laſſen, das bewies Ageſilaus, und erhielt ſich dadurch immer unüberwindlich. Hingegen Pompejus zeigte das Gegentheil. Cäſar hielt ihn ab, darinnen, worinnen er ihm überlegen war, Schaden zu thun, und nöthigte ihn zu einer Schlacht zu Lande, worinnen er Vortheile voraus hatte, den Pompejus gänzlich ſchlug, und ſich dadurch zum Herrn aller ſeiner Reichthümer, der Lebensmittel und des Meers machte, welches alles Pompejus ohne Schlacht in ſeiner Gewalt hatte.

Was man zur Entſchuldigung des Pompejus anführt, gereicht vielmehr zur Beſchuldigung eines ſo groſſen Feldherrn. Denn es iſt natürlich, und wird zu gute gehalten, wenn ein junger Feldherr ſich durch die Unruhe und das Geſchrey ſeiner Truppen aus ſeiner Faſſung bringen läßt, und anſtatt ſicherer Maasregeln in Schwächen und Fehler ver-

fällt: daß aber ein Pompejus der Grosse, dessen Lager die Römer ihr Vaterland, dessen Zelt sie das Rathhaus des Staats nannten, dem sie alles so unterwarfen, daß sie diejenigen Bürger, Prätoren und Consuln, die zu Rom zurück geblieben waren, für Abtrünnige und Verräther hielten, von dem sie wußten, daß er alle seine Feldzüge unter keiner andern Anführung als seiner eigenen, und als ein grosser General mit Ruhm gemacht hatte, daß dieser sich durch die Spöttereyen eines Favonius und Domitius, und damit er kein Agamemnon wäre, durch geringe Ursachen nöthigen ließ, die Herrschaft des römischen Reichs und die Freyheit der äußersten Gefahr auszusetzen, kann man nicht für verzeihlich halten. Wenn er sich für den Schimpf einer kurzen Zeit scheute, so mußte er gleich anfänglich Stand halten, und für die Erhaltung von Rom fechten, aber nicht seine Flucht aus Rom für eine themistokleische Kriegslist ausgeben, und nachher die Vermeidung einer Schlacht in Thessalien für schimpflich halten. Und die Gottheit wies ihm auch nicht die pharsalische Ebene zum Kampfplatze um die Herrschaft Roms an, noch wurde er auch durch einen Herold aufgefordert, ein Treffen zu wagen, oder den Preis des Sieges seinem Gegner zu überlassen. Im Gegentheile verschafte ihm seine Seemacht viele Ebenen und Städte, und das ganze römische Reich zum Aufenthalte, wenn er hätte den Fabius Maximus, Marius und Lucullus nachahmen wollen, und selbst den Agesilaus, welcher nicht geringere Unruhen seiner Mitbürger auszuhalten hatte, da die Thebaner ihn zu einer Schlacht über den Besitz von Sparta aufforderten,

und in Aegypten viele Verleumdungen und Beschuldigungen eines unverständigen Königs, den er den Rath gab, sich ruhig zu verhalten, ertrug, der aber die einmal gefaßten guten Maasregeln nicht fahren ließ, und nicht allein dadurch die Aegypter wider ihren Willen errettete, sondern auch Sparta bey der größten Erschütterung ganz allein erhielt, und in der Stadt selbst nachher Trophäen über die Thebaner errichtete, weil er seinen Truppen eben dadurch, daß er sie nicht mit Gewalt Preis gab, den Sieg verschafte. Daher wurde auch in der Folge Agesilaus von den wider ihren Willen erretteten Mitbürgern gerühmt, Pompejus aber, der sich durch andere verführen ließ, von eben denjenigen, die ihn verführt hatten, getadelt. Zwar erzehlen einige Schriftsteller, daß er von seinem Schwiegervater Scipio sich habe verleiten lassen. Dieser habe nämlich grosse Summen von dem Gelde, welches er in Asien aufgebracht, unterschlagen und für sich behalten wollen, und daher unter dem Vorwande, daß kein Geld mehr vorhanden sey, den Pompejus zu einer Schlacht angetrieben. Wenn das auch wirklich wahr ist, so mußte sich ein Feldherr doch nicht dadurch verführen, und durch solche falsche Vorstellungen das Schicksal des ganzen Staats in Gefahr setzen lassen. — Dieß sind meine Betrachtungen über die Verschiedenheiten dieser beyden grossen Männer.

Uebrigens segelte Pompejus als ein Flüchtling aus Noth nach Aegypten, Agesilaus aber wurde weder dazu genöthiget, noch durch einen edlen Grund dazu bewogen, sondern wollte bloß in dem Kriege mit den Barbaren Schätze sammeln, um hernach de-

sto bequemer die Griechen zu bekriegen. Und die Beschuldigungen, die sich die Aegypter wegen des Pompejus zugezogen haben, führen die Aegypter über den Agesilaus. Jener traute ihnen, und wurde treulos behandelt: diesem trauten sie, und er verließ sie, da er ihnen zu Hülfe gekommen war, und trat auf die Parthey ihrer Feinde.

Alexander der Grosse.

Das Leben des Königs Alexanders und des Cäsars, der den Pompejus besiegte, welche ich in diesem Buche beschreiben will, sind mit einer solchen Menge von Thatsachen angefüllt, daß ich keine andere Vorrede als die Bitte an meine Leser voran setzen will, mir keine Vorwürfe zu machen, wenn ich nicht alle jene weltberühmten Begebenheiten, und nicht jede mit der umständlichsten Genauigkeit erzehle, sondern die meisten ins Kurze fasse. Denn ich schreibe keine Geschichte, sondern eine Biographie, und die glänzendsten Thaten geben nicht allemal Züge von guten oder schlechten Eigenschaften zu erkennen, sondern öfters drückt ein geringer Umstand, ein Wort, ein Scherz mehr den Character eines Menschen aus, als die blutigsten Gefechte und die größten Schlachten und Eroberungen. Die Mahler pflegen die Aehnlichkeiten von der Bildung und den Zügen des Gesichts herzunehmen, und sich um die übrigen Glieder weniger zu bekümmern; auf gleiche Wei-

se sey es mir erlaubt, die Merkmale des Characters meiner Helden am sorgfältigsten zu zeichnen, und dadurch ihr Leben zu schildern, die Beschreibung der grossen Begebenheiten und der Schlachten aber andern zu überlassen.

Man ist allgemein der Meynung, daß Alexander auf väterlicher Seite durch den Karanus vom Herkules, und auf der mütterlichen Seite durch den Neoptolemus vom Ajax abstamme. Man erzehlt, daß Philippus sich in seiner Jugend in die Olympias, die damals auch noch sehr jung und eine Waise gewesen, zu Samothrace, als er mit ihr zugleich in die dasigen gottesdienstlichen Geheimnisse eingeweiht worden, verliebt, und darauf nach erhaltener Einwilligung ihres Bruders, *) Arymbas, sich mit ihr vermählt habe. Olympias selbst soll als Braut die Nacht vor dem Beylager einen Traum gehabt haben, als wenn ein Donnerwetter entstünde, und der Blitz in ihren Leib führe, und daraus ein grosses Feuer sich entzündete, welches in überall hin ausgebrochenen Flammen verschwände. Dem Philippus träumte einige Zeit nach der Vermählung, daß er den Leib seiner Gemahlin mit einem Siegelringe ver-

*) Arymbas, nicht Arybbas, nach einigen war, wie Xylander gezeigt hat, nicht der Bruder, sondern der Vormund der Olympias, und ihres Vaters Bruder. Xylander schlägt auch deswegen vor ἀδελφὸν τῦ πατρὸς αὐτῆς anstatt ἀδελφὸν αὐτῆς zu lesen, allein da diese Leseart nicht durch Handschriften bestärkt wird, so ist wahrscheinlich, daß sich Plutarch selbst geirrt, und ihn fälschlich für den Bruder der Olympias angegeben.

siegelte, auf welchem ein Löwe gestochen war. Die andern Wahrsager geriethen dadurch auf den Argwohn, daß Philippus die eheliche Treue seiner Gemahlin genauer müsse bewachen lassen, aber Aristander von Telmes erklärte den Traum so, daß Olympias mit einem Sohne würde niederkommen, der den Muth und das Herz eines Löwen hätte, weil man keine leeren Sachen zu versiegeln pflegte. Es soll auch Philippus einstmals einen Drachen auf der Olympias, da sie eben schlief, ausgestreckt haben liegen sehen, und dadurch am meisten zu einer Kaltsinnigkeit gegen sie bewogen worden seyn, so daß er nachher nicht oft mehr bey ihr geschlafen, weil er sich entweder vor einer Zauberey von ihr gefürchtet, oder sich wegen des Umgangs eines höhern Wesens mit ihr gescheuet. Man hat auch noch eine andere Erzehlung. Die Weiber der dasigen ganzen Gegend, nämlich, die Klodonen und Mimallonen genannt werden, sollen insgesammt von uralten Zeiten her dem geheimen Dienste des Orpheus und Bacchus ergeben gewesen seyn, und viele solche Ceremonien, wie die Edoniden und die am Hämus wohnenden Thracierinnen zu beobachten pflegen. Daher auch der Ausdruck Thracisiren (θρησκευειν) vom übertriebenen abergläubischen Gottesdienste gebraucht wird. Olympias beeiferte sich, wie man erzehlt, es allen andern bey den feyerlichen Processionen des Bacchusdienstes an Begeisterung zuvor zu thun, und bewies dabey einen ausländischen wilden Enthusiasmus, so daß sie grosse zahm gemachte Schlangen mit herum führte, welche öfters zwischen dem Epheu an dem mystischen Bacchuskasten hervor krochen, und sich um

die Thyrsusstäbe der dabey befindlichen Weiber und deren Kränze schlungen, und die Männer erschreckten.

Philippus schickte, der gemeinen Erzehlung zufolge, nachdem er die Erscheinung des Drachen bey seiner Gemahlin gesehen, den Chäron aus Megalopolis nach Delphos, um vom Apollo ein Orakel darüber einzuholen. Apollo befahl ihm, dem Jupiter Ammon zu opfern, und diesen Gott vor allen andern zu verehren. Er soll auch das eine Auge verloren haben, als er damit durch die Thürritze guckte, und den Gott in der Gestalt des Drachen bey seiner Gemahlin liegen sahe. Eratosthenes sagt, daß Olympias dem Alexander, da er zu Felde gegangen, insgeheim die wunderbaren Umstände seiner Geburt entdeckt, und ihn ermahnt habe, sich seiner hohen Geburt würdig zu zeigen. Nach andern hat sie dieses Vorgeben mit Unwillen geleugnet, und gesagt: Alexander wird wohl nicht aufhören, mich bey der Juno in Verdacht zu bringen.

Alexander wurde am sechsten Tage des Monats Hekatombäon, den die Macedonier Lous nennen, geboren. *) An eben diesem Tage brannte der Tempel der Diana zu Ephesus ab. Hegesias aus Magnesia drückte sich darüber mit einem Witze aus, der so kalt ist, daß er mit dessen Kälte das ganze Feuer hätte auslöschen können. Er sagte nämlich: Es sey natürlich, daß der Tempel an diesem Tage hätte abbrennen können, weil Diana eben zu der Zeit als Wehemutter bey der Geburt Alexanders beschäftigt

*) Am 6ten August, im ersten Jahre der 106. Olympiade.

gewesen wäre. Alle Wahrsager aber, die sich damals zu Ephesus befanden, hielten das Unglück, das diesen Tempel betraf, für die Vorbedeutung eines noch grössern Unglücks, liefen durch die Stadt, schlugen sich an die Stirne, und schrien, dieser Tag hat eine göttliche Strafe, und ein groß Unglück über ganz Asien gebracht.

Philippus hatte eben die Stadt Potidäa erobert, und bekam an einem Tage drey fröhliche Bothschaften. Die eine war, daß Parmenio die Illyrier in einem grossen Treffen geschlagen hatte; die zweyte, daß sein Rennpferd in den olympischen Rennspielen den Preis erhalten; die dritte, daß Alexander geboren sey. Seine Freude, die darüber natürlicherweise sehr groß war, wurde durch die bey ihm befindlichen Wahrsager noch mehr vermehrt, da sie ihm weissagten, daß sein Sohn, der an eben dem Tage, da er drey Siege erhalten, geboren wäre, unüberwindlich seyn würde.

Die Gestalt Alexanders ist am besten auf den Statüen vom Lysippus ausgedrückt, von welchem allein er auch abgebildet seyn wollte. Der Künstler hat darinnen besonders den langen und gegen die linke Schulter etwas eingebogenen Hals des Alexanders und seine lebhaft freundlichen Augen, worinnen ihm seine Freunde und Nachfolger so sehr nachzuahmen suchten, sehr geschickt ausgedrückt. Apelles, der ihn mit dem Donnerkeile in der Hand abmahlte, hat ihm ein zu hartes braunes Colorit gegeben, denn er soll blond, und nur auf der Brust und im Gesichte etwas röthlich gewesen seyn. In den historischen Nachrichten des Aristoxenus finde ich, daß seine

Haut einen angenehmen Geruch gehabt, und dieser Wohlgeruch nicht nur aus seinem Munde gekommen, sondern sich über den ganzen Leib verbreitet, und seine Kleider durchdrungen habe, woran vielleicht sein hitziges und feuriges Temperament Ursache gewesen. Denn der Wohlgeruch entsteht, nach der Meynung des Theophrastus, wenn die wäßrigte Materie von der Hitze gekocht wird: daher auch die Länder, die das trockenste und hitzigste Klima haben, die meisten und besten Gewürze hervorbringen, denn die Sonne zieht die Feuchtigkeit aus, die sich auf der Oberfläche der Körper verhält, und Fäulniß verursacht. Beym Alexander scheint auch die Hitze seines Temperaments die Ursache von seiner Neigung zum Trunke und zum Zorne gewesen zu seyn.

In seiner Jugend ließ er eine Art von Mäßigkeit blicken, indem er sich gegen die körperlichen Wollüste eben so träge und gleichgültig bewies, als er in andern Dingen Hitze und Heftigkeit zeigte. Aber sein Ehrgeiz war mit einer so grossen und hochstrebenden Gesinnung vergesellschaftet, die über sein Alter gieng, denn er suchte nicht in jeder Sache und auf jede Art sich Ruhm zu erwerben, wie sein Vater Philippus, der seine Beredtsamkeit immer durch gelehrten Schmuck verschönern wollte, und die in den olympischen Spielen für seine Rennwagen erhaltne Preise auf Münzen prägen ließ, er antwortete vielmehr denjenigen, welche ihn fragten, ob er nicht in der olympischen Rennbahn sich zeigen wollte, da er so behend und schnell auf den Füssen wäre? — Ja, wenn ich mit Königen um die Wette laufen könnte. Er scheint überhaupt den Kampfspielen nicht sehr geneigt

neigt gewesen zu seyn, denn er setzte für das Kämpfen und Ringen niemals einen Preis aus, ob er gleich viele Wettstreite der Schauspieldichter, Flötenspieler, Sänger, und von allerhand Jagden und Spielgefechten halten ließ.

Die persischen Gesandten, welche er einstmals in der Abwesenheit des Philippus aufnahm, wurden durch das gefällige Betragen seines Umgangs ganz von ihm eingenommen. Und da er gar keine jugendliche Frage an sie that, noch sich nach geringfügigen Dingen erkundigte, sondern wie weit diese und jene Stadt von einander entfernt wären, und wie die Wege in den obern Provinzen beschaffen wären, was der König für einen Charakter habe, wie er sich gegen die Feinde zu betragen pflege, wie stark die persische Kriegsmacht sey; so geriethen sie in Bewunderung, und hielten die so gerühmte Beredtsamkeit des Philippus für nichts gegen den Geist und die erhabne Denkungsart seines Sohns. —

So oft Nachricht ankam, daß Philippus eine berühmte Stadt eingenommen hätte, war Alexander immer wenig vergnügt darüber, und sagte zu seinen Freunden: Kinder, mein Vater wird mir alles wegnehmen, und mir keine grosse und wichtige That übrig lassen, die ich mit euch ausführen könnte. Denn da er weder nach Wollüsten, noch Reichthümern, sondern nach Tapferkeit und Ruhm strebte, so glaubte er, je mehr er von seinem Vater bekommen würde, destoweniger könnte er hernach durch sich selbst erwerben. Daher meynte er auch, daß durch die vermehrte Macht seines Vaters die Thaten, die er ausführen könnte, verhindert würden, und verlang-

te keine Schätze und ruhiges Wohlleben, sondern wünschte ein Reich zu erben, das durch Schlachten und Kriege ihm Gelegenheit verschafte, seinen Ehrgeiz zu befriedigen.

Es waren, wie leicht zu erachten, viele Lehrer und Hofmeister zu seiner Erziehung bestellt, über welche alle Leonidas gesetzt war, ein Mann von einem strengen Charakter, und Anverwandter der Olympias. Ob er gleich selbst den Namen eines Hofmeisters, der ein so schönes und wichtiges Amt ausdrückt, nicht führen wollte, so wurde er doch der Ehre und der königlichen Verwandtschaft wegen immer Alexanders Oberhofmeister genannt. Derjenige, der sich aber eigentlich das Ansehn und den Titel eines Hofmeisters des jungen Prinzen gab, war Lysimachus, aus Akarnanien, ein Mann, der sich durch nichts weiter beliebt zu machen wußte, als durch die Schmeicheley, daß er sich Phönix, den Alexander Achilles, und den Philippus Peleus zu nennen pflegte. Er hatte die zweyte Stelle nächst dem Leonidas.

Als Philonikus aus Thessalien dem Philippus den Bucephalus für dreyzehn Talente *) zum Verkauf gebracht hatte, so schien dieses Pferd allen denjenigen, die es zu probiren auf einer Ebene sich eingefunden hatten, zu wild und ganz unbändig zu seyn; denn es ließ keinen aufsitzen, und sprang auf alle, die sich beym Philippus befanden, los, wenn sie es nur anredten. Philippus wurde darüber ungehalten, und befahl es, als ein ganz wildes und unbändiges Pferd, wieder wegzuführen. Der junge

*) Ueber dreyzehntausend Reichsthaler.

Alexander aber, der zugegen war, sagte: Um was für ein herrliches Pferd lassen sich die Leute bringen, weil sie zu unerfahren und ungeschickt sind, es zu regieren. Philippus schwieg anfänglich dazu ganz stille, da der junge Prinz aber diesen Ausdruck öfters im Herumgehen beym Pferde wiederholte, so sagte er endlich zu ihm: Willst du ältere Leute tadeln, als wenn du mehr wie sie verstündest, und besser mit dem Pferde umzugehen wüßtest? — Ich wollte wohl besser, als ein andrer, es zu regieren wissen. — Wenn du es aber nun nicht kannst, was für eine Strafe willst du für deinen Muthwillen dir selbst bestimmen? — Ich will, beym Zevs, so viel zur Strafe bezahlen, als das Pferd kostet. Man lachte darüber, und bestimmte den Preis des Pferdes. Darauf lief der junge Alexander auf das Pferd zu, faßte es beym Zügel, und drehte es gegen die Sonne, weil er vermuthlich bemerkt hatte, daß es vor dem Schatten, der vor ihm niederfiel, und sich bewegte, scheu geworden war. Er liebkosete und streichelte es ein wenig, und wie er sahe, daß es muthig wurde, warf er seinen Oberrock sachte weg, und schwang sich sicher aufs Pferd. Anfänglich hielt er es, ohne Schläge und Sporen, ganz leise im Zügel, und wie er nach einem Weilchen merkte, daß die Wildheit nachließ, und es Lust zum Laufen bekam, ließ er den Zügel nach, und trieb es mit stärkern Zurufen und Bewegung der Schenkel fort. Philippus und alle Anwesende geriethen anfänglich in Furcht und Schrecken, wie sie aber sahen, daß der junge Prinz ordentlich umlenkte, und ganz stolz und munter wieder zurück geritten kam, so empfiengen sie

ihm alle mit frohlockendem Zurufe, sein Vater aber weinte vor Freude, und küßte ihn beym Absteigen mit diesen Worten: Lieber Sohn, suche dir ein ander Königreich, das deiner würdig ist, denn Macedonien ist für dich zu klein.

Weil er sahe, daß Alexander ein unlenksames Naturell hatte, und jedem Zwange widerstand, sich aber durch gute Vorstellungen leichter zu seinen Pflichten bringen ließ, so suchte er selbst immer ihn mehr durch Zureden als durch Befehle zu regieren, und vertraute seine Erziehung und seinen Unterricht nicht den gewöhnlichen Lehrern der Musik und anderer freyen Künste und Wissenschaften an, da es ein zu grosses Geschäft war, wobey nach dem Sophokles, „viele Zügel und viele Steuerruder nöthig waren.“ Er ließ den berühmtesten und gelehrtesten der Philosophen, den Aristoteles, kommen, und trug ihm die Unterweisung Alexanders auf, und belohnte ihn auch auf eine sehr edle und anständige Weise. Er ließ die Stadt Stagira, aus welcher Aristoteles gebürtig war, und die er zerstört hatte, wieder aufbauen, und gab den vertriebenen oder zu Sklaven gemachten Bürgern ihre Häuser und Vermögen wieder. Zum Aufenthalte in den Lehrstunden gab er den bey Mieza gelegenen den Nymphen geweyhten Platz ein, wo man noch die steinernen Sitze des Aristoteles und die schattigten Alleen zeigt. Alexander studirte hier nicht nur die Moral und Politik, sondern auch die schweren und geheimen Wissenschaften, welche diese Philosophen die akroamatischen und epoptischen zu nennen pflegen, und nicht allen Schülern, ohne Unterschied, mittheilen. Als er in der

Folge auf seinen Feldzügen in Asien hörte, daß Aristoteles einige Schriften über diese Wissenschaften herausgegeben hatte, machte er ihm wegen der Bekanntmachung dieser höhern Philosophie, in einem Briefe Vorwürfe, wovon ich die Abschrift hier mittheilen will.

„Alexander übersendet dem Aristoteles seinen Gruß. Du hast nicht wohl gethan, daß du die akroamatischen Wissenschaften bekannt gemacht hast. Wodurch wollen wir uns von den andern unterscheiden, wenn sie alle die Kenntnisse besitzen, die wir gelernt haben? Ich wollte lieber in den höhern Wissenschaften, als an Macht, den andern Menschen überlegen seyn. Lebe wohl.“

Aristoteles tröstete aber den Alexander über diesen edlen Ehrgeiz, und schrieb ihm wieder zurück, daß er diese Wissenschaften bekannt gemacht, und auch nicht bekannt gemacht hätte. Und wirklich hat auch seine Metaphysik zum eigentlichen Unterrichte nichts brauchbares, und ist nur für diejenigen ein Entwurf, die sich mit seinen Grundsätzen vom Anfange an genau bekannt gemacht haben.

Es scheint, daß Alexander auch seine Neigung zur medicinischen Wissenschaft durch den Aristoteles bekommen habe. Er gab sich nicht nur mit der Theorie ab, sondern wollte auch seine Freunde, wenn sie krank wurden, kuriren, und gab ihnen Arzneyen und diätetische Vorschriften, wie man noch aus seinen Briefen ersieht. Er war überhaupt ein grosser Liebhaber der Wissenschaften und der Lektüre. Die Iliade betrachtete er als einen guten Unterricht in der Kriegskunst, und hatte ein vom Aristoteles selbst

critisch verbessertes Exemplar, welches seinen Namen von dem kostbaren Schmuckkästchen bekam, in welchem es aufbewahrt wurde. Er hatte dieses Exemplar der Iliade, wie Onesikritus erzehlt, immer nebst einem Dolche, unter seinem Kopfküssen liegen. Als er in den obern Provinzen Asiens keine Bücher bekommen konnte, schrieb er an den Harpalus, ihm welche zu schicken, und erhielt von ihm die Schriften des Philistus, viele Trauerspiele des Euripides, Sophokles, Aeschylus, und die Dithyramben des Telestes und Philoxenus.

Gegen den Aristoteles hatte er anfänglich eben so viel Ehrerbietung und Liebe, wie gegen seinen eignen Vater, und sagte, durch diesen habe er nur sein Leben, durch jenen aber die Kunst zu leben, erhalten, in der Folge aber bezeigte er sich gegen ihn etwas mißtrauisch. Zwar ließ er ihm nichts unangenehmes wiederfahren, allein der Mangel jener Heftigkeit und Zärtlichkeit, mit welchen er sonst seine Freundschaftsbezeigungen äußerte, bewiesen eine Art von Abneigung. Indessen verlor er niemals jene von Jugend an ihm eingeflößte eifrige Liebe zur Philosophie, wie die dem Anaxarchus erzeigte Ehre, das Geschenk von funfzig Talenten an den Xenokrates, und seine Gnade gegen den Dandamis und Kalanus hinlänglich beweisen.

Er war sechzehn Jahr alt, als Philippus gegen die Byzantiner zu Felde zog, und bekam indessen die Regierung von Macedonien und das Reichssiegel zur Verwaltung. Er schlug auf einer unternommenen Expedition die Meder, *) welche abge-

*) Eine Völkerschaft an der Grenze Macedo-

fallen waren, eroberte ihre Festung, vertrieb die Barbaren, und bevölkerte die neuangebauete Stadt, welche er Alexanderstadt nannte, mit einer neuen Kolonie aus verschiedenen Völkerschaften.

Er wohnte auch der Schlacht bey Chäronea wider die alliirten Griechen bey, und soll zuerst in die so genannte heilige Schaar der Thebaner eingehauen haben. Man zeigt noch heutiges Tages beym Flusse Kephisus eine alte Eiche, welche Alexanderseiche heißt, bey welcher sein Zelt soll gestanden haben, und nicht weit davon sind auch die Gräber der in dieser Schlacht gebliebenen Macedonier. Diese grossen Eigenschaften Alexanders machten, daß ihn Philippus ausserordentlich lieb hatte, und sich freute, wenn die Macedonier den jungen Alexander ihren König, und den Philippus ihren Feldherrn nannten.

Inzwischen verursachten die innern Zwistigkeiten des Pallastes, welche wegen der Liebeshändel und der zweyten Vermählung des Philippus entstanden, und das Reich auf gewisse Weise mit in die Streitigkeiten der Frauenzimmer am Hofe zogen, vielfältiges Mißvergnügen und grosse Uneinigkeiten, welche der Unwille der Olympias, einer eifersüchtigen und rachgierigen Dame, noch vermehrte, da sie den jungen Alexander immer noch mehr aufhetzte. Das meiste Aufsehn machte der Vorfall, den Attalus bey dem Beylager des Philippus mit der Kleopatra verursachte, in welche junge Prinzeßin sich der König noch in seinem Alter verliebt hatte, und sich mit

niens, in welches Land sie öfters Einfälle zu thun pflegte.

ihr vermählte. Attalus, der Onkel dieser jungen Königin, sagte beym Trunke zu den Macedoniern, da er schon etwas zu viel zu sich genommen hatte, sie sollten die Götter bitten, daß sie aus der Vermählung des Philippus mit der Kleopatra einen rechtmässigen Thronfolger bekämen. Darüber wurde Alexander so erbittert, daß er dem Attalus zurief: „Bösewicht, hältst du mich für einen Bastard?“ und mit dem Becher nach ihm warf. Philippus sprang auf, und zog den Degen gegen seinen Sohn, fiel aber, in der Trunkenheit und Eile, zum Glücke für sich und den Alexander, danieder. Alexander spottete darüber: Lieben Leute, sagte er, der fällt um, wenn er nur von einem Ruhebette zum andern gehn will, und hat in Willens, aus Europa nach Asien überzugehn. Nach diesem Vorfalle nahm Alexander die Olympias zu sich, und brachte sie nach Epirus, er selbst aber hielt sich in Illyrien auf.

Während dieses Zeitraums kam Demaratus aus Korinth zum Könige Philippus, mit dem er das Gastrecht hielt. Philippus fragte ihn sogleich, nachdem er ihm die Hand gereicht, und die ersten Höflichkeiten des Empfangs erwiesen, ob die Griechen jetzt mit einander in guter Einigkeit stünden? Demaratus antwortete, mit der ihm gewöhnlichen Freymüthigkeit: Du hast wohl grosse Ursache, dich um die Einigkeit der Griechen zu bekümmern, da du dein eigen Haus mit solcher Uneinigkeit und Unruhe erfüllt hast. Philippus gerieth darüber ins Nachdenken, und schickte den Demaratus selbst zum Alexander, und ließ ihn durch gute Vorstellungen wieder zurückholen.

Als nachher der persische Statthalter von Karien, Pexodorus, sich durch eine nähere Verbindung mit dem Könige Philippus Unterstützung zu einem Kriege gegen den persischen König zu verschaffen suchte, und deswegen seine älteste Tochter dem Aridäus, einem unächten Sohne des Philippus, durch einen nach Macedonien abgeschickten Gesandten Aristokritus, zur Gemahlin vorschlagen ließ, so wurden sogleich wieder dem Alexander von seinen Freunden und seiner Mutter allerhand widrige Begriffe und der Verdacht eingeflößt, als wenn Philippus dem Aridäus durch diese Vermählung mit einem so vornehmen und mächtigen Hause zur Krone zu verhelfen suchte. Alexander wurde auch dadurch so beunruhigt, daß er den Thessalus, einen tragischen Schauspieler, nach Karien zum Pexodorus schickte, und ihm den Antrag thun ließ, er möchte die Absicht auf den unächten Sohn des Philippus, der noch dazu blödsinnig sey, fahren lassen, und sie lieber auf den Alexander richten. Diesen Antrag nahm Pexodorus mit weit mehr Vergnügen an, als die vorher entworfne Verbindung mit dem Aridäus. Philippus aber gieng, sobald er es erfuhr, gleich in das Zimmer Alexanders, nahm noch einen seiner Freunde und Vertrauten, den Philotas, des Parmenio Sohn, mit, und schalt seinen Sohn recht bitter und heftig über diesen Anschlag aus. Er sagte ihm, daß er seiner hohen Geburt und seines Glücks nicht werth sey, wenn er Lust habe, der Schwiegersohn eines Kariers, eines Bedienten des persischen Königs, zu werden. Den Korinthern aber gab er Befehl, den Thessalus in Ketten und Banden ihm

zuzuschicken, er jagte auch von den andern Vertrauten des Alexanders, den Harpalus, Nearchus, und den Ptolemäus von Phrygien aus Macedonien, welche alle nachher Alexander zurückberief und mit Ehren überhäufte.

Als Philippus eine Zeitlang darauf vom Pausanias umgebracht wurde, welcher wegen des auf Anstiften des Attalus und der Kleopatra erlittnen Schimpfs kein Recht erhalten konnte, so fiel der größte Verdacht bey dieser Ermordung auf die Olympias, die man beschuldigte, daß sie den hitzigen rachbegierigen Jüngling noch mehr erbittert und aufgehetzt hätte. Auch selbst den Alexander traf dabey der Argwohn, und man erzehlte, daß er dem Pausanias, der sich über den erlittenen Schimpf bey ihm beklagt, mit der Stelle aus der Medea des Euripides geantwortet hätte. *) — „Den, der dir Unrecht that, und den Mann und die Frau bring um.“ — Allein er suchte doch alle Mitschuldige bey diesem Verbrechen auf, und bestrafte sie, und als Olympias der Kleopatra, in seiner Abwesenheit, hart begegnete, so bezeigte er darüber sein Mißfallen.

Er trat im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters die Regierung eines Reichs an, welches allenthalben in grossem Neide und Hasse stand, und vielen Gefahren ausgesetzt war. Denn die benachbarten barbarischen Völker wollten nicht länger das macedonische Joch ertragen, und trachteten darnach, unter eignen Königen zu stehen. Und Philippus hatte zwar Grichenland besiegt, aber nicht Zeit gehabt,

*) Vers. 288.

es gänzlich zu bändigen und zu beruhigen, sondern nur vielmehr alles in Verwirrung und in die heftigste Bewegung gebracht. Die Macedonier fürchteten sich vor diesem gefährlichen Zeitpunkte, und waren der Meynung, Alexander müsse vorerst die griechischen Angelegenheiten gänzlich aus den Augen setzen, und keine Gewalt gebrauchen, die abgefallenen barbarischen Völkerschaften aber durch Güte wieder zum Gehorsam bringen, und die Empörungen gleich im ersten Ausbruche mit Gelindigkeit zu stillen suchen. Alexander selbst aber war ganz andrer Meynung, und entschloß sich, durch Herzhaftigkeit und hohem Muthe seinem Reiche Sicherheit und Wohlfahrt zu verschaffen, weil er voraussahe, daß bey der geringsten Herablassung seiner Maasregeln alle Feinde zugleich über ihn herfallen würden.

Er zerstörte zuerst mit aller Eilfertigkeit die Empörungen und kriegrischen Anstalten der barbarischen Völkerschaften, drang mit seiner Armee bis an den Ister, und schlug den König der Triballier, Syrmus, in einem grossen Treffen. Darauf suchte er sich den Thebanern, welche sich gegen ihn zum Kriege rüsteten, und mit den Athenienfern gleiche Absichten hatten, als einen Mann zu zeigen, und rückte sogleich mit seinem Heere durch den Paß Thermopylä, wobey er noch den Ausdruck brauchte: Demosthenes hat mich, da ich gegen die Illyrier und Triballier zu Felde lag, einen Knaben genannt, da ich nach Thessalien zog, einen Jüngling, und nun will ich mich ihm vor den Mauern von Athen als einen Mann zeigen.

Als er gegen die Thebaner anrückte, gab er ih-

nen noch Frist auf andere Gedanken zu kommen. Er verlangte, daß man ihm den Phönix und Prothytes ausliefern sollte, und versprach allen, die noch seine Parthey ergreifen wollten, Sicherheit. Die Thebaner aber verlangten dagegen, daß ihnen Philotas und Antipater ausgeliefert werden sollten, und liessen durch Herolde alle diejenigen, welche mit ihnen Griechenland wieder in Freyheit setzen wollten, zu ihren Fahnen einladen. Darauf ließ Alexander die Thebaner feindlich behandeln. Sie fochten in der darauf erfolgenden Schlacht mit einer Tapferkeit und einem Muthe, der über ihre Kräfte gieng, da ihnen die Feinde ganz überlegen waren. Nachdem aber endlich die macedonische Besatzung in der Burg Kadmea ausrückte, und ihnen in den Rücken fiel, so wurden sie umringt, und die meisten auf dem Schlachtfelde niedergemacht. Alexander eroberte die Stadt, und ließ sie plündern und ganz zerstören. Er that es hauptsächlich deswegen, weil er vermuthete, daß die andern griechischen Völkerschaften durch dieses entsetzliche Beyspiel von Theben in Schrecken gesetzt, und aus Furcht sich ruhig verhalten würden, übrigens konnte er auch dabey den Vorwand brauchen, daß er dadurch seine Bundesgenossen, die Phocenser und Platäer, die über die Thebaner grosse Beschwerden führten, habe befriedigen wollen. Die Priester, die Gastfreunde der Macedonier, die Nachkommen Pindars, und diejenigen, die nicht ihre Stimmen zur Empörung und zum Kriege gegeben hatten, ausgenommen, ließ er alle andern Thebaner als Sklaven verkaufen. Ihre Anzahl be-

lief sich auf dreyßigtausend, und in der Schlacht waren über sechstausend geblieben.

Bey diesem Unglücke und den harten Schicksalen der Stadt Theben trug sich folgende Begebenheit zu. Einige Thracier rissen das Haus der Timoklea, einer vornehmen und wohlerzogenen Frau, nieder. Indem sie die Geräthschaften plünderten, schändete der Anführer die Timoklea mit Gewalt, und drang darauf in sie, ihm zu gestehen, ob sie irgendwo Gold oder Silber versteckt hätte? Sie beantwortete die Frage mit ja, führte ihn allein in den Garten, wies ihm einen Brunnen, und sagte, daß sie bey der Eroberung der Stadt ihre Kostbarkeiten alle darein geworfen hätte. Als sich der Thracier bückte, um herunter zu sehen, stürzte sie ihn von hinten zu in den Brunnen hinab, und warf ihm eine solche Menge Steine nach, daß er umkommen mußte. Sie wurde sogleich von den Thraciern gebunden zum Alexander geführt. Ihr Blick und ihr Gang, mit welchem sie ihren Führern unerschrocken folgte, zeigten schon etwas grosses und erhabnes, und wie sie hernach der König fragte, wer sie wäre? antwortete sie: Ich bin die Schwester des Theagenes, der für die Freyheit der Griechen gegen den Philippus focht, und als Feldherr in der Schlacht bey Chäronea blieb. Alexander bewunderte ihre dreiste Antwort, und ihre kühne That, und schenkte ihr und ihren Kindern die Freyheit.

Die Athenienser erlangten vom Alexander Friede und Verzeihung, ob sie gleich an dem Schicksale der Stadt Theben grossen Antheil genommen hatten. Sie hatten aus Traurigkeit darüber das Fest der

Mysterien, welches eben einfiel, nicht gefeyert, und allen Thebanern, die in ihre Stadt geflohen waren, alle mögliche Freundschaftsdienste erwiesen. Aber Alexander hatte entweder nun seine Rachbegierde schon gesättigt, und war, wie die Löwen, zahmer geworden, oder er wollte dem harten und grausamen Beyspiele ein gelinderes entgegen setzen. Er erließ den Athenienſern nicht nur alle Strafe, sondern befahl sogar, daß die Stadt Athen, im Falle er mit Tode abgienge, die Oberaufsicht über alle gemeinschaftlichen Staatsangelegenheiten der Griechen führen sollte. Man erzehlt, daß er auch in der Folge öfters seine Härte gegen Theben bedauert habe, und dadurch zu vielen Gelindigkeiten bewogen worden sey. Er hielt es sogar für eine Wirkung der Rache des Bacchus, daß er beym Trunke den Klitus ermordet hätte, und daß die Macedonier durch ihre gegen die Indier bewiesene Zaghaftigkeit die Ehre seiner Feldzüge unvollkommen gemacht hatten. Er zeigte auch nachher gegen die noch übrig gebliebenen Thebaner so viel Gnade, daß keiner von ihnen, der etwas bey ihm suchte, eine Fehlbitte that. — So viel von der Expedition gegen Theben. —

Es wurde einige Zeit hernach auf dem Isthmus eine allgemeine Versammlung der Griechen gehalten, und ein gemeinschaftlicher Krieg gegen die Perser unter der Anführung des Alexanders beschlossen. Es fanden sich eine grosse Menge von Staatsmännern und Philosophen bey ihm ein, welche ihm zu diesem Kriege Glück wünschten. Er hoffte, da er sich zu Korinth befand, daß auch Diogenes von Sinope dieses thun würde. Wie dieser aber in seiner Ruhe

in der Vorstadt Kranium blieb, und sich um den Alexander nicht bekümmerte, so gieng der König selbst zu ihm hin. Er traf ihn in der Sonne liegend an. Wie so viele Menschen auf den Diogenes zugelaufen kamen, richtete er sich etwas auf, und sahe den Alexander an. Der König redete ihn mit einem freundlichen Gruße an, und sagte ihm darauf, wenn er etwas nöthig hätte, so sollte er es sich nur ausbitten. Diogenes antwortete: Sey so gut, und tritt mir aus der Sonne. Alexander bewunderte in dieser ihm bezeigten Verachtung, die hohe Denkungsart des Mannes, und sagte, da seine Begleiter beym Weggehn über ihn spotteten, und lachten, wenn ich nicht Alexander wäre, so wünschte ich Diogenes zu seyn.

Er wollte auch gerne von dem Gotte Apollo zu seinem Feldzuge ein Orakel haben, und begab sich deswegen nach Delphos. Er traf aber eben in den Tagen dort ein, an welchen keine Orakel pflegen gegeben zu werden. Nichts destoweniger schickte er nach der Oberpriesterin, und verlangte ihren Dienst. Da sie ihn aber verweigerte und das Verbot vorwandte, gieng er selbst zu ihr hin, und führte sie mit Gewalt mit sich in den Tempel. Sie sagte, da sie sich auf solche Art von seinem Eifer überwältigt sahe: Mein Sohn, du bist unüberwindlich. Sogleich als Alexander diesen Ausdruck hörte, sagte er: Nun brauche ich weiter kein Orakel, ich habe das, was ich wünschte, erhalten. Unter den verschiedenen Vorbedeutungen, die sich bey seinem Abmarsche ereigneten, war das besonders merkwürdig, daß die Bildsäule des Orpheus bey Libethra, die

aus Cypressenholz verfertigt war, eben in den Tagen seines Abzuges stark schwitzte. Die andern alle fürchteten sich vor diesem Zeichen, aber Aristander machte ihnen Muth, und sagte, Alexander würde solche herrliche und weltberühmte Thaten verrichten, daß deren Lobpreisung und Besingung den Dichtern und Sängern viel Schweiß und Mühe kosten würde.

Seine Kriegsmacht bestand, nach der Angabe derjenigen, die die geringste Zahl nennen, aus dreyßigtausend Mann zu Fusse, und fünftausend zu Pferde, nach der Rechnung derjenigen, die die größte Anzahl angeben, aus vier und dreyßigtausend Mann zu Fuß, und viertausend zu Pferde. Für dieses Heer nahm er zu den Kriegskosten, wie Aristobulus meldet, nicht mehr als siebzig Talente mit, und Duris sagt, daß er nur auf dreyßig Tage Proviant gehabt habe. Onesikritus merkt an, daß er noch dazu zweyhundert Talente schuldig gewesen sey. Ob er nun gleich mit so geringem und schwachen Kriegsvorrathe zu Felde zog, so theilte er doch noch, ehe er zu Schife gieng, allen seinen Freunden ansehnliche Geschenke aus, gab dem einen ein Landgut, dem andern einen Flecken, andern Einkünfte von kleinen Städten und Höfen, so daß er fast alle königliche Güter verschenkt und verschrieben hatte, und ihn daher Perdiccas fragte: König, was behältst du denn für dich übrig? — Die Hoffnung, sagte Alexander. Sollen wir denn nicht, erwiederte Perdiccas, die wir mit dir zu Felde gehn, an dieser Hoffnung Theil haben? und dabey verbat er das ihm verschriebene Landgut, welchem Beyspiele auch einige andre folgten. Denen aber, die dergleichen

Güter

Güter und Geschenke annahmen, oder sie sich auch ausbaten, ertheilte er sie mit vieler Bereitwilligkeit. Auf diese Art gab er den größten Theil der königlichen Güter in Macedonien weg.

Mit einer solchen Gesinnung setzte Alexander über den Hellespont nach Asien über. Zu Troja opferte er der Minerva und den dasigen Heroen. Er salbte auch, dem Gebrauche gemäß, die dasige Denksäule des Achilles, lief mit seinen Freunden nackend um sie herum, und bekränzte sie. Dabey pries er den Achilles besonders deswegen glücklich, daß er in seinem Leben einen treuen Freund, und nach seinem Tode einen grossen Herold seiner Thaten gehabt. Als man ihn bey der Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt fragte, ob er nicht auch die Leyer des Paris sehen wollte? gab er zur Antwort: Er verlange sie nicht zu sehen; er suche die Leyer des Achilles, wobey er den Ruhm und die Heldenthaten tapferer Männer besungen hätte.

Indessen hatten die Feldherren des Darius eine grosse Kriegsmacht zusammengebracht, und das Ufer des Granicus besetzt, um dem Alexander den Uebergang über den Fluß zu verwehren. Er mußte sich also gleich in den Thoren von Asien den Eingang und die Herrschaft erfechten. Die Tiefe des Flusses und das jenseitige ungleiche und steile Ufer, wo die Landung unter beständigem Gefechte geschehen mußte, machte die meisten furchtsam. Einige waren auch der Meynung, man müsse den Gebrauch der macedonischen Könige, welche niemals im Monate Dasius etwas zu Felde zu unternehmen pflegten, beobachten, aber Alexander wußte dafür bald Rath,

und gab Befehl, diesen Monat künftighin den zweyten Artemisius zu nennen. Parmenio widerrieth deswegen, sich in die Gefahr einer Schlacht einzulassen, weil es gegen Abend und schon zu spät wäre. Allein Alexander antwortete darauf: Der Hellespont, über den ich gesetzt bin, wird sich schämen, wenn ich mich für den Granius fürchte. Er setzte alsdann sogleich mit dreyzehn Eskadronen Reuterey in den Fluß, der ihn mit sich fortriß, und über und über besprützte, von der andern Seite flogen ihm die feindlichen Pfeile entgegen, und das abschüßige Ufer war mit starkgerüsteter Reuterey besetzt, wogegen er immerfort andrang, so daß er mehr mit einer unsinnigen Tollkühnheit als mit der Klugheit eines Generals anzugreifen schien. Indessen gewann er doch endlich mit vieler Mühe das jenseitige Ufer, und machte sich von dem Platze dabey Meister, der aber feucht, und wegen des leimichten Bodens für seine Soldaten keine sichre Stellung war. Er mußte auch sogleich, in unordentlichen Haufen mit dem Feinde fechten, und eine Zeitlang stritt man einzeln, Mann gegen Mann, bis die übersetzten Macedonier sich einigermassen formirt hatten. Denn die Feinde stiessen unter Feldgeschrey mit ihren Pferden auf die macedonischen Pferde, und griffen, nachdem ihre Lanzen gebrochen waren, sogleich zum Degen.

Es stürzten eine Menge Feinde auf den Alexander selbst los, denn er war durch seinen Schild und seinen prächtigen Helm, auf welchem zwey grosse weisse Federbüsche weheten, kenntlich, und er wurde auch mit einem Wurfspiesse durch die Fuge seines Panzers getroffen, ohne jedoch eine Wunde zu be-

kommen. Zwey feindliche Generale, Rhösakes und Spithridates, fielen ihn zu gleicher Zeit an. Er beugte dem einen aus, und dem Rhösakes kam er mit einem Lanzenstosse an den Panzer zuvor, und da die Lanze zerbrach, griff er sogleich zum Degen. Während dem Gefechte sprengte von der Seite Spithridates auf ihn zu, und brachte ihn in der hitzigsten Geschwindigkeit mit seinem persischen Säbel einen Hieb bey, der den Helm traf, und die Spitze davon mit dem einen Federbusche wegriß: der Helm widerstand dem Hiebe nicht völlig, und die Spitze des Säbels traf noch die obersten Haare. Spithridates holte schon zum zweyten Hiebe aus, als ihm Klitus, mit dem Beynamen der schwarze, zuvorkam, und ihm seine Lanze mitten durch den Leib stieß. Zu gleicher Zeit hieb Alexander den Rhösakes nieder.

Während diesem gefährlichen Gefechte der Reuterey setzte die macedonische Infanterie über den Fluß, worauf es zum allgemeinen Treffen kam. Die Perser thaten weder einen heftigen noch langen Widerstand: sie ergriffen sehr bald die Flucht. Bloß die griechischen Miethsoldaten setzten sich an einem Hügel, und verlangten vom Alexander Quartier. Er folgte aber damals mehr der Hitze als der Ueberlegung, und grif sie selbst zuerst an, in welchem Gefechte er sein Pferd, welches mit dem Degen in die Seite gestochen wurde, verlor, es war aber nicht der Bucephalus, sondern ein anderes Pferd. Es wurden dabey die meisten an seiner Seite getödtet oder verwundet, weil die tapfern Griechen wie verzweifelte Leute fochten. In der Schlacht überhaupt blieben zwanzigtausend Mann Perser zu Fusse, und

zweytausend fünfhundert zu Pferde auf dem Platze. Alexander hingegen verlor, wie Aristobulus meldet, nicht mehr als vier und dreyßig Mann, worunter neun Mann vom Fußvolke waren. Er ließ diesen gebliebenen durch den Lysippus eherne Statüen errichten, und theilte die Beute des Sieges mit den Griechen: den Athenienfern schickte er besonders dreyhundert feindliche Schilde, und ließ die Beute überhaupt mit der ruhmvollen Innschrift verherrlichen: Alexander, des Philippus Sohn, und die Griechen, die einzigen Lacedämonier ausgenommen, erfochten diese Beute von den Barbaren in Asien. Die güldnen Becher, purpurne Teppiche, und andre dergleichen persische Kostbarkeiten schickte er insgesammt, bis auf etwas weniges, seiner Mutter zum Geschenke.

Dieser Sieg hatte sogleich für den Alexander die wichtigsten Folgen. Sogar die Stadt Sardis, die Vormauer des asiatischen Reichs am Meere, ergab sich ihm mit vielen andern. Bloß Halikarnaß und Milet thaten Widerstand, wurden aber mit Sturm erobert und ausgeplündert. Nunmehr wurde Alexander unschlüßig, wie er seine fernern Kriegsoperationen einrichten sollte. Bald war er willens, dem Darius sogleich entgegen zu eilen, und eine Hauptschlacht zu liefern, bald wollte er noch an der Seeküste vorerst seine Macht verstärken, und alsdenn erst den Feind angreifen.

Inzwischen soll, wie man erzehlt, ein Brunnen bey der Stadt Xanthus in Lycien von freyen Stücken sich ergossen haben, und aus der untersten Tiefe ein ehernes Blech hervorgekommen seyn, auf welchem mit alter Schrift die Weissagung gestanden,

daß das persische Reich seine Endschaft haben, und von den Griechen zerstört werden würde. Durch diesen Zufall wurde Alexander noch mehr ermuntert, und eilte, sich die ganze Seeküste bis nach Phönicien und Cilicien hin unterwürfig zu machen. Sein Zug durch Pamphilien hat vielen Geschichtschreibern Stof zu einer sehr wunderbaren Schilderung, die Erstaunen erweckt, gegeben: sie stellen ihn so vor, als wenn das Meer durch ein göttliches Geschick dem Alexander ausgewichen wäre, da es sonst beständig mit Ungestüm das Ufer überschwemmt, und zuweilen die Spitzen der höchsten Berge bedeckt. Menander zielt in einer Komödie auf diese Begebenheit, und spottet über das Wunderbare dabey mit diesen Worten: — „Wie Alexandermäßig ist das nicht an mir, wenn ich jemanden suche, so ist er gleich von freyen Stücken da, und wenn ich an irgend einem Orte durchs Meer gehen will, so öfnet es mir einen Durchgang.“ Alexander selbst aber macht in seinen Briefen von diesem Zuge nicht etwas Wunderbares daraus, sondern sagt nur, daß er von Phaselis aus über den sogenannten Klimax marschirt sey. Er hielt sich einige Tage in der Stadt Phaselis auf, und gieng einstmals nach dem Essen in der Trunkenheit auf den Markt, wo er die dem verstorbenen Theodektes errichtete Statüe gesehen hatte, warf eine Menge Kränze auf sie, und erzeigte auf solche Weise diesem aus Phaselis gebürtigen Philosophen, mit dem er durch die Philosophie und den Aristoteles in einen freundschaftlichen Umgang gekommen war, im Scherze eine sehr gewogentliche Ehre.

Er trieb darauf diejenigen von den Pisidiern, die sich ihm widersetzten, zu Paren, und nahm Phrygien und die Stadt Gordium ein, welches die Residenz des alten Königs Midas gewesen seyn soll. Hier sahe er den berühmten Wagen, der mit Hagedornen verflochten war, und von dem die Barbaren die allgemein geglaubte Weissagung hatten, daß derjenige, der den Knoten an diesem Wagen auflösen würde, der König und Beherrscher der ganzen Welt seyn sollte. Die Flechten an diesem Wagen waren so künstlich auf vielfältige Weise in einander geschlungen, daß man weder den Anfang noch das Ende sehen konnte, und da Alexander vergebens versucht hatte, sie aufzulösen, zerhieb er endlich den Knoten mit seinem Degen, worauf viele inwendig versteckte Enden zum Vorschein kamen. Aristobulus erzehlt, daß ihm die Auflösung ganz leicht geworden sey, weil er den Nagel aus der Deichsel, der den Wagen zusammen gehalten, heraus gerissen, und darauf den Wagen aus einander gezogen habe.

Von da zog Alexander nach Paphlagonien und Kappadocien, und machte sich diese Provinzen unterwürfig. Er bekam hier von dem Tode des Memnons Nachricht, welcher des Darius Admiral und ein solcher geschickter Feldherr war, daß er wahrscheinlich dem Alexander viel zu thun und tausend Schwierigkeiten gemacht haben würde. Eben durch diese Nachricht wurde Alexander zu dem Vorsatze, in die obern Provinzen zu ziehen, noch mehr bewogen.

Inzwischen war auch schon Darius aus Susa

aufgebrochen, und hatte neuen Muth gefaßt, theils wegen der Stärke seines Heeres, welches aus sechsmalhunderttausend Mann bestand, theils wegen eines Traums, den die persischen Magier mehr nach der Schmeicheley als nach der Wahrscheinlichkeit ausgelegt hatten. Denn es hatte ihm geträumt, als wenn das macedonische Heer in einem grossen Feuer stände, und Alexander in der Kleidung, die er selbst ehedem als königlicher Courier *) getragen, ihm aufwartete, nachher in den Tempel des Bel gienge, und verschwände. Dadurch zeigte wahrscheinlicherweise ein Gott an, daß die Macedonier herrliche und glänzende Thaten verrichten würden, und Alexander die Herrschaft über Asien, so wie Darius selbst, der aus einem königlichen Bedienten selbst König geworden war, erhalten, sein Leben aber frühzeitig mit Ruhm beschliessen würde.

Noch mehr Muth bekam Darius durch Alexanders langen Aufenthalt in Cilicien, welchen er der Zaghaftigkeit zuschrieb. Es war aber eine Krankheit des Alexanders daran Schuld, welche er, nach einigen Nachrichten, sich durch die vielen Kriegsbe-

*) Ἀγγάνδης. In den Ausgaben des Plutarchs steht irrig Ἀσγγάνδης, welches gar keine Bedeutung hat. Die Astanden waren, dem Suidas und Hesychius zufolge, eine Art von Boten des Königs in Persien, die auch auf den Stationen im Reiche vertheilt waren. Daß diese Personen aber keine Läufer, nach unserer Art, oder Briefträger, sondern Bediente von vornehmen Range gewesen, erhellet schon daraus zur Genüge, daß Darius dergleichen gewesen, der doch, wie Diodor bezeugt, von königlichem Geschlechte abstammte.

schwerlichkeiten, nach andern aber dadurch zugezogen hatte, daß er sich in dem kalten Flusse Kydnus gebadet hatte. Keiner von den Aerzten getrauete sich, den Alexander zu kuriren, sondern alle hielten die Gefahr für äußerst und ohne Hülfe, weil sie besonders dabey befürchteten, wenn ihnen die Kur nicht gerieth, bey den Macedoniern in Verdacht zu kommen. Aber Philippus aus Akarnanien, der die gefährlichen Umstände des Königs sahe, und sich auf dessen Freundschaft verließ, hielt es für etwas schreckliches, bey dieser Gefahr nicht auch eine Gefahr wagen zu wollen, und machte einen Versuch, die äußersten Mittel zu gebrauchen. Er redete dem Alexander zu, seine Kur zu wagen, und einen zubereiteten Trank einzunehmen, der ihn bald wiederum stärken sollte, den Krieg fortsetzen zu können. Unterdessen kam aus dem Lager ein Brief an den König vom Parmenio an, welcher ihm rieth, sich vor dem Philippus in Acht zu nehmen, weil dieser vom Darius durch grosse Geschenke, und das Versprechen einer Vermählung mit dessen Prinzessin, bestochen worden wäre, den Alexander umzubringen. Alexander las den Brief, und legte ihn, ohne ihn jemanden von seinen Freunden zu zeigen, unter sein Kopfküssen. Wie die Zeit kam, daß Philippus mit seinen Freunden erschien, und ihm den Trank in einem Becher darreichte, gab er dem Philippus den Brief zu lesen, und nahm indessen den Trank getrost und unerschrocken. Es war ein bewunderungsvolles Schauspiel, da der eine den Brief las, der andere die Arzeney austrank, und darauf beyde einander mit sehr verschiedenen Blicken ansa-

hen, Alexander mit einem heitern Gesichte, das Zutrauen und Wohlwollen gegen den Philippus ausdrückte, Philippus hingegen voller Bestürzung über die Verläumdung, worauf er zu den Göttern schwor, die Hände gegen Himmel ausstreckte, dann auf das Bette fiel, und den Alexander bat, Muth zu fassen, und seiner Kur zu trauen.

Die Arzeney wirkte anfänglich mit solcher Stärke auf Alexanders Körper, daß sie ihm alle Kräfte nahm, und bey einer hinzugeschlagenen Ohnmacht ihn der Sprache und des Gebrauchs seiner Sinne beraubte, aber Philippus brachte ihn bald wieder zu sich, und verschafte ihm so viel Stärke, daß er sich den Macedoniern zeigen konnte, welche voller Muthlosigkeit sich nicht eher beruhigen konnten, bis sie den Alexander selbst gesehen hatten.

Es befand sich bey der Armee des Darius ein Macedonier, mit Namen Amyntas, der aus seinem Vaterlande entflohen war. Dieser Mann, der Alexanders Genie und Maasregeln kannte, gab dem Darius, da er durch Defileen dem Alexander entgegen zog, den Rath, lieber im freyen Felde stehen zu bleiben, und solche Ebenen zu wählen, wo er bey einer Schlacht seine den Feinden weit überlegene Kriegsmacht mehr ausbreiten und nutzen könnte. Darius aber antwortete auf diesen Rathschlag, „daß er besorge, die Feinde möchten alsdenn ihm zu zeitig entfliehen, und Alexander seinen Händen entgehen.“ — O, sagte der Macedonier, dafür sey unbesorgt, denn Alexander wird gewiß auf dich anrücken, wenn er nicht schon auf dem Marsche ist. Amyntas fand gleichwohl mit seinen Vorstellungen nicht

Beyfall. Darius brach nach Cilicien auf, und Alexander zog nach Syrien, um ihn entgegen zu kommen. Sie verfehlten aber beyde einander in der Nacht, und kehrten daher wieder um. Alexander war über den glücklichen Zufall sehr froh, und eilte den Feind in den Defileen zu treffen; Darius hingegen suchte aus den Defileen heraus zu kommen, und sein voriges Lager wieder zu beziehen, denn er hatte nun schon selbst eingesehen, mit welchem Nachtheile er in einer Gegend stand, wo er die Reuterey nicht brauchen konnte, und welche durch die See, durch Berge, und durch den in der Mitte fliessenden Strom Pinarus an vielen Orten coupirt war, und dem weit schwächern Feinde eine gute Position gewährte. Allein das Glück verschafte dem Alexander doch dieses Terrain zum Schlachtfelde, und er nutzte auch die Gelegenheit, die ihm das Glück verschafte, vollkommen zu seinem Siege. So sehr ihm auch die Feinde an Anzahl überlegen waren, so wenig ließ er ihnen zu, ihn zu überflügeln, vielmehr fiel er selbst mit seinem rechten Flügel ihrem linken in die Flanke, und trieb durch diesen Angrif die gegen ihm stehenden Feinde in die Flucht. Er fochte selbst unter den vordersten mit, und wie Chares erzehlt, kam es zwischen ihm und dem Darius selbst zum Handgemenge, und er wurde an der Hüfte verwundet. Alexander nennt zwar selbst in dem Briefe, den er von dieser Schlacht an den Antipater geschrieben, nicht denjenigen, der ihn verwundet, meldet aber, daß er mit einem Degen eine Wunde in die Hüfte bekommen, welche aber nicht gefährlich gewesen.

Er erhielt einen herrlichen Sieg, in welchem

über hundert und zehntausend Feinde geblieben waren. Den Darius selbst bekam er zwar nicht gefangen, weil er auf seiner Flucht vier bis fünf Stadien voraus hatte, aber seinen Wagen und Bogen erbeutete er im Nachjagen, worauf er wieder zu seinen Macedoniern zurück kehrte, welche das feindliche Lager plünderten, in welchem sie unbeschreibliche Reichthümer fanden, ob die Feinde gleich, um bey der bevor stehenden Schlacht desto leichter bepackt zu seyn, ihre meiste Bagage in Damascus zurück gelassen hatten. Das Zelt des Darius, das dem Alexander eigen blieb, war mit einem glänzenden Hofstaat und einer Menge von herrlichen Geräthschaften und Kostbarkeiten angefüllt. Sobald Alexander seine Waffen abgelegt hatte, begab er sich ins Bad, und sagte dabey: Kommt, wir wollen den Schweiß von dieser Schlacht in dem Bade des Darius abwaschen. Einer von seinen Begleitern antwortete darauf: Beym Zevs, nicht in des Darius, sondern in des Alexanders Bad wollen wir gehen, denn die Sachen der Ueberwundenen gehören den Siegern, und müssen nach ihnen genannt werden. Alle Geräthschaften in dem Badhause, Büchsen, Krüge, Wannen und dergleichen andere Gefässe waren von purem Golde, und das ganze Zimmer war mit dem herrlichsten Geruche der besten Salben und Gewürze erfüllt. Von da gieng Alexander in das königliche Zelt, welches sowohl durch seine Höhe und Grösse, als durch die kostbarsten Sophas, Teppiche, Tische und Tafelgeschirr in Bewunderung setzte; er besahe es, und sagte darauf zu seinen Freunden: Das war es, wie es scheint, wodurch Darius sich als König zeigte.

Wie er sich eben zur Tafel setzen wollte, meldete man ihm, daß sich die Mutter und Gemahlin des Darius nebst seinen zwey Prinzessinnen unter den Gefangenen befänden, und über den Anblick des Wagens und Bogens des Darius, den sie nun für todt hielten, in ein heftiges Jammern und Heulen ausgebrochen wären. Alexander schwieg anfänglich eine Weile darauf stille, und bezeigte sich alsdenn mehr durch das Schicksal dieser Frauen, als durch sein Glück gerührt: er schickte den Leonatus an sie, und ließ ihnen melden, daß Darius nicht umgekommen sey, und daß sie sich vor den Alexander nicht fürchten dürften, denn er streite mit dem Darius nur um das Reich, und sie sollten alles, was sie verlangten, eben so, als wenn Darius noch König wäre, von ihm erhalten. Diese so edelmüthige und gnädige Versicherung wurde durch die wirkliche menschenfreundliche Begegnung, die ihnen widerfuhr, noch übertroffen. Alexander erlaubte ihnen sogar, von den gebliebenen Persern, so viel sie wollten, zu begraben, und die Kleidungsstücke dazu von der Beute zu nehmen. Er ließ ihnen auch ihre ganze Hofbedienung, und die königlichen Ehrenbezeigungen, und gab ihnen noch mehr Einkünfte, als sie vorher gehabt hatten. Die schönste und königlichste Gnade gegen sie aber bestand darinnen, daß diese erhabnen und keuschen Gefangenen nicht das geringste Schändliche weder hören noch befürchten durften, und so lebten, als wenn sie sich nicht im feindlichen Lager, sondern in ihren bewachten heiligen, und vor den Zugang fremder Personen verschlossenen Zimmern befänden. Und die Gemahlin des Darius soll, wie man

erzehlt, die schönste aller damaligen Königinnen, so wie Darius die längste und schönste Mannsperson, und die beyden Prinzessinnen ihren Aeltern an Schönheit gleich gewesen seyn. Allein Alexander, der sich selbst zu beherrschen für königlicher hielt als Feinde zu überwinden, berührte keine dieser Frauenzimmer, und hatte auch vor seiner Vermählung mit keinem andern Frauenzimmer Umgang, als mit der Barsine, der Wittwe des verstorbenen Admirals Memnon, welche zu Damascus in die Gefangenschaft gerathen war. Sie hatte eine vollkommene Kenntniß der griechischen Sitten und Wissenschaften, einen sanften Charakter, und ihr Vater Artabazus hatte sie mit einer königlichen Prinzessin erzeugt. Alexander wurde, wie Aristobulus berichtet, durch den Parmenio bewogen, diese edle und schöne Frau zu umarmen. *) Bey dem Anblicke der andern schönen und wohlgebildeten gefangenen Perserinnen blieb er ungerührt, und sagte bloß im Scherze zu den Umstehenden: Was für Augenschmerzen machen die schönen Perserinnen! Er stellte dabey gleichsam ihrer schönen Bildung die Schönheit seines tugendhaften Charakters entgegen, und betrachtete sie im Vorbeygehen als leblose schöne Statüen.

Er wurde auch sehr ungehalten, da ihm sein Statthalter über die Seeküste, Philoxenus, meldete, daß sich bey ihm ein gewisser Theodorus aus Ta-

*) Die Worte καὶ τὸ καλλος sind von einem unachtsamen Abschreiber in den Text gekommen, wozu das vorher gehende Wort καλῆς den Anlaß gab: sie schicken sich offenbar so wenig hierher, daß sie ganz weggelassen werden müssen.

rent befände, der zwey ungemein schöne Knaben zu verkaufen hätte, und anfragte, ob er sie kaufen sollte? Er rief voll Unwillens verschiedene Male, in Gegenwart der Umstehenden, aus: Hat denn Philoxenus jemals mich so etwas schändliches begehen gesehen, daß er mir Gelegenheit zu solcher Schande verschaffen will? Dem Philoxenus selbst aber gab er in einem Briefe darüber viele Verweise, und befahl ihm, den Theodorus mit seiner Waare fortzujagen. Auch dem jungen Agnon machte er harte Vorwürfe, da er ihm schrieb, daß er den so berühmten Knaben Krobylus zu Korinth kaufen und ihm überbringen wollte. Als er erfuhr, daß zwey von den unter Parmenions Befehlen stehenden Macedoniern, Damon und Timotheus, die Weiber einiger Miethssoldaten geschändet hatten, so gab er dem Parmenio schriftlich Befehl, die Sache zu untersuchen, und die Thäter, wenn sie schuldig befunden würden, als Ungeheuer, die zum Verderben der Menschen geboren wären, am Leben zu bestrafen, wobey er sich über sich selbst so ausdrückte: „Mir kann niemand vorwerfen, daß ich die Gemahlin des Darius gesehen, oder sehen wollen, oder denen Gehör gegeben habe, die mir ihre Schönheit rühmten.“ Er pflegte zu sagen: Der Schlaf und die eheliche Beywohnung erinnerten ihn am meisten, daß er ein sterblicher Mensch sey, da die der menschlichen Natur eigene Schwachheit eben so die Müdigkeit, wie das Vergnügen, verursache.

Er war im Essen ungemein mäßig, wie man sowohl aus vielen andern Umständen als auch aus dem sehen konnte, was er der Ada sagen ließ, die

er zu seiner Mutter angenommen, und zur Königin von Karien gemacht hatte. Diese schickte ihm, aus Höflichkeit, alle Tage viele kostbare Speisen und Delikatessen, und endlich die geschicktesten Köche und Becker. Er ließ ihr aber sagen, daß er sie nicht brauche, denn sein Hofmeister Leonidas habe ihm bessere Köche angewiesen, nämlich das Nachtreisen zum Mittagsmahle, und ein mäßiges Mittagsmahl zum Koche für das Abendessen. Dieser Mann, setzte er hinzu, durchsuchte mir öfters mein Bette und meine Kleider, um nachzusehen, ob meine Mutter mir etwa was Ueberflüßiges oder Weichliches heimlich gegeben hätte.

Er war auch im Trunke mäßiger, als er es zu seyn schien. Er schien aber den Wein zu lieben, weil er lange Zeit beym Trinken zubrachte, wobey er jedoch mehr sprach als trank, und bey jedem Becher immer einen langen Discours führte, wenn er Zeit dazu hatte. Denn von Geschäften ließ er sich weder durch den Wein, noch durch Schlaf, noch durch Lustbarkeiten, oder Hochzeitsfeyerlichkeiten, oder Schauspiele, wie andere Feldherren, abhalten. Dieses beweist sein sehr kurzes Leben, welches er mit so vielen wichtigen Thaten ausfüllte. Wenn er aber Musse hatte, pflegte er, sobald er aufgestanden war, und den Göttern geopfert hatte, das Mittagsmahl einzunehmen, und den übrigen Theil des Tages mit Jagen, oder schriftlichen Aufsätzen, oder Entscheidung kriegerischer Angelegenheiten, oder mit Lesen zuzubringen. Wenn er sich auf Reisen befand, die keine Eile erforderten, übte er sich unterweges im Schiessen, oder in den Wagen, währendem Fahren,

herein und heraus zu springen. Oefters pflegte er auch, zur Lust, Füchse zu jagen, oder Vögel zu fangen, wie man aus seinen eigenen Tagebüchern ersieht. Wenn er wo eingekehrt war, fragte er beym Baden oder Salben seine Köche oder Bäcker, was sie zum Abendessen zubereitet hätten? und pflegte gemeiniglich erst sehr spät Abends zu essen. Bey der Tafel gab er, bis zur Verwunderung, genau Achtung, daß nicht ungleich oder zu wenig vorgelegt wurde, beym Trunke aber brachte er, wie schon bemerkt worden, wegen seiner Geschwätzigkeit, lange Zeit zu. Und hier wurde dann der sonst im Umgange so angenehme und gefällige König durch seine Großsprechereyen sehr unangenehm, und den pralenden Soldaten ähnlich, dabey pflegte er nicht nur selbst zu pralen, sondern gab sich auch den Schmeichlern ganz Preis, worüber seine besten Freunde in Verlegenheit kamen, da sie mit den Schmeichlern nicht wetteifern, und doch auch nicht von ihnen sich übertreffen lassen, noch auch den König gern weniger als sie loben wollten. Jenes war unanständig, und dieses gefährlich. Wenn er stark getrunken hatte, pflegte er öfters bis an den Mittag zu schlafen, zuweilen schlief er auch den ganzen Tag durch. Uebrigens machte er sich aus kostbaren Speisen so wenig, daß er öfters die seltensten Früchte und Fische, die ihm von der Seeküste geschickt wurden, unter seine Freunde vertheilte, und davon manchmal für sich selbst nichts übrig behielt. Gleichwohl hielt er immer eine prächtige Abendtafel, und verwandte bey dem glücklichen Fortgange des Krieges immer mehr darauf, bis er endlich

lich zehntausend Drachmen dazu bestimmte. *) Bey diesem Aufwande blieb er stehen, und mehr durfte auch niemand, der den Alexander bewirthete, zu dem Gastmale aufwenden.

Nach der Schlacht bey Issus schickte Alexander ein Corps nach Damascus, und ließ die dort zurück gelassenen Schätze, Bagage, Kinder und Weiber der Perser abholen, wobey sich besonders die thessalische Reuterey bereicherte; denn diese hatte Alexander, weil sie sich in der Schlacht ganz vorzüglich brav gehalten, zu dieser Expedition, in der Absicht, die Vortheile davon ihnen zuzuwenden, ausdrücklich gewählt. Aber auch die ganze übrige Armee hatte alles im Ueberflusse, und da die Macedonier einmal das Gold und Silber und die Mädchen und Lebensart der Perser hatten kennen gelernt, eilten sie wie die Spürhunde den Reichthümern der Perser nach, und suchten sie auf.

Alexander hielt für das rathsamste, sich vorerst der Seeküste völlig zu bemächtigen. Die Fürsten von Cypern und Phönicien kamen sogleich und unterwarfen sich ihm. Nur die Stadt Tyrus versagte den Gehorsam. Er belagerte daher die Stadt sieben Monate lang mit aufgeworfenen Dämmen und allerhand Maschinen, und zweyhundert Schifen von der Seeseite her. Während dieser Belagerung erschien ihm Herkules im Traume, reichte ihm von der Mauer die Hand, und rief ihn zu sich. Vielen Tyriern aber träumte, als wenn Apollo ihnen erschiene, und sagte, „er wolle zum Alexander überge-

*) 1250 Rthlr.

hen, weil ihm das, was in der Stadt vorgienge, gar nicht gefiele.“ Die Tyrier giengen dagegen mit dem Gotte, wie mit einem Ueberläufer, um, banden seine Bildsäule mit Ketten, und befestigten sie an dem Fußgestelle, und nannten ihn Alexanders Liebhaber. Alexander hatte indessen auch eine andere Erscheinung im Traume. Es träumte ihm nämlich, daß ein Satyrus von weitem mit ihm spielte, und da er ihn fangen wollte, entflöhe, endlich aber nach vielen Bitten und Herumlaufen ihm in die Hände käme. Die Wahrsager erklärten den Traum auf keine unwahrscheinliche Weise so, daß sie den Namen Satyrus theilten, und sagten, Sa Tyrus, Tyrus wird seine seyn. *) Man zeigt noch jetzt einen gewissen Brunnen, bey welchem Alexander den Satyrus im Traume gesehen haben soll.

Indem sich die Belagerung verzog, unternahm Alexander eine Expedition gegen die am Berge Antilibanus wohnenden Araber, wobey er durch seinen Hofmeister Lysimachus in Gefahr kam. Dieser folgte ihm immer nach, und sagte, er sey weder schlechter noch älter als Phönix. Als sie sich aber den Bergen näherten, und die Pferde zurück liessen, konnte Lysimachus nicht so gut, wie die andern, die weit voraus waren, zu Fusse fortkommen. Der Abend überfiel sie, indem Alexander den ganz ermatteten Lysimachus, der nicht fort konnte, und zurück blieb, nicht verlassen wollte, sondern ihn zu ermuntern und fortzuhelfen suchte. Die Feinde standen in der Nähe, und Alexander wußte nicht, daß er nur mit we-

*) σὰ γενήσεται τύρος.

nigen von dem übrigen Corps getrennt war, er mußte in der Finsterniß und Kälte die Nacht über an einem sehr beschwerlichen Orte bleiben. Er wurde inzwischen in der Ferne viele einzeln zerstreute feindliche Wachtfeuer gewahr. Weil er sich auf die Schnelligkeit seiner Füsse verließ, und auch immer gewohnt war, durch seine eigne übernommene Beschwerlichkeit den Macedoniern Muth zu machen, wenn sie ihn wollten sinken lassen, so lief er zu dem nächsten Feuer hin, das er sahe. Er stieß die zwey Araber, die dabey saßen, nieder, ergrif darauf einen Brand, und brachte ihn zu seinen Soldaten zurück, welche ein grosses Feuer machten, und damit die Feinde erschreckten, so daß sie zum Theil davon liefen, und die wenigen, welche noch herankommen wollten, wurden zurückgejagt. Auf solche Weise brachten sie noch die Nacht sicher und ruhig zu. — Diese Begebenheit hat Chares in seiner Geschichte mit diesen Umständen erzehlt.

Die Belagerung von Tyrus hatte endlich folgenden Ausgang. Alexander ließ den größten Theil seiner Truppen von den bisherigen vielen Gefechten ausruhen, und nur ein kleines Corps, um den Feinden keine Ruhe zu lassen, an die Mauern rücken. Inzwischen opferte der Wahrsager Aristander, und fand so glückliche Zeichen, daß er die Anwesenden mit dreister Mine versicherte, die Stadt würde noch in diesem Monate erobert werden. Es entstand darüber ein allgemeines Lachen und Spotten, weil es eben der letzte Tag des Monats war. Alexander, welcher den Wahrsager in Verlegenheit sahe, und die Weissagungskunst immer in Ehren zu erhalten

suchte, befahl, daß man denselben Tag nicht für den dreyssigsten, sondern für den acht und zwanzigsten des Monats zählen sollte, und ließ sogleich zum Sturme blasen. Er ließ viel heftiger Sturm laufen, als er anfänglich willens gewesen war, und der Angrif wurde durch die im Lager zurückgebliebenen, welche zum Succurs herbeyliefen, so verstärkt, daß die Tyrier den Muth verloren, und die Stadt noch an demselbigen Tage erobert wurde.

Bey der darauf unternommenen Belagerung von Gaza, der größten Stadt in Syrien, fiel dem Alexander unversehends ein Erdenklos auf die Schulter, den ein vorbeyfliegender Vogel fallen ließ. Dieser Vogel setzte sich auf eine von den Belagerungsmaschinen, und fieng sich selbst in den Schlingen von Saiten, die zur Lenkung der Seile daran gebraucht wurden. Die Vorbedeutung hatte auch richtig den Erfolg, den Aristander prophezeyt hatte. Denn Alexander wurde in der Schulter verwundet, und eroberte die Stadt.

Unter den vielen Geschenken, die er von der Beute an die Olympias, Kleopatra, und seine Freunde schickte, befanden sich auch fünfhundert Centner Weyrauch, und hundert Centner Myrrhen für seinen Hofmeister Leonidas, wobey er sich einer jugendlichen Hoffnung erinnerte. Leonidas hatte nämlich bey einem Opfer, wobey der junge Alexander mit beyden Händen Räuchwerk nahm, und es aufstreute, zu ihm gesagt: Wenn er einmal das Land, worinnen dieß Räuchwerk wüchse, eroberte, so könnte er so reichlich opfern, gegenwärtig aber müsse er sparsamer damit umgehen. Jetzt schrieb

Alexander an ihn: Wir senden dir einen Ueberfluß an Weyrauch und Myrrhen damit du gegen die Götter nicht mehr so sparsam seyn darfst.

Als man ihm ein Schmuckkästchen brachte, welches man für die größte Kostbarkeit unter allen Kleinodien und Sachen des Darius hielt, so fragte er seine Freunde: Was meynt ihr wohl, das am würdigsten wäre, darinnen aufbewahrt zu werden? und da einer dieß, der andre jenes nannte, sagte er endlich selbst: Die Iliade will ich darinnen aufbewahren. Diese Anecdote wird von vielen glaubwürdigen Schriftstellern erzehlt. Und wenn das wahr ist, was die Alexandriner, der Nachricht des Heraklides zufolge, erzehlen, so ist Homer auch kein unnützer Begleiter des Alexanders auf seinen Feldzügen gewesen, und hat ihm einen guten Rath gegeben. Man sagt nemlich, da Alexander nach der Eroberung von Aegypten den Entschluß gefaßt hatte, eine große Stadt zu bauen, sie nach seinem Namen zu nennen, und mit Griechen zu bevölkern, die Baumeister auch schon einen gewissen Platz dazu bestimmt und abgemessen hatten, so hatte Alexander die Nacht darauf im Traume eine wunderbare Erscheinung. Es trat ein ehrwürdiger Greis mit weissen Haaren vor ihm, und sagte diese Worte zu ihm: — Auf dem wellenbestürmten Meere liegt vor Aegypten eine Insel, man nennt sie Pharus *) — Sobald Alexander aufgestanden war, gieng er dahin und besahe Pharus, welches damals noch eine Insel etwas oberwärts des so genannten kanobischen Arms war, anjetzt aber durch einen Damm mit dem festen Lande verbunden

*) V. Odyss. Libr. IV. vers. 354. sq.

ist. Er fand die Gegend zur Erbauung einer Stadt vorzüglich gut, denn es ist eine breite Erdenge, die einen grossen Sumpf von dem Meere auf der andern Seite trennt, woran ein Hafen ist. Er rief dabey aus: Wie bewundernswürdig ist doch Homer in allem; auch sogar ein kluger Baumeister ist er! Er gab sogleich Befehl, den Grund der Stadt nach der Beschaffenheit des Platzes abzuzeichnen.

Weil die Baumeister gleich keine Kreide bey der Hand hatten, so zeichneten sie mit Mehle auf dem schwarzen Erdreiche den Umfang der Stadt ab, welche von inwendigen graden Grundlinien aus die Figur eines macedonischen Rockes mit seinen Falten vorstellte. Indem sich Alexander über diesen Grundriß freute, kamen plötzlich über den Fluß und der See her eine unzählige Menge Vögel von mannichfaltiger Gattung und Grösse wie eine Wolke auf den Platz herbeygeflogen, und fraßen alles Mehl auf. Alexander wurde darüber bestürzt, und hielt es für eine üble Vorbedeutung. Aber die Wahrsager ermunterten ihn mit der Auslegung, daß die Stadt, die er bauen wollte, sehr nahrhaft und ein Unterhalt für eine Menge vielerley Menschen seyn würde, worauf er den Baumeistern Befehl gab, das Werk eifrigst fortzusetzen.

Er selbst unternahm indessen einen Zug nach Ammons Tempel. Es war ein langer und ungemein beschwerlicher Weg, wobey er besonders sich vor zweyerley Gefahren fürchten mußte: Theils vor Mangel am Wasser, um welcher Ursache willen die dasige ganze Gegend viele Tagereisen weit wüste liegt, theils vor dem stürmischen Südwinde, der in der

tiefen ungeheuer grossen Sandebene oft die Reisenden zu überfallen pflegte, und auch ehedem, wie man erzehlt, die Armee des Kambyses überfallen, und durch den wie hohe Meereswellen in die Höhe getriebenen Sand funfzigtausend Menschen verschüttet und getödtet hatte. Jedermann war wegen dieser Gefahren besorgt, nur Alexander ließ sich nicht leicht von irgend einem gefaßten Vorsatze abbringen. Das Glück, welches alle seine Unternehmungen begleitete, machte ihn so standhaft in seinem Vorhaben, und seine Herzhaftigkeit so unüberwindlich hartnäckig in seinen Unternehmungen, daß er nicht nur über Feinde, sondern auch über Gegenden und Umstände siegen wollte.

Die glücklichen Zufälle, welche ihm auf diesem beschwerlichen Zuge zu statten kamen, wurden mehr noch für einen sonderbaren Beystand der Götter als die nachherigen Orakel für glaubwürdig gehalten; gewissermassen verschaften sie selbst diesen Orakeln einigen Glauben. Denn erstlich regnete es so häufig und so oft, daß man keine Gefahr des Durstes zu besorgen hatte, und zugleich der sonst trockene Sand befeuchtet und der Staub gelöscht, und die Luft auch reiner und heitrer wurde. Ferner erschienen, da die Merkmale, nach welchem sich die Reisenden zu richten pflegten, verrückt worden waren, und man also unbekannt in der Irre herumschweifte, eine Menge Raben, welche dem Alexander mit seiner Begleitung zu Wegweisern dienten, und schnell vor ihnen voran flogen, wenn sie fortzogen, wenn sie aber liegen blieben, auf sie warteten. Das wunderbarste dabey war, wie Kallisthenes erzehlt, daß diese Ra-

ben diejenigen, die sich des Nachts verirrt hatten, durch ihr Geschrey wieder zurückriefen, und auf den rechten Weg brachten.

Als Alexander endlich durch die Wüste zu Ammons Tempel gekommen war, so bewillkommete ihn der Priester dieses Gottes im Namen desselben als seines Vaters, und als Alexander fragte: Ob noch irgend einer von den Mördern seines Vaters seiner Strafe entgangen wäre? so antwortete ihn der Priester, er sollte sich nicht so unwürdig ausdrücken, denn er habe keinen Sterblichen zum Vater. Alexander veränderte darauf die Frage auf diese Art: Ob alle Mörder des Philippus bestraft wären? und zugleich fragte er: Ob ihm der Gott die Herrschaft über alle Völker bestimmt hätte? Das Orakel antwortete, daß ihm Gott diese Herrschaft bestimmt habe, und daß Philippus hinlänglich gerächt sey. Alexander gab darauf dem Jupiter Ammon und den dasigen Einwohnern prächtige Geschenke.

So erzehlen die meisten Geschichtschreiber die Umstände bey diesem Orakel. Alexander selbst aber sagt in einem Briefe an seine Mutter, daß er einige geheime Orakelsprüche erhalten hätte, die er nach seiner Rückkunft ihr allein entdecken wollte. Einige berichten, der Wahrsager in Ammons Tempel habe den Alexander freundschaftlich mit der Anrede: O Sohn, (Pädion) begrüssen wollen, habe aber aus Unwissenheit in der griechischen Sprache den letzten Buchstaben falsch, und anstatt des N ein S ausgesprochen; Pädios, Sohn Jupiters, statt Pädion, O Sohn. Alexander habe diesen Sprachfehler mit Freuden bemerkt, und sogleich das Ge-

rücht ausgesprengt, der Gott selbst habe ihn einen Sohn Jupiters genannt.

Alexander soll auch in Aegypten den Philosophen Psammon gehört, und von dessen Grundsätzen denjenigen besonders angenommen haben, daß alle Menschen von Gott regiert würden, denn das, was jedweden Menschen beherrsche, und in ihm wirke, sey etwas göttliches. Alexander soll in diesem Puncte noch weiter philosophirt und behauptet haben, Gott sey der gemeinschaftliche Vater aller Menschen, er mache aber die besten davon sich auf eine ganz besondre Art zu eigen.

Ueberhaupt war Alexander gegen die ausländischen Völker stolz, und that, als wenn er von seiner göttlichen Geburt und Abstammung vom Jupiter völlig überzeugt wäre, gegen die Griechen aber bewies er darinnen mehr Schonung und Mäßigung, ausser daß er in einem Briefe an die Athenienser wegen der Insel Samos unter andern schrieb: „Ich würde euch diese freye und berühmte Stadt nicht gegeben haben, ihr habt sie aber von demjenigen erhalten, der damals mein Herr und Vater genannt wurde;“ wodurch er den Philippus meynte. Als er in der Folge von einem Pfeile verwundet worden war, und viele Schmerzen dabey litt, sagte er zu den Anwesenden: Das, was hier fließt, meine Freunde, ist Blut, und kein solcher Ichor, der von den unsterblichen Göttern fließt. *) — Bey einem entstandenen Donnerwetter und einem gewaltigen Schlage, der alle erschreckte, sagte der eben anwesende Sophist Anaxarchus zu ihm: Kannst du nicht auch dergleichen,

*) S. Iliad. Lib. V. vers. 340.

du Sohn Jupiters? Alexander aber antwortete darauf mit Lachen: „Ich mag meinen Freunden nicht so fürchterlich seyn, wie du wohl wolltest, der du deswegen meine Tafel verachtest, weil ich nur kleine Fische und nicht Köpfe der Statthalter darauf aufsetzen lasse.“ Anaxarchus hatte wirklich dergleichen Ausdrücke gebraucht, als einstmals der König dem Hephästion kleine Fische schickte, und hatte dadurch diejenigen verachten und verspotten wollen, die mit so grossen Beschwerlichkeiten und Gefahren nach Ruhme und Ansehn trachteten, und in dem Genusse des Vergnügens nichts oder nur sehr wenig vor andern Menschen voraus hätten. — Alexander war also, wie man aus dem bisher erzehlten sehen kann, nicht von einer eitlen Einbildung seiner göttlichen Geburt ganz verblendet, sondern er suchte durch dieses Vorgeben nur andre in Unterwürfigkeit von sich zu erhalten.

Wie er aus Aegypten nach Phönicien wieder zurückgekommen war, so stellte er viele Opfer, öffentliche Aufzüge, Concerte von Chören, und Schauspiele an, die nicht nur die dabey herrschende Pracht, sondern auch der Wetteifer verherrlichte: denn es hatten die Könige von Cypern, wie zu Athen die aus den Stämmen durchs Loos erwählten Personen, die Oberaufsicht dabey, und ihr Ehrgeiz wetteiferte, an Pracht einander zu übertreffen, bis zur Bewunderung: besonders suchten sich Nikokreon von Salamis und Pasikrates von Soli hervorzuthun. Diese traf das Loos, daß sie die berühmtesten Schauspieler unter ihre Direction bekamen, Pasikrates, den Athenodorus, und Nikokreon den Thessalus, für

welchen sich selbst Alexander besonders interessirte, doch ließ er seine Vorliebe nicht eher merken, bis Athenodorus durch die Stimmensammlung den Preis des Vorzugs zuerkannt erhielt, da sagte er erst beym Weggehn: Ich kann den Ausspruch der Richter nicht anders als billigen, aber ich hätte gern einen Theil meines Königreichs darum gegeben, daß Thessalus den Preis erhalten hätte. Als hernach Athenodorus von den Athenienſern mit einer Geldstrafe belegt wurde, weil er sich bey dem Schauspiele am Bacchusfeste nicht zu Athen eingefunden hatte, so bat er den Alexander, seinetwegen nach Athen zu schreiben; er that dieses aber nicht, sondern schickte lieber für den Athenodorus das ihm zuerkannte Geld nach Athen. Als Lykon, ein Skarphenser, auf dem Theater einstmals grossen Beyfall erhielt, und einen Vers einfliessen ließ, in welchem er um zehn Talente bat, so lachte Alexander über den Einfall, und schenkte ihm das Geld.

Inzwischen schickte Darius einige seiner Vertrauten mit einem Schreiben an den Alexander, und ließ ihm unter folgenden Bedingungen Frieden und Bündniß anbieten, daß Alexander für Auslösung der Gefangenen zehntausend Talente bekommen, alle Länder bis an den Euphrat behalten, und eine Prinzeßin des Darius heyrathen sollte. Alexander trug diesen Vorschlag seinen vornehmsten Vertrauten zur Berathschlagung vor. Parmenio sagte: Wenn ich Alexander wäre, ich nähme den Vorschlag an. — Ich wahrhaftig auch, sagte Alexander, wenn ich Parmenio wäre. An den Darius aber schrieb er zurück, daß er alle Begegnungen der freundlichsten

Großmuth erhalten sollte, wenn er sich selbst bey ihm einfände, im Gegentheile wäre er schon im Begriffe, wider ihn anzurücken.

Bald darauf aber gereuete es ihn, da des Darius Gemahlin in Kindsnöthen starb: er gestand öffentlich, wie sehr es ihm daure, daß er die schönste Gelegenheit, seine Großmuth zu zeigen, verloren habe. Er ließ die Königin mit einer Pracht begraben, wobey keine Kosten geschont wurden. Es entfloh einer von den verschnittenen Kammerdienern der verstorbenen Königin, die mit ihr waren gefangen worden, Namens Tireus, aus dem Lager, ritt zum Darius, und überbrachte ihm die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin. Darius schlug sich für Betrübniß über die Nachricht an den Kopf, und brach in Thränen und Klagen aus: Ach! wie unglücklich, sagte er, sind jetzt die Perser! da selbst des Königs Gemahlin und Schwester nicht nur in ihrem Leben gefangen, sondern auch nach ihrem Tode eines königlichen Begräbnisses beraubt worden! — Was das Begräbniß anbetrift, sagte der Kammerdiener, und alles, was zum Gepränge dabey nur immer gehört, so darfst du deswegen das unglückliche Schicksal der Perser nicht beklagen. Denn es hat weder deiner Gemahlin Statira, in ihrem Leben, noch deiner Mutter und Kindern sonst irgend etwas von ihren vorigen Glücksgütern und Ehre gemangelt, als daß sie dein Angesicht nicht haben sehen können, welches der Herrscher Oromasdes wieder erheitern wolle! Und deiner Gemahlin hat auch nach ihrem Tode nichts von aller gehörigen Pracht des Leichenbegängnisses gefehlt, und selbst

Thränen der Feinde haben sie bedauert. Denn Alexander ist ein eben so großmüthiger Sieger, als fürchterlicher Held. — Diese Erzehlung aber machte den Darius bestürzt, und flößte ihm einen unschicklichen Verdacht ein. Er führte den Verschnittenen in sein innerstes Kabinet, und redete ihn so an: Wenn du nicht auch mit dem unglücklichen Schicksale der Perser zugleich macedonisch gesinnt worden bist, und ich, Darius, noch dein Herr bin, so sage mir, ich beschwöre dich bey dem grossen Lichte der Sonne, und bey der Rechten des Königs, ob ich vielleicht jetzt nur das geringste Unglück der Statira beweine, und nicht bey ihrem Leben noch ein weit traurigers Geschick, eine unwürdige Schande, da wir in die Hände eines harten und grausamen Feindes gefallen, erlitten habe? Denn was für eine anständige Verbindlichkeit zu einer so grossen Ehre kann ein junger Mann gegen die Gemahlin seines Feindes haben? Noch während diesen Reden des Darius fiel Tireus ihm zu Füssen, und bat ihn demüthigst, bessere Gedanken zu fassen, dem Alexander nicht unrecht zu thun, und seine verstorbene Schwester und Gemahlin nicht zu beschimpfen; er möchte sich nicht, fuhr er fort, des größten Trostes, den er bey seinem Mißgeschicke haben könnte, berauben, daß er nämlich von einem Manne überwunden worden sey, der mehr als ein Mensch zu seyn schiene. Er möchte vielmehr den Alexander bewundern, der gegen die persischen Frauenzimmer mehr Mäßigung als gegen die Perser Tapferkeit bewiesen hätte. Der Kammerdiener betheuerte diese Aussage mit den entsetzlichsten Schwüren, und erzehlte noch vieles

andre von der Mäßigung und Großmuth des Alexanders. Darius gieng darauf wieder zu seinen Freunden heraus, und brach, mit gen Himmel gehobenen Händen, in diese Worte aus: „Ihr Götter des Vaterlandes und der Könige, gebt mir doch die Gnade, daß ich den persischen Staat wieder in denjenigen glücklichen Zustand herstellen kann, in welchem ich ihn beym Antritt meiner Regierung fand, damit ich alsdenn fähig sey, dem Alexander die Wohlthaten zu vergelten, die ich von ihm bey dem Unglücke dessen, was mir am liebsten war, erhalten habe. Wenn aber die durch das Schicksal bestimmte unvermeidliche Zeit gekommen ist, in welcher durch eine Revolution das persische Reich untergehen soll, so müsse kein andrer Mensch als Alexander den Thron des Cyrus besteigen. — Alle diese Umstände und Reden findet man auf diese Art bey den meisten Geschichtschreibern dieser Zeit angeführt.

Alexander hatte ganz Asien bis an den Euphrat hin seiner Herrschaft unterworfen, und rückte nun gegen den Darius an, der ihm mit einem Heere von einer Million Menschen entgegen zog. Unterwegens erzehlte ihm einer seiner Generale, als eine lächerliche Begebenheit, daß ein besonders lustiger Streit bey dem Trosse seiner Armee vorgefallen wärt. Es hatten sich nämlich zwey Haufen getheilt, und jeder zum Scherze einen Feldherrn gewählt, davon der eine Alexander, der andre Darius genannt wurde. Sie hatten sich anfänglich mit Erdenklössen geworfen, hernach war es zu Faustschlägen gekommen, und zuletzt waren beyde Partheyen so hitzig geworden, daß sie einander mit Steinen

und Prügeln angegriffen, und kaum mit Mühe hatten auseinander gebracht werden können. Alexander befahl, sobald er dieses hörte, daß die beyden Anführer sich allein mit einander schlagen sollten, und er bewaffnete denjenigen selbst, der den Alexander vorstellen sollte, Philotas aber den Darius. Die ganze Armee sahe diesem Kampfe zu, und betrachtete ihn gewissermassen als eine Vorbedeutung des künftigen Ausgangs der Schlacht. Der Kampf wurde ziemlich hart, und derjenige, der den Alexander vorstellte, behielt endlich die Oberhand. Er bekam dafür zwölf Dörfer, und ein persisches Feyerkleid zum Geschenke. — Diese Anekdote erzehlt Eratosthenes.

Die grosse Schlacht mit dem Darius fiel nicht, wie die meisten Geschichtschreiber angeben, bey Arbela, sondern bey Gaugamela vor, welches Wort in der persischen Sprache einen Kameelstall bedeuten soll, und ein gewisser ehemaliger König von Persien, der auf einem von der Art Kameele, die man Läufer nennt, den Feinden entgieng, soll dieses Thier dort haben ernähren lassen, und zu diesem Behufe die Einkünfte von einigen Dörfern angewiesen haben. *)

Im Monate Boedromion, gerade um die Zeit, da zu Athen das eleusinische Fest gefeyert wird, ereignete sich eine Mondfinsterniß, und in der eilften Nacht darauf kamen beyde Heere einander zu Ge-

*) Darius Hystaspis soll auf seiner Flucht vor den Scythen sich durch die Schnelligkeit eines solchen Kameels gerettet, und den Ort zum Andenken dieses Kameels so genannt haben.

sichte. *) Darius ließ seine Armee die Nacht über unter den Waffen stehen, und musterte sie bey Fackeln: Alexander hingegen ließ seine Truppen ausruhen, und verrichtete vor seinem Zelte mit dem Wahrsager Aristander einen geheimen Gottesdienst, wobey er der Göttin Furcht opferte. Seine ältesten Generale, und besonders Parmenio, geriethen über die Menge der Feinde in Verwunderung, da sie die ganze Ebene zwischen den niphatischen und gordyäischen Gebürgen mit den feindlichen Wachtfeuern erleuchtet sahen, und ein gräßlich vermischtes Getöse und Lärmen aus dem Lager ihnen entgegen schallte, das wie die Wellen des weiten Meeres daher rauschte. Sie besprachen sich mit einander darüber, und hielten es für eine zu schwere und gefährliche Sache, eine Schlacht mit einem offenbaren Angriffe zu wagen. Sie giengen zum Alexander, sobald er sein Opfer verrichtet hatte, und suchten ihn zu bereden, daß er die Feinde des Nachts angreifen, und durch die Finsterniß das Fürchterliche bey dem bevorstehenden Treffen verhüllen möchte. Aber der König gab ihnen jene berühmte Antwort: Ich stehle den Sieg nicht. Einige hielten dieses für einen unbesonnenen eitlen Ausdruck, wodurch er über eine so grosse Gefahr nur scherzen wollte, andre aber schrieben diese Worte seinem wirklich unerschrockenen Muthe und sei-

*) Nach der Ausrechnung des Petavs ereignete sich diese Mondfinsterniß am 20. September, nach unsrer Zeitrechnung, und am 1. October des 331. Jahrs vor Christi Geburt erfolgte diese Schlacht, welche die Oberherrschaft der grossen persischen Macht entschied.

seiner gegründeten Besorgniß zu, daß er durch einen nächtlichen Angrif dem Darius nach erhaltnem Siege noch Muth zu einem abermaligen Treffen lassen würde, weil er alsdenn die Dunkelheit der Nacht zur Ursache seiner Niederlage angeben könnte, so wie er den Verlust der vorigen Schlacht der Unbequemlichkeit der Berge, Defileen, und der See zugeschrieben hatte. Es konnte auch dem Darius, bey seinem so weitläuftigen Reiche, nicht leicht an neuen Kriegsbedürfnissen und Truppen zur Fortsetzung des Krieges fehlen, wenn er nicht durch eine offenbare gänzliche Niederlage allen Muth und alle Hoffnung verlor.

Sobald sich die Generale wegbegeben hatten, legte sich Alexander in seinem Zelte zur Ruhe, und soll den übrigen Theil der Nacht in einem ungewöhnlich tiefen Schlaf gefallen seyn, so daß sich die Generale, die frühmorgens zu ihm gehen wollten, verwunderten, und von sich selbst den Soldaten Befehl gaben, Speise zu nehmen. Wie aber die Zeit keinen Verzug weiter litt, so gieng Parmenio ins königliche Zelt, trat vor das Bette, und rief den Alexander zwey bis dreymal beym Namen, ehe er ihn aufweckte. Worauf er ihn fragte: Was er denn mache, daß er so sicher schliefe, als wenn er schon gesiegt, und nicht noch das gefährlichste Treffen zu liefern hätte? Alexander antwortete aber lächelnd: Was? du glaubst, daß wir nicht schon gesiegt haben, da wir nicht mehr den flüchtigen Darius in den weitläuftigen wüsten Gegenden aufzusuchen und herumzuschweifen haben!

Und er bewies nicht nur vor der Schlacht, sondern in der Gefahr selbst eben diesen grossen und standhaften Muth und Gegenwart des Geistes. Denn der linke Flügel, den Parmenio commandirte, wurde in Unordnung und zum Weichen gebracht, da die bactrianische Reuterey mit vieler Hitze und Heftigkeit in die Macedonier eindrang, und Mazäus auch zugleich ein Corps Reuterey um die Phalanx herumziehen, und die Bedeckung bey der Bagage angreifen ließ. Parmenio gerieth durch beydes in Bestürzung, und schickte Bothen an den Alexander, welche ihm melden mußten, daß das Lager und die ganze Bagage verloren gehen würde, wenn er nicht dem hintersten Corps sogleich einen starken Succurs zu Hülfe schickte. Alexander hatte eben seinem Flügel das Zeichen zum Angrife gegeben, als diese Bothen vom Parmenio ankamen, und sagte ihnen auf ihre gegebene Nachricht: Parmenio muß nicht recht bey sich selbst seyn, und vor Bestürzung vergessen haben, daß die Sieger alles bekommen, was die Feinde haben, die Ueberwundnen aber nicht an Sklaven und Bagage denken müssen, sondern wie sie mit dem Degen in der Hand, mit Ehre sterben mögen.

Nachdem er dem Parmenio diese Antwort zurückgeschickt hatte, setzte er seinen Helm auf: die andre Rüstung hatte er schon im Zelte angezogen, und sie bestand aus einem sicilianischen zugegürteten Oberkleide, und aus einem Panzer von doppelter Leinwand, den er in der Schlacht bey Issus erbeutet hatte. Sein Helm, eine Arbeit des Theophilus, war ganz von Stahl, und glänzte wie das reinste

Silber. Um den Hals trug er ebenfalls ein stählernes, mit Edelsteinen besetztes Halsband. Sein Degen war ungemein hart und leicht: er hatte ihn vom Könige der Citier zum Geschenke bekommen, und trug ihn beständig, weil er in den Schlachten meistentheils den Degen zu gebrauchen pflegte. Das Degengehenke war das kostbarste Stück seiner ganzen Waffenrüstung: es war ein Werk des alten Helikon, und ihm von der Stadt Rhodus als ein Ehrengeschenk überreicht, er pflegte es auch immer in den Schlachten zu tragen. So lange er seine Truppen in Ordnung stellte, und ihnen die nöthigen Befehle gab, ritt er ein anderes Pferd als den Bucephalus, welches er, da es schon alt war, schonte, da aber die Schlacht angieng, ließ er es sich bringen, und sodann geschah auch gleich der Angrif.

Vor der Schlacht bey Gaugamela hielt er an die Thessalier und andre griechische Truppen eine lange Rede, bis sie ihm voller Muth zuriefen, er möchte sie zum Angriffe gegen die Barbaren führen. Darauf nahm er seine Lanze in die linke Hand, und die rechte streckte er gen Himmel aus, und flehte, wie Kallisthenes erzehlt, die Götter an, daß sie, wenn er wirklich ein Sohn Jupiters wäre, den Griechen in dieser Schlacht Kräfte und Beystand verleihen möchten. Der Wahrsager Aristander aber, der in einem weissen Kleide und mit einer goldnen Krone auf dem Kopfe neben Alexander ritt, zeigte den Truppen einen Adler, der über Alexanders Haupte schwebte, und hernach grade gegen die Feinde zu flog. Dadurch bekamen die Soldaten, die das sahen, frischen Muth, und ermunterten einander,

und das Fußvolk drang der Reuterey, die in die Feinde einbrach, mit Ungestüm nach. Allein die Feinde wichen schon, noch ehe das erste Glied des Fußvolks handgemein wurde, und es entstand ein gewaltiges Drängen, mit welchem Alexander durch die zurückweichenden Feinde auf das mittlere Treffen hinstürzte, in welchem sich Darius befand. Denn er erkannte den langen und schönen Mann von ferne, der in der Mitte des königlichen Leibregiments auf einem hohen Wagen saß, welchen eine Menge Eskadronen von prächtig gerüsteten Reutern in einer dichten Reihe umgaben, und dem Angriffe entgegen gestellt waren. Alexander aber kam ihnen, wie er näher heransprengte, so fürchterlich vor, daß die vordersten voll Schrecken die Flucht ergriffen, und da sie von dem Sieger auf die, die noch Stand hielten, hereingetrieben wurden, so lief der größte Theil voll Furcht davon und zerstreute sich. Die edelsten und tapfersten, welche den König beschützen wollten, opferten nur für ihn ihr Leben auf, und fielen so dicht auf einander und um die Macedonier und ihre Pferde herum, daß sie die Verfolgung der flüchtigen Feinde verhinderten.

Darius sah alle diese schrecklichen Scenen der Schlacht mit eignen Augen an. Die vordersten Reihen seiner Truppen wurden auf ihn zugedrängt, es war nicht mehr möglich, den Wagen zu lenken und fortzubringen: die Räder waren von den herumliegenden Haufen der Erschlagenen wie befestigt, und die Pferde, die von der Menge der Todten umringt und wie bedeckt wurden, sprangen in die Höhe, und brachten den Kutscher aus aller Fassung. Darius

ließ den Wagen und seine Rüstung auf dem Schlachtfelde, und entfloh auf einer Stutte, wie man erzehlt, die erst vor kurzem ein Füllen geworfen hatte. Er würde gleichwohl nicht entronnen seyn, wenn nicht so eben wieder andre Bothen zu Pferde vom Parmenio angekommen wären, welche den Alexander dem linken Flügel zu Hülfe ruften, wo noch eine starke Macht der Feinde Stand hielt, und nicht weichen wollte. Man beschuldigt überhaupt den Parmenio, daß er in dieser Schlacht sich sehr träge und saumselig bewiesen, weil entweder sein Alter seine vorige Herzhaftigkeit hinweggenommen hatte, oder weil er, wie Kallisthenes bemerkt, über Alexanders so sehr erhöhte Macht und Größe Verdruß und Neid empfand. Alexander war über die Abrufung zum linken Flügel sehr unzufrieden, ließ jedoch seinen Soldaten die wahre Beschaffenheit der Sache nicht merken, sondern zum Abzuge blasen, als wenn er des Würgens müde wäre, und die Finsterniß nicht erwarten wollte. Als er noch auf dem Zuge zu dem Theile der Armee sich befand, der in Gefahr war, bekam er die Nachricht, daß auch hier schon die Feinde gänzlich geschlagen, und auf der Flucht begriffen wären.

Durch diesen Ausgang der Schlacht schien das persische Reich nun gänzlich zerstört zu seyn. Alexander wurde zum König von Asien ausgerufen. Er stellte prächtige Opferfeste an, und seine Freunde beschenkte er mit vielen Reichthümern, Häusern und Herrschaften. Vorzüglich suchte er in der Gnade gegen die Griechen eine Ehre, und schrieb ihnen, daß nun alle Arten von tyrannischer Herrschaft aufgeho-

ben, und alle Städte völlig frey seyn sollten. Insbesondere befahl er, daß die Stadt der Platäer wieder aufgebaut werden sollte, weil ihre Vorfahren ihr Land den Griechen zu Kampfplatze für die Freyheit gelassen hätten. Er schickte auch den Krotoniaten in Italien einen Theil von der Beute, als ein ehrenvolles Andenken an den Eifer und die Herzhaftigkeit des Athleten Phayllus, welcher in dem ehemaligen persischen Kriege, da alle andre italienische Griechen den Muth verloren, mit einem eignen Schife nach Salamis über segelte, um an der Gefahr in der Schlacht für Griechenlands Freyheit Theil zu nehmen. So gnädig bewies sich Alexander gegen jede Art von Verdienst, und so sehr erhielt er ruhmwürdige Thaten in ehrenvollem Andenken.

Er zog hierauf nach Babylonien, und brachte dieses ganze Land sogleich unter seine Botmäßigkeit. — Besonders zog der Schlund bey Araktene *) seine Bewunderung auf sich, aus welchem, wie aus einem Brunnen, beständig Feuer hervorquillt, und der Fluß dieses feurigen Harzes, oder Naphta, macht, wegen der Menge des Zuflusses, nicht weit von dem Schlunde eine See. Dieses Harz ist dem Asphalt ziemlich ähnlich, fängt aber so leicht Feuer, daß es, ohne von der Flamme berührt zu werden, sich bloß durch den Schein des Lichts entzündet, und die Luft

*) So hieß der Ort, nicht weit von Arbela, wo dieses feurige Harz floß. Die Abschreiber oder Plutarch selbst, haben dafür irrig Ekbatana gesetzt, welches weit entfernt in Großmedien lag, wie schon Skaliger und Dacier, der Artacene gelesen haben will, aus dem Strabo, bewiesen haben.

herum anbrennt. Die Perser wollten dem Alexander die Stärke und Eigenschaft dieses Harzes zeigen, und bestrichen die Gasse, die zu seiner Wohnung führte, nur ganz wenig damit, darauf stellten sie sich an das eine Ende, wie es dunkel worden war, und hielten ihre Fackeln an die mit dem Harze bestrichenen Oerter. Sobald diese entzündet waren, lief das Feuer augenblicklich, und so schnell, als man nur mit den Gedanken nachfolgen konnte, ganz bis an das andre Ende hin, und die ganze Gasse war ein Feuer. — Ein gewisser Athenienser, Athenophanes, einer von den Bedienten des Königs, die beym Salben und Baden die Aufwartung hatten, und der den König oft durch Scherz zu zerstreuen pflegte, dieser sagte beym Baden, als eben ein Knabe, Namens Stephanus, vor dem Könige stand, der sehr schlecht und poßirlich aussahe, aber angenehm sang. „Gefällt es dir, König, daß wir mit diesem seltsamen Harze einen Versuch an dem Stephanus machen? Denn wenn es diesen berührt und nicht gleich an ihm verlöscht, so will ich ihm eine starke und unüberwindliche Kraft zuschreiben.“ Der Knabe ließ sich auch zu diesem Versuche bereitwillig finden, aber sobald sein Körper mit diesem Harze bestrichen war, kam sogleich eine Flamme zum Vorschein, und das Feuer ergrif ihn über und über so stark, daß selbst dem Alexander darüber bange wurde. Und wenn nicht zum Glücke die vielen mit Wasser gefüllten Badgefäße zur Hand gewesen wären, so würde man nicht zeitig genug haben Hülfe leisten können, und noch konnte man kaum den Körper des Knabens, der ganz mit Feuer umgeben war, lö-

schen. Der Knabe befand sich auch darauf sehr übel.

Einige, welche die Fabeln durch die Wahrheit aufklären wollen, *) sind der Meynung, daß es dieses Harz gewesen, womit Medea jenen durch die Tragödien berühmten Kranz und Schleyer bestrichen, **) denn das Feuer sey nicht aus den Sachen selbst von freyen Stücken entstanden, sondern erst bey der Annäherung einer Flamme sey es auf eine unmerkliche Art augenblicklich schnell entzündet worden. Und die von ferne ausgehenden Strahlen und Ausflüsse des Feuers theilen, wie sie behaupten, nur einigen Körpern Licht und Wärme mit, in denjenigen aber, welche eine spirituöse Trockenheit und dichte fette Feuchtigkeit haben, wird die Materie durch die Sammlung und Wärme der Strahlen plötzlich verwandelt. Man streitet auch über die Erzeugung dieses Harzes, ob nicht vielmehr die aus dem fetten und hitzigen Erdreich hervorquillende Feuchtigkeit das Feuer dieses Harzes verursache. ***) Denn Babylonien hat einen so hitzigen Boden, daß selbst der ausgesäete Saamen aus dem gleichsam siedenden

*) ἀναμόζοντες, anstatt des hier unschicklichen ἀνασωζοντες. S. die Anmerkung des Bryanus bey dieser Stelle.

**) Der Kranz und Schleyer, den Medea der Glauce schenkte, ist aus dem Trauerspiele des Euripides, Medea, und sonst aus der Mythologie, bekannt genug.

***) Es scheint allerdings, daß in dieser Stelle ein Satz fehlt, allein das nach Gutdünken vom Dacier angenommene Einschiebsel mag ich nicht wagen in meine Uebersetzung aufzunehmen.

Erdreiche öfters wieder herausspringt, und die Menschen wegen der Hitze auf Schläuchen, die mit Wasser gefüllt sind, schlafen. Der über dieses Land gesetzte Statthalter Harpalus, der das königliche Schloß und die daran befindlichen Alleen mit griechischen Gewächsen zieren wollte, brachte zwar die andern Gewächse fort, aber nicht den Epheu, welcher den Boden nicht vertragen konnte, und immer ausgieng, denn der Epheu will einen frischen Boden haben, und der dasige Boden war ihm zu hitzig. — Vielleicht werden selbst auch die verdrüßlichen Leser dergleichen Ausschweifungen, wenn sie mäßig angebracht sind, nicht tadeln. —

Alexander nahm darauf Susa ein. Er fand hier in dem königlichen Schlosse vierzigtausend Talente gemünztes Gold und Silber, *) eine unbeschreibliche Menge von Kleinodien, und den kostbarsten Sachen. Man traf hier auch, wie man erzehlt, fünftausend Centner von hermionischen Purpur an, der schon hundert und neunzig Jahr aufbewahrt worden war, und noch so eine frische Farbe, als wenn er ganz neu wäre, behalten hatte, wovon man zur Ursache angiebt, daß bey der Färbung zum rothen, Honig, und zum weissen, weisses Oel genommen worden sey, welches beydes auf gleich lange Zeit den reinsten Glanz erhalte. Dino meldet, daß man unter den andern in der königlichen Schatzkammer aufbewahrten Sachen auch Wasser gefunden habe, welches aus dem Nil und der

*) Ueber vierzig Millionen Rthlr. nach unserm Gelde.

Donau geholt worden sey, wodurch man die Weitläuftigkeit des persischen Gebiets und die Herrschaft über alle Völker habe anzeigen wollen.

Noch war Persis zu erobern, wohin Darius seine Flucht genommen hatte. Es war schwer, wegen der gebirgigten Gegend, da anzukommen, und die auserlesenste Mannschaft der Perser hielt diesen Ort besetzt. Alexander nahm einen kleinen Umweg dahin, und auf demselben kam ein Wegweiser zu ihm, der persisch und griechisch verstand, weil sein Vater ein Lycier und seine Mutter eine Perserin gewesen war. Die Priesterin des Apollo zu Delphos soll schon dem Alexander einmal in seiner Jugend geweissagt haben, daß ein Lycier sein Wegweiser auf dem Marsche gegen die Perser seyn würde. Bey der Eroberung dieses Platzes kam es zu einem grossen Blutvergiessen, und alle Gefangenen wurden umgebracht. Alexander schreibt selbst in einem Briefe, daß er befohlen, alle Gefangene umzubringen, weil er dieses für vortheilhaft für sich gehalten hätte. Er fand hier eine eben so grosse Menge Geld, wie zu Susa, und so viele andere Schätze und Reichthümer, daß zur Fortschaffung derselben zehntausend Paar Maulesel und fünftausend Kameele gebraucht wurden. Bey der Besichtigung der grossen Statüe des Xerxes, welche bey dem ungestümen Eindringen der macedonischen Kriegsvölker in das königliche Schloß umgestürzt worden war, blieb er eine Zeit lang stehen, und redete sie wie eine lebendige Person an. Sollen wir dich, wegen des wider die Griechen geführten Krieges hier so liegen lassen, oder wegen deiner andern großmüthigen und guten Eigenschaf-

ten wieder aufrichten? Nach einer langen stillschweigenden Ueberlegung mit sich selbst, gieng er endlich, ohne weiter was zu sagen, vorbey. — Weil es Winter war, und er seinen Soldaten eine Erholung lassen wollte, blieb er hier vier Monate im Standquartiere. — In dieser Zeit geschahe es, daß Demaratus aus Korinth, ein alter Vertrauter des Alexanders, noch von seinem Vater her, vor Freuden weinte, da er den Alexander das erstemal auf dem königlichen Throne unter dem goldenen Himmel sitzen sahe, und in die Worte ausbrach: Was für eine grosse Wonne haben diejenigen Griechen entbehren müssen, welche gestorben sind, ehe sie Alexandern auf den Thron des Darius haben sitzen sehen!

Ehe Alexander den Marsch zur weitern Verfolgung des Darius antrat, gab er noch vorher seinen Freunden ein grosses Gastmahl und eine festliche Lustbarkeit, wobey er selbst mit zugegen war, und auch das Frauenzimmer sich mit ihren Liebhabern belustigen konnte. Unter diesen befand sich die berühmte Thais, die Buhlerin des Ptolemäus, der nachher König von Aegypten wurde, eine geborne Athenienserin. Diese lobte den Alexander auf eine sehr witzige Art, und scherzte dabey mit ihm, und unter diesen lustigen Scherzen und Trinken kam sie auf einen Gedanken, der zwar dem Charakter ihres Vaterlandes ganz angemessen, für den ihrigen aber weniger schicklich war: Der heutige Tag, sagte sie, belohnt mich für alle die Beschwerlichkeiten, die ich auf meinem Herumziehen in Asien ausgestanden habe, da ich mich in der stolzen Königsresidenz von Persien belustigen kann, ich würde aber noch vergnüg-

ter seyn, wenn ich bey dieser Lustbarkeit die Wohnung des Xerxes, der Athen in Brand gesteckt hat, vor den Augen des Königs Alexanders, mit meiner Hand anzünden dürfte, damit der Ruf in alle Welt erschallte, daß Weiber in Alexanders Heere Griechenland an den Persern mehr gerächt hätten, als alle persische Feldherren und Admirale zu thun vermögend gewesen. Diese Gedanken der Thais wurden mit allgemeinem Beyfalle und Händeklatschen aufgenommen, und die ehrgeitzigen Vorstellungen und Ermunterungen der Vertrauten des Alexanders rissen ihn endlich auch dahin, daß er aufsprang, und mit einem Kranze und einer Fackel in der Hand voran gieng. Seine Gesellschaft folgte ihm in voller Lustbarkeit und Geschrey nach, und umgaben das königliche Schloß. Sobald die Macedonier davon Nachricht erhielten, kamen sie auch, voller Freuden, mit angezündeten Fackeln herbey gelaufen, denn sie hofften, daß die Anzündung und Einäscherung des königlichen Schlosses ein Zeichen sey, daß Alexander wieder nach Macedonien zurück dächte, und nicht unter den Persern seine Residenz halten würde. — Auf diese Art ist, nach dem Berichte der meisten Geschichtschreiber, diese Sache geschehen, andere behaupten, daß ein wohlüberlegter Vorsatz der Grund davon gewesen. Indessen erzehlen doch alle einstimmig, daß es Alexandern sehr bald gereuet, und er Befehl gegeben habe, den Brand zu löschen.

Er war von Natur sehr freygebig, wurde es aber bey dem Fortgange seiner grossen Eroberungen noch mehr. Und seine Freygebigkeit war mit demjenigen freundlichen Wesen begleitet, welches allein

die Geschenke vollkommen angenehm macht. Ich will nur einige Beyspiele anführen. Ariston, der Anführer der Päonier, hatte einen Feind erlegt, und brachte ihm den Kopf mit diesen Worten: König, dergleichen Geschenk wird bey uns mit einem goldenen Becher belohnt. Alexander antwortete lachend: Mit einem leeren vermuthlich, ich will ihn aber mit Wein füllen, und dirs zutrinken. Ein gemeiner macedonischer Soldat, der einen Maulesel, welcher mit königlichem Gelde beladen war, vor sich her trieb, nahm dem Thiere, das nicht mehr gut fort konnte, die Last ab, und trug sie selbst. Alexander sahe, daß es dem Soldaten sehr beschwerlich fiel, und da er sich nach der Sache erkundigt hatte, und der Soldat eben die Last ablegen wollte, sagte er zu ihm: Werde nicht müde, und trage es den übrigen Weg vollends bis in dein Zelt, und behalte es für dich. Er war überhaupt weniger mit denen zufrieden, die seine Geschenke nicht annahmen, als die ihn um etwas baten. Dem Phocion schrieb er in einem Briefe, er würde ihn nicht mehr für seinen Freund halten, wenn er seine Geschenke nicht annähme. Dem jungen Serapion, einem von denen, die mit dem Könige Ball zu spielen pflegten, hatte er nichts gegeben, weil er um nichts geberen hatte. Serapion warf darauf bey einem Ballspiele immer andern den Ball zu, und als ihn Alexander fragte: Warum wirfst du ihn denn nicht mir zu? antwortete er: Du hast mich ja nicht darum gebeten. Alexander lachte, und beschenkte ihn reichlich. Proteas, einer von den witzigen Gesellschaftern des Königs, die ihn mit Scherz zu vergnügen pflegten, schien bey ihm in

Ungnade gefallen zu seyn. Durch vieles Bitten der Freunde aber und die Thränen des Proteas selbst ließ sich Alexander wieder besänftigen, und erklärte, daß er ihm Verzeihung ertheilte. Proteas sagte darauf: Nun gieb mir aber, mein König, ein sicheres Unterpfand darüber, und Alexander befahl, ihm fünf Talente zu geben.

Wie übertrieben aber seine Freygebigkeit in Bereicherung seiner Vertrauten und der Leibwache gewesen, kann man noch aus einem Briefe der Olympias an ihn ersehen, in welchem sie ihm schreibt: „Suche auf andere Art deinen Freunden Wohlthaten zu erweisen, und deine Pracht zu zeigen. Du machst sie jetzt alle zu Könige, und verschafft ihnen viele Freunde, indem du dich der deinigen beraubst.“ Olympias schrieb ihm dergleichen Vorwürfe öfters, er hielt aber ihre Briefe immer geheim, ausser daß er ein einzigesmal dem Hephästion, der ihm gewöhnlichermassen den erbrochenen Brief überreichte, und ihn mit durchlas, es nicht verwehrte, er zog aber darauf seinen Siegelring vom Finger, und drückte ihm, zum Zeichen des Stillschweigens, gleichsam ein Siegel damit auf den Mund. Dem Sohne des Mazäus, der vornehmsten Person beym Darius, welcher eine Statthalterschaft hatte, wollte er noch eine grössere dazu geben. Dieser verbat sie aber mit dem Ausdrucke: Damals, mein König, war nur ein Darius, du aber hast viele Alexander gemacht. Dem Parmenio schenkte er das Haus des Bagoas, in welchem allein ein susianischer Kleidervorrath von tausend Talenten am Werthe sich befand. An den Antipater schrieb er, er möchte sich, wegen der Nach-

stellungen seiner Feinde, eine eigene Leibwache zu legen. Seiner Mutter schickte er immer sehr viele Geschenke, in die Regierungsangelegenheiten und den Kriegsrat aber durfte sie sich doch nicht mischen. Wenn sie ihm Vorwürfe machte, so ertrug er sie immer mit Gelassenheit. Einstmals sagte er, da er einen Brief des Antipater durchgelesen hatte, der grosse Klagen gegen sie enthielt: Antipater weiß nicht, daß eine einzige Thräne der Mutter tausend solche Briefe auslöscht.

Indessen bemerkte Alexander, daß diejenigen, die um ihn waren, sich gänzlich der Wollust und einer verschwenderischen üppigen Lebensart überliessen. Agnon, der Tejer, trug an seinen Stiefeln silberne Nägel, Leonnatus ließ zu seinen Kampfspielen auf vielen Kameelen Staub aus Aegypten holen. Philotas nahm auf die Jagd so viele Tapeten mit, daß man damit hundert Stadien belegen konnte. Viele gebrauchten beym Baden und Salben mehr kostbare Salben als Oel, und hatten eine Menge von Badebedienten und Kammerdienern bey sich. Alexander verwies ihnen diese Ausschweifungen auf eine sanfte und weise Art. Ich wundere mich, sagte er, wie Männer, die so viele und grosse Gefechte gehalten haben, sich nicht erinnern, daß diejenigen, die gearbeitet haben, viel süsser schlafen, als die Ueberwundenen, und nicht einsehen, wenn sie die Lebensart der Perser mit der ihrigen vergleichen, daß die Ueppigkeit was Sklavisches, die Arbeit aber etwas Königliches sey. Wie werden, fuhr er fort, diejenigen für ihre Pferde sorgen, und ihre Lanzen und Helme putzen, die nicht einmal zur Pflegung ihres

Leibes, welches ihnen doch das liebste ist, ihre eigene Hände gebrauchen wollen! Wißt ihr nicht, daß die Vollkommenheit des Sieges darin besteht, dasjenige nicht zu thun, was die Ueberwundenen gethan haben? Er selbst strengte sich dafür auf seinen Zügen und auch auf Jagden desto mehr an, und setzte sich allen Beschwerlichkeiten aus. Daher auch ein lacedämonischer Abgesandte, der eben dazu kam, da er einen grossen Löwen erlegte, in den Lobspruch ausbrach: Schön, Alexander! du kämpfest auch mit dem Löwen um die Oberherrschaft. Kraterus hat diese Löwenjagd durch den Lysippus, oder, wie andere sagen, durch den Leochares in Erzt abbilden, und darauf den Löwen und die Hunde dabey, und den König, wie er gegen den Löwen kämpft, und wie er, Kraterus, dem Könige zu Hülfe kommt, vorstellen, und diese Gruppe in den Tempel zu Delphos aufbewahren lassen.

Alexander fuhr also fort, sich in der Tapferkeit zu üben, und durch sich selbst andern ein Beyspiel zu geben: aber seine Freunde liessen sich durch ihren Reichthum und Stolz zur Ueppigkeit und Weichlichkeit verleiten, und waren mit den fernern Herumziehen und fortgesetzten Feldzügen Alexanders so unzufrieden, daß sie sogar wider ihn murrten, und übel von ihm sprachen. Anfänglich ertrug er das alles mit vollkommener Gelassenheit, und sagte: Es sey königlich, wohl zu thun, und sich übels nachreden zu lassen. Und auch bey den kleinsten Begebenheiten, die seinen Freunden widerfuhren, nahm er Gelegenheit, ihnen seine Hochachtung und Liebe zu bezeigen. Dem Peucestas, der von einem Bären war gebissen

wor-

worden, machte er in einem Briefe darüber Vorwürfe, daß er es andern, und nicht ihm gemeldet hätte. Schreib mir nun, setzte er hinzu, wie du dich befindest, und ob dich etwa einige von deiner Begleitung auf der Jagd verlassen haben, damit ich sie dafür strafen könne. Dem Hephästion meldete er, als sich dieser wegen gewisser Geschäfte abwesend befand, in einem Briefe, daß bey einer Jagdbelustigung mit einem Ichneumon, Kraterus in den Spieß des Perdiccas gefallen sey, und sich an den Hüften verwundet habe. Dem Arzte Alexippus, der den Peucestas von einer Krankheit curirt hatte, schrieb er deswegen einen eigenhändigen Danksagungsbrief. Bey einer Krankheit des Kraterus machte ihn ein übler Traum, den er gehabt hatte, so unruhig, daß er den Göttern für die Gesundheit seines Freundes opferte, und auch diesem befahl, ebenfalls zu opfern. Und dem Arzte Pausanias, der dem Kraterus Nieswurz eingeben wollte, schrieb er, wie sehr bekümmert er wäre, und wie diese Arzeney müsse behutsam gebraucht werden. Den Ephialtes und Kissus, die von der Untreue und Flucht des Harpalus die erste Nachricht brachten, ließ er, als falsche Angeber eines rechtschaffenen Mannes, in Fesseln legen. Bey der ertheilten Erlaubniß, daß alle Invaliden und alte Soldaten sich nach Hause begeben könnten, hatte sich ein gewisser Eurylochus, ein Aegäer, unter die Invaliden aufschreiben lassen, und man fand nachher, daß ihm nichts fehlte, und er nur, nach seinem eigenen Geständnisse, sich in eine Frauensperson, Telesippa, verliebt hatte, und diese auf ihrer Rückreise nach Hause gern begleiten wollte. Alexander erkun-

digte sich nach den Umständen dieser Person, und da er erfuhr, daß sie eine Freygeborne sey, ließ er den Eurylochus zu sich kommen. Ich will dir gern, sagte er zu ihm, bey deiner Liebe behülflich seyn, aber siehe nur zu, wie wir die Telesippa durch Vorstellungen oder Geschenke bewegen können, daß sie hier bleibe, denn da sie eine Freygeborne ist, kann man sie nicht zwingen.

Man muß sich wundern, daß er in den Briefen an seine Freunde sich oft bis auf die geringsten Dinge herab ließ. So schrieb er z. E. nach Cilicien, daß man den dahin entflohenen Sklaven des Seleucus aufsuchen sollte. Den Peucestas lobte er, daß er den Nikon, einen Sklaven des Kraterus, in Verhaft genommen hatte. Dem Megabyzus schrieb er wegen eines in einen Tempel geflüchteten Knechts, daß er, wo möglich, suchen sollte, denselben aus dem Tempel heraus zu locken, und dann zu fangen, in dem Tempel selbst aber sollte er ihn nicht anrühren. — Man erzehlt auch, daß er anfänglich bey Criminellgerichten die Hand vor das eine Ohr währender Anklage gehalten, um, wie er sagte, für den Beklagten ein uneingenommenes unpartheyisches Ohr zu behalten. Allein in der Folge wurde er durch die vielen Anklagen, die immer durch wahrhafte eingemischte Umstände das Falsche glaubwürdig machten, strenger. Und da er auch von sich selbst viele üble Nachreden erfuhr, so verlor er endlich seine gemäßigte Denkungsart, und wurde hart und unerbittlich, denn er schätzte seinen Ruhm höher als sein Leben und sein Königreich.

Er war schon wieder auf dem Marsche gegen

den Darius, um ihn nochmals eine Schlacht zu liefern, als er die Nachricht erhielt, daß Bessus den Darius gefangen genommen, worauf er die Thessalier wieder nach Hause schickte, und sie, außer ihrer Löhnung, mit zweytausend Talenten beschenkte. Der Marsch, auf welchem er den Darius verfolgte, war sehr lang und beschwerlich, und er legte auf denselben binnen eilf Tagen zu Pferde dreytausend und dreyhundert Stadien zurück. Die meisten von seinem Corps wurden, besonders wegen Mangels am Wasser, äußerst ermattet. Einige Macedonier hatten sich in Schläuchen auf Maulesseln Wasser aus einem Flusse geholt. Wie sie sahen, daß Alexander am heissen Mittage vor Durste schmachtete, füllten sie geschwind einen Helm mit Wasser, und brachten ihm denselben. Er fragte sie, für wen sie das Wasser geholt hätten? — Für unsere eigene Kinder, sagten sie, aber sollten auch diese umkommen, so wollen wir schon wieder andere bekommen, wenn du nur lebst. Alexander nahm den Helm mit dem Wasser in die Hand, wie er aber gewahr wurde, daß alle Reuter neben ihm die Köpfe hiengen, und nach dem Wasser hinblickten, gab ers wieder zurück, ohne zu trinken, lobte den Eifer der Leute, die ihm das Wasser angeboten hatten, und sagte: Wenn ich allein trinken wollte, so würden diese hier allen Muth verlieren. Die Reuter, die diese Enthaltsamkeit und erhabne Gesinnung Alexanders sahen, schrien ihm sogleich zu, er solle sie nur getrost immer weiter fortführen, und spornten ihre Pferde an, wir sind nicht ermattet, sagten sie, wir sind auch nicht durstig,

ja wir halten uns für gar nicht sterblich, so lange wir einen solchen König haben.

Obgleich alle so eifrig und bereitwillig waren, so sollen doch nicht mehr als sechzig Mann mit ihm bis ins feindliche Lager eingedrungen seyn. Sie giengen die erstaunliche Menge von Gold und Silber, die sie hier liegen fanden, und die vielen Wagen, die voll Weiber und Kinder, und ohne Fuhrmann waren, vorbey, und auf die vordersten Haufen los, wo sie den Darius anzutreffen hofften. Sie fanden ihn auch endlich mit Mühe, voller Wunden an seinem ganzen Körper, auf seinen Wagen liegend. Er wollte eben den Geist aufgeben, bat sich aber noch etwas frisches Wasser zu trinken aus, und sagte zum Polystratus, der es ihm gab: Freund, das ist der höchste Grad meines vielen Unglücks, daß ich eine Wohlthat empfange, die ich nicht wieder vergelten kann: aber Alexander wird sie dir vergelten, und dem Alexander werden die Götter die Großmuth vergelten, die er meiner Gemahlin und Mutter und Kindern erwiesen hat, ich reiche ihm durch dich hier meine rechte Hand. Nach diesen Worten ergrif Darius die Hand des Polystratus, und starb sogleich.

Alexander bezeugte, wie er hinkam, über das Unglück dieses Königs sein Mitleid, zog seinen eignen Oberrock aus, und bedeckte den Körper damit. Er bekam auch in der Folge den Königsmörder Bessus in seine Gewalt, und ließ ihn auf diese Art hinrichten, daß die Spitzen von zwey graden Bäumen heruntergezogen wurden, an beyde Spitzen wurde der Körper des Bessus angebunden, darauf ließ man beyde Bäume wieder in die Höhe fahren, die dann

den Bessus in zwey Stücke zerrissen. Den Leichnam des Darius ließ Alexander mit königlicher Pracht schmücken, und schickte ihn seiner Mutter zu, und den Bruder des Darius, Exathres, nahm er unter seine vornehmsten Hofbedienten auf.

Hierauf zog Alexander mit dem besten Theile seiner Truppen nach Hyrkanien. Er sahe hier einen Meerbusen, welcher ihm so groß, als der vom pontischen Meere, zu seyn schien, aber süsseres Wasser hatte, als das Meer zu haben pflegt. Er konnte keine sichere Kenntniß von dieser See einziehen, und hielt sie daher für einen Arm der mäotischen See. Aber die Naturforscher hatten schon viele Jahre vor Alexanders Feldzuge die wahre Beschaffenheit gewußt, und bemerkt, daß von dem grossen Weltmeere vier Meerbusen im festen Lande herkämen, von denen die so genannte hyrkanische, oder kaspische See der nördlichste wäre. In dieser Gegend überfiel unvermuthet ein Schwarm Barbaren diejenigen, die den Bucephalus führten, und nahmen ihn weg. Alexander wurde darüber so aufgebracht, daß er durch einen Herold drohen ließ, alle Barbaren mit ihren Weibern und Kindern umbringen zu lassen, wenn sie ihm sein Pferd nicht wiederschaften. Sie brachten ihm darauf das Pferd wieder, und ergaben sich ihm mit allen ihren Städten. Er erwies sich ihnen sehr gnädig, und gab sogar denen, die das Pferd genommen hatten, ein Geschenk als ein Lösegeld.

Von da zog er nach Parthien. Hier fieng er zuerst an, bey der Ruhe, die er damals hatte, die ausländische Tracht anzulegen, weil er entweder das

grosse Mittel, fremde neue Unterthanen durch Annehmung ihrer Gebräuche und Sitten sich geneigter zu machen, nutzen, oder einen Versuch machen wollte, die Macedonier durch diese veränderte Lebensart und Kleidung nach und nach zum Niederfallen vor ihm, nach persischem Gebrauche, zu gewöhnen. Doch nahm er nicht die ganze medische Tracht an, die gar zu fremd und auffallend war, und bediente sich weder der Hosen, noch des Oberrocks, noch der medischen Tiare, sondern er trug eine Kleidung, die sehr gut aus der persischen und medischen Tracht zusammengesetzt, nicht so stolz wie jene, und etwas prächtiger, als diese war. Anfänglich trug er diese Kleidung nur in seiner Wohnung, im Umgange mit seinen Hofbedienten, und wenn er mit den Barbaren zu thun hatte, nachgehends zeigte er sich auch in derselben öffentlich, und bey Audienzen. Den Macedoniern war dieser Anblick nicht angenehm, aber die Hochachtung wegen seiner andern grossen Eigenschaften machte, daß sie glaubten, sie müßten seiner Eitelkeit und seinem Vergnügen auch einige Befriedungen zugestehen, zumal da er sich übrigens immer noch als Held zeigte, und erstlich kurz vorher mit einem Pfeile an den Schenkel so verwundet worden war, daß man ein Stück Knochen hatte herausnehmen müssen, auch mit einem Steine eine Wunde am Halse bekommen hatte, daß er lange Zeit sein Gesicht nicht brauchen konnte. Er schonte sich, dieser Zufälle ohnerachtet, in keiner Gefahr, wie er denn über den Fluß Orexarthes, den er für den Tanais hielt, setzte, die Scythen schlug, und sie hun-

dert Stadien weit verfolgte, ob er gleich damals die Diarrhoee hatte.

Viele Geschichtschreiber, als Klitarchus, Polykritus, Onesikritus, Antigenes und Ister erzehlen, daß auf diesem Zuge die Königin der Amazonen zu ihm gekommen sey. Andre hingegen, Aristobulus, Chares aus Theangela, *) Ptolemäus, Antiklides, Philo aus Theben, und Philippus aus Theangela, ingleichen Hekatäus aus Eretrea, Philippus aus Chalcedon, und Duris aus Samos halten dieses insgesammt für eine Fabel. Und Alexander selbst scheint ihre Meynung zu bestätigen. Denn er gedenkt in einem Briefe an den Antipater, in welchem er alle Umstände genau meldet, und daß ihm der scythische Fürst seine Tochter zur Gemahlin angeboten habe, nicht im geringsten einer Amazone. Man erzehlt auch, daß lange Zeit darnach, als Onesikritus dem Lysimachus, welcher König geworden war, das vierte Buch seiner Geschichte vorgelesen, in welchem er von dieser Amazone erzehlt, Lysimachus lächelnd gesagt habe: Wo mag ich denn wohl damals gewesen seyn? Es ist aber für Alexanders Ruhm wenig daran gelegen, ob man diese Erzehlung glaubt, oder für ein Mährchen hält.

Weil Alexander besorgte, daß die Macedonier zur Fortsetzung seiner Feldzüge nicht geneigt seyn möchten, so ließ er die andern Truppen in den Provinzen, wo sie standen, und wandte sich an die auserlesensten Völker, die er bey sich in Hyrkanien hatte, deren Anzahl sich auf zwanzigtausend Mann zu

*) Θεαγγελεὺς anstatt ἰσαγγελεὺς. S. die Anmerkung des Dacier bey dieser Stelle.

Fuß, und dreytausend zu Pferde belief. Die Barbaren, sagte er zu ihnen, haben uns bisher gleichsam nur im Traume gesehen: wenn wir jetzt, da wir Asien bloß in Unruhe gesetzt, wieder wegziehen, werden sie uns sogleich, wie feigen Weibern, wieder nachsetzen. Doch ich will allen denen, die dazu Lust haben, die Erlaubniß geben, nach Hause zu gehen, aber öffentlich vor jedermann bezeugen, daß die Macedonier, eben da ich im Begriffe war, die ganze Welt mit ihnen zu erobern, mich nebst meinen Freunden und Freywilligen verlassen haben. Eben dieses meldet er in einem Briefe dem Antipater fast mit denselbigen Worten, und setzt hinzu, daß nach dieser seiner Anrede alle Truppen einmüthig geschrieen hätten, sie wollten ihm folgen, in welche Gegend der Welt er sie auch führen würde. Da der Versuch bey diesem Theile der Truppen so glücklich gerathen war, machte es ihm nicht viel Mühe, auch die übrigen zu gewinnen, welche sich leicht entschlossen, ihm zu folgen.

Nun fieng er an, immer mehr von der Lebensart der Asiaten anzunehmen, und auch sie immer mehr den macedonischen Sitten zu nähern, durch welche wechselseitige Theilnehmung und Temperatur er sich mehr Liebe und seinen Staaten mehr Grundbevestigung zu verschaffen hoffte, als er durch Gewalt bey seiner weiten Entfernung hätte ausrichten können. Er ließ daher auch dreyßigtausend auserlesene Knaben auf griechische Art unterrichten, und die macedonischen Kriegsübungen lernen, wozu er viele Lehrmeister bestellte.

Seine Vermählung mit der Roxane, in deren

jugendliche Schönheit er sich bey der Lust eines Gastmahls verliebt hatte, war zwar ein Werk der Liebe, sie schien aber auch zugleich zu seinem vorgesetzten Plane ein gutes Mittel zu seyn. Denn diese ausländische Verbindung flößte den Barbaren Zutrauen ein, und sie liebten den Alexander um desto mehr, da sie seine Keuschheit auch hierinnen bewundern mußten, daß er das einzige Frauenzimmer, welches seine Neigung gewonnen hatte, nicht auf andre, als die gesetzmäßige Art der Ehe, berühren wollte.

Weil er sahe, daß von seinen vornehmsten Vertrauten Hephästion am meisten seine angenommene ausländische Lebensart billigte, und sich ihm gleich betrug, Kraterus aber den vaterländischen Gebräuchen strenge anhieng; so ertheilte er immer durch jenen den Asiaten, und durch diesen den Griechen und Macedoniern seine Befehle; und überhaupt hatte er gegen jenen die meiste Liebe, und gegen diesen die meiste Hochachtung. Er sagte auch öfters, so wie er wirklich dachte: Hephästion liebt den Alexander, Kraterus aber liebt den König. Daher waren diese beyden Lieblinge auch immer einander heimlich gram, und geriethen öfters aneinander. Einmal wurden sie in Indien gegen einander so heftig aufgebracht, daß sie zum Degen griffen, und ihre beyderseitigen Freunde kamen dabey zu Hülfe. Aber Alexander eilte noch zur rechten Zeit herbey, und schalt den Hephästion deswegen öffentlich aus, wobey er sagte: Hephästion sey ein dummer, unsinniger Mensch, wenn er nicht einsähe, daß er ohne dem Alexander, und wenn ihm dieser geraubt wäre, gar nichts sey. Er gab aber auch nachher dem Kraterus in der Stille einen

bittern Verweis, und söhnte beyde wieder mit einander aus, schwur aber auch zugleich beym Jupiter Ammon, und allen andern Göttern, daß, so gewiß er sie beyde unter allen Menschen am meisten liebte, er, sobald er wieder erführe, daß sie Streitigkeiten mit einander anfiengen, entweder beyde, oder den, der angefangen hätte, würde hinrichten lassen. Daher sie auch in der Folge beyde einander, auch nicht einmal im Scherze, das geringste zuwider thaten.

Philotas, des Parmenio Sohn, hatte sich bey den Macedoniern in ein sehr grosses Ansehn gesetzt. Er war ein tapferer, unermüdeter Officier, und dabey so freygebig, und seinen Freunden so ergeben, wie nächst dem Alexander ausser ihm kein Mensch. Man erzehlt, daß er auf die Bitte eines seiner Freunde, ihm Geld zu geben, sogleich seinen Rentmeister Befehl ertheilt, es ihm auszuzahlen, und da dieser eingewandt, daß jetzo eben kein Geld vorhanden wäre, habe er geantwortet: Wie? hast du keinen Becher und kein Kleid? Er betrug sich aber bey seinem Reichthume verschwendrisch und stolz, und führte überhaupt eine prächtigere Lebensart und Hofstaat, als es sich für einen Privatmann schickte, zeigte seine Hoheit und seinen Stolz auch nicht auf eine geschickte Art, sondern auf eine unhöfliche grobe Weise, wodurch er sich so viel Haß und Neid zuzog, daß auch sein Vater Parmenio einstmals zu ihm sagte: Mein Sohn, führe dich etwas geringer auf. Beym Alexander stand er schon seit langer Zeit im üblen Verdachte. Denn als die feindliche Bagage zu Damascus, nach dem Siege über den Darius in Cilicien, weggenommen wurde, befand sich unter

den vielen Gefangenen, die ins Lager gebracht wurden, ein artiges und schönes Frauenzimmer, aus Phydna gebürtig, mit Namen Antigone. Diese nahm Philotas zu sich, und ließ sich gegen diese Buhlerin beym Weine, unter andern jugendlichen Prahlereyen von seinen kriegrischen Thaten, mit so vieler Frechheit aus, daß er die vornehmsten Heldenthaten sich und seinem Vater zuschrieb, den Alexander aber einen Knaben nannte, der durch sie beyde bloß seinen Ruhm und seinen Glanz erhielte. Diese Reden theilte Antigone einem ihrer Vertrauten mit, der, wie gewöhnlich, sie wieder einem andern anvertraute, bis es Kraterus erfuhr, welcher die Antigone heimlich vor den Alexander brachte. Alexander befahl ihr, nachdem er sich alles erzehlen lassen, mit dem Philotas den bisherigen Umgang fortzusetzen, und alles, was sie von ihm erführe, ihm selbst sogleich zu hinterbringen. Philotas, welcher nicht wußte, wie man ihm auflauerte, fuhr fort, in seinen Gesprächen mit der Antigone, aus Prahlerey und Haß gegen den König, viele unschickliche Reden zu führen. Alexander hielt gleichwohl, bey diesen starken Beweisen gegen den Philotas, noch an sich, weil er sich entweder auf des Parmenio Treue verließ, oder vor beyder Macht und Ansehn sich fürchtete.

Inzwischen unternahm ein gewisser Limnus, *) aus Chalästra, gegen den Alexander einen gefährlichen Anschlag, welchen er einem gewissen jungen Men-

*) Es muß wohl Dymnus heissen, wie Diodor und Curtius diesen Menschen nennen. Ueberhaupt scheinen in dieser Erzehlung die Namen sehr verfälscht zu seyn.

schen, Nikomachus, den er liebte, entdeckte, und ihn bat, daran Theil zu nehmen. Nikomachus aber wollte daran keinen Theil nehmen, sondern entdeckte die Sache vielmehr seinem Bruder Balinus. *) Dieser gieng zum Philotas, und verlangte, daß er ihn mit seinem Bruder zum Alexander führen sollte, weil sie ihm etwas wichtiges und nothwendiges entdecken müßten. Philotas aber verweigerte ihnen, es ist ungewiß, was ihn dazu bewogen, den Zugang zum Könige, unter dem Vorwande, daß der König jetzt wichtigere Geschäfte vorhätte. Nachdem die beyden Brüder es wiederum vergeblich versucht, und nun zweymal abgewiesen worden waren, schöpften sie gegen den Philotas Verdacht, und wandten sich an einen andern, **) durch welchen sie auch vor den König gelangten, und ihm zuerst die Verrätherey des Limnus entdeckten, darauf mit einfliessen liessen, daß Philotas ihnen zweymal den Zugang zum Könige verweigert habe. Dadurch wurde Alexander äusserst erbittert, und da derjenige, der den Limnus gefangen nehmen sollte, ihn wegen bewiesener Gegenwehr niedergestochen hatte, wurde er noch mehr bestürzt, weil er sahe, daß ihm nun die Anzeigen zu einer weitern Untersuchung der Verrätherey entgangen waren. Seine Erbitterung gegen den Philotas machte diejenigen, die ihn längst haßten, von neuem rege, welche nun öffentlich sagten, der Kö-

*) Cebalinus nennen ihn Diodor und Curtius.

**) Metron hieß der Mann, wie ihn Curtius nennt, und in einigen Handschriften findet sich auch die sehr wahrscheinliche Leseart Μέτρονα für ἕτερον.

nig müßte sehr dumm seyn, wenn er glaubte, daß ein schlechter Mensch aus Chalästra für sich allein ein so kühnes Verbrechen hätte unternehmen sollen, dieser sey nur der Diener, oder vielmehr das Werkzeug einer weit grössern Person gewesen, man müsse die Verrätherey bey denen suchen, welchen am meisten daran gelegen gewesen, daß sie verborgen bliebe. Durch solche Reden und eingeflößten Verdacht öffneten sie des Königs Ohren zur Anhörung von tausend Beschuldigungen des Philotas, bis er endlich in Verhaft genommen, und vor ein peinliches Gericht gezogen wurde. Die Freunde des Königs waren bey der Untersuchung zugegen, er selbst aber stand hinter einem Vorhange, und hörte heimlich mit zu. Und hier soll er auch, da Philotas den Hephästion flehentlich und ganz niederträchtig um seine Fürsprache bat, sich des Ausdrucks bedient haben: Du bist so unmännlich feigherzig, Philotas, und unternahmst doch eine so freche That.

Gleich nach der Hinrichtung des Philotas schickte Alexander nach Meden, wo sich Parmenio befand, und ließ auch diesen hinrichten, einen Mann, der dem Philippus viele wichtige Dienste geleistet, der der einzige oder doch vornehmste unter den alten Freunden Alexanders gewesen war, welcher ihn zum Feldzuge nach Asien ermuntert hatte, der von seinen drey Söhnen, die er mit in diesen Krieg genommen, zwey vorher verloren hatte, und jetzt mit dem dritten selbst hingerichtet wurde. — Diese Begebenheit setzte viele von Alexanders Freunden in Furcht, besonders den Antipater, welcher mit den Aetoliern eine geheime Verbindung eingieng, die sich

vor Alexanders Rache wegen der Zerstörung der Stadt Oeniaä fürchteten. Denn Alexander hatte, auf die erhaltene Nachricht von der Zerstörung dieser Stadt gesagt: Nicht die Kinder der Oeniaden, sondern ich selbst will deswegen an den Aetoliern Rache nehmen.

Nicht lange darauf erfolgte der Vorfall mit dem Clitus, welcher so bloß an sich selbst betrachtet noch härter als das Verfahren gegen den Philotas zu seyn scheint; wenn man aber die Ursache und die Umstände dabey erwägt, so sieht man ein, daß der König dabey nicht nach einem überlegten Vorsatze, sondern mit einer unglücklichen Uebereilung handelte, und seine Hitze und Trunkenheit zu dem unglücklichen Geschicke des Clitus Gelegenheit gab. *) Die Sache ereignete sich auf folgende Weise. Man brachte Alexandern vom Meere her griechische Früchte, die so schön und frisch waren, daß sie ihm ungemein gefielen, und er ließ den Clitus rufen, um sie ihm zu zeigen, und welche davon mitzutheilen. Clitus, der eben opferte, verließ sein Opfer und gieng zum Könige. Es folgten ihm drey von den zum Opfer besprengten Schafen nach. Der König befragte über diesen Zufall, sobald er ihn erfuhr, die Wahrsager Aristander und Kleomantes aus Lacedämon, und da

*) Eigentlich: „Und seine Hitze und Trunkenheit dem feindlichen Dämon des Clitus nur den Vorwand zum Unglücke des Clitus gab.“ Nach den Religionsideen der alten Griechen, nach welchen die Dämonen das Glück und Unglück der Menschen verursachten, und eben dadurch will Plutarch den Alexander gewissermassen entschuldigen.

sie es für eine böse Vorbedeutung ausgaben, befahl er sogleich für den Clitus zu opfern, denn er hatte selbst drey Tage vorher einen seltsamen Traum gehabt. Es hatte ihm nämlich geträumt, daß Clitus in einem schwarzen Kleide, zwischen den todten Söhnen des Parmenio säße. — Clitus wartete das Ende seines Opfers nicht ab, sondern eilte zur Tafel des Königs, welcher dem Castor und Pollux geopfert hatte.

Bey der Tafel wurde unter starkem Trinken ein Gedicht von einem gewissen Pranichus, oder wie andre sagen, Pierio, abgesungen, welches einige, vorher von den Barbaren geschlagene, macedonische Feldherren verspottete. Die ältesten von den gegenwärtigen Freunden Alexanders waren darüber unwillig, und schalten auf den Dichter und den Sänger, aber Alexander fand mit einigen andern von seinen Freunden daran Gefallen, und befahl, das Gedicht vollends auszusingen. Clitus, der schon betrunken, und von Natur ein rauher, eigensinniger Mann war, bezeigte am meisten seinen Unwillen, und sagte: Es sey nicht artig, daß die Macedonier in Gegenwart der Barbaren und Feinde, die sie doch, auch wenn sie unglücklich wären, weit übertrafen, sollten verspottet werden. Alexander sagte darauf: Clitus vertheidige sich selbst, da er die Feigherzigkeit ein Unglück nenne. Sogleich stand Clitus auf, und sagte: Und eben diese meine Feigherzigkeit hat dich Göttersohn gerettet, als du dem gezogenen Schwerdte des Spithridates entflohest, und durch das Blut und die Wunden der Macedonier bist du so groß geworden, daß du den Philippus nicht

mehr für deinen Vater erkennest, und dich für einen Sohn des Jupiter Ammon ausgiebst. Alexander wurde dadurch erbittert. Böswicht, sagte er, glaubst du, daß dir dergleichen Reden von mir, die du schon allenthalben geführt, und damit die Macedonier unruhig gemacht hast, Vortheil bringen sollen? — O, sagte Clitus, wir geniessen jetzt schon grosse Vortheile, da wir solche Belohnungen für unsre ausgestandnen Beschwerlichkeiten erhalten. Wir preisen diejenigen glücklich, die gestorben sind, ehe sie die Macedonier mit medischen Ruthen gezüchtigt, und die Perser um den Zutritt beym Könige bitten sahen. Die andern von der Gesellschaft standen bey diesen freyen Reden des Clitus auf, und verwiesen sie ihm, und die ältesten suchten die Unruhe zu stillen, Alexander aber wandte sich zum Kardianer Xenodochus, und zum Artemius aus Kolophon, und sagte: Ist es nicht wahr, die andern Griechen wandeln unter den Macedoniern wie Halbgötter unter wilden Thieren? Clitus ließ inzwischen nicht nach, und sagte: Alexander mag nur alles herausſagen, was ihm beliebt, und nicht mehr freye Leute, die ohne Zurückhaltung reden, an seine Tafel ziehen, sondern mit Barbaren und Sklaven umgehen, die seinen persischen Gürtel und weissen Rock anbeten. Diese Ausdrücke konnte Alexanders Hitze nicht mehr ertragen: er warf einen von den vor ihm liegenden Aepfeln dem Clitus an den Kopf, und wollte nach seinem Degen greifen. Aber einer von der Leibwache, Aristophanes, war ihm schon zuvorgekommen, und hatte ihm den Degen weggenommen, und die andern hielten ihn zurück, und baten ihn, sich zu mäßigen

ßigen. Er sprang aber auf, und schrie auf macedonisch, daß seine Waffenträger kommen sollten, welches das Zeichen bey einem Tumulte war, und befahl auch dem Trompeter, Lärmen zu blasen, und schlug ihn, da er es nicht thun wollte. Dieser Trompeter bekam aber nachgehends grosses Lob, daß er das ganze Lager nicht in Unruhe gebracht hatte. Den Clitus, der noch gar nicht nachlassen wollte, brachten seine Freunde mit Mühe aus dem Zimmer. Er kam aber wieder zu einer andern Thüre herein, und sang mit vieler Frechheit die Stelle aus der Andromache des Euripides, welche sich mit diesen Worten anfängt: Ach, wie übel gehts in Griechenland her! *) worauf Alexander einem seiner Trabanten die Lanze aus der Hand riß, und den Clitus, der eben den Vorhang vor der Thüre wegzog, und auf ihn zu trat, damit durch den Leib stieß, der auch gleich mit einem Seufzer und Knirschen niederfiel. Alexander verlor nun auf einmal seinen Zorn, und kam wieder zu sich selbst. Er sahe, daß alle seine Freunde um ihn herum wie verstummt standen. Er wollte den Spieß aus dem todten Körper wieder herausziehen, und sich selbst damit ermorden, wurde aber von seinen Leibtrabanten abgehalten, welche

*) V. 693. der Andromache des Euripides. Plutarch führt nur den Anfang dieser Stelle an, und die nachfolgenden Worte, (in welchen Peleus dem Menelaus vorwirft, daß er und sein Bruder Agamemnon sich die Ehre der Heldenthaten nur zueigneten, die den andern Griechen gehörte) waren es eigentlich, die den Alexander so sehr erbitterten.

ihm in die Hände fielen, und ihn mit Gewalt in sein Schlafzimmer brachten.

Die ganze Nacht und den folgenden Tag brachte Alexander mit Klagen und Heulen zu, bis er endlich ganz ermattet stumm liegen blieb, und nur immer tiefe Seufzer hören ließ. Seine Freunde, die dieser stumme Schmerz besorgt machte, giengen endlich mit Gewalt in sein Zimmer. Der andern ihre Tröstungen wollte er gar nicht anhören, bis Aristander, der Wahrsager, ihn an die Erscheinung, die er vom Clitus im Traume gehabt hatte, und an die üble Vorbedeutung bey dem Opfer erinnerte, und ihm dadurch bewies, daß der Tod des Clitus längst durchs unvermeidliche Verhängniß bestimmt gewesen sey. Darauf schien sich Alexander etwas zu fassen. Man schickte deswegen den Philosophen Kallisthenes, der ein Anverwandter des Aristoteles war, und den Anaxarchus aus Abdera zu ihm. Kallisthenes suchte durch moralische Gründe und sanfte Vorstellungen, die er durch bescheidne Umwege vortrug, den König von seiner Betrübniß abzuwenden. Anaxarchus hingegen, der vom Anfange an seinen eignen Weg in der Philosophie gegangen war, und seine Mitschüler mit stolzer Geringschätzung zu betrachten geschienen hatte, schrie, sobald er ins Zimmer getreten war: Ist das der Alexander, auf den die ganze Welt ihre Augen richtet? der hier liegt, und weint, wie ein Sklave, und sich vor den Gesetzen und dem Tadel andrer Menschen fürchtet, da er selbst ihnen Gesetz und Regel der Gerechtigkeit seyn sollte, wenn er anders gesiegt hat, um zu herrschen, und zu befehlen, und nicht eitlen Meynungen unterthan zu

seyn? Weißt du nicht, sagte er, daß Jupiter deswegen die Strafrache und die Gerechtigkeit zu seinen Beysitzern hat, um dadurch anzuzeigen, daß alles, was der Herrscher thut, entweder gerecht, oder billig sey? Durch solche Vorstellungen minderte Anaxarchus zwar die Betrübniß des Königs, machte den Charakter desselben aber noch weit übermüthiger und ungerechter, ob er sich gleich selbst dadurch ganz ungemein beliebt, und den Umgang des Kallisthenes, der ohnehin wegen seines finstern Wesens unangenehm war, verhaßt machte. — Es fiel einstmals bey der Tafel das Gespräch auf die Witterung und das Klima der Gegenden, und Kallisthenes stimmte der Meynung derjenigen bey, welche behaupteten, daß das Klima in den dasigen Gegenden viel kälter und rauher als in Griechenland wäre. Da Anaxarchus mit vielem Eifer das Gegentheil behauptete, so sagte endlich Kallisthenes zu ihm: Du mußt nothwendig zugeben, daß diese Länder kälter als die griechischen sind, denn in Griechenland brachtest du den Winter unter der Bedeckung eines Mantels zu, und hier liegst du, mit drey Madrazen eingehüllt. Dadurch wurde Anaxarchus noch mehr erbittert.

Kallisthenes zog sich auch den Haß der andern Sophisten und Schmeichler zu, da er sowohl von den jungen Leuten wegen seiner Beredtsamkeit geehrt, als von den alten wegen seiner regelmäßigen, anständigen und genügsamen Lebensart geliebt wurde, wodurch er auch sein Vorgeben bewies, daß er dem Alexander aus keinem andern Grunde so weit nachfolgte, als um seine Mitbürger wieder in ihr Va-

terland zurückzuführen, und seine Vaterstadt wieder in den vorigen Zustand herzustellen. *) Er gab aber auch ausser dem Neide, den ihm sein Ansehn zuzog, bisweilen selbst zu üblen Urtheilen von sich Anlaß, da er öfters die Einladung zur königlichen Tafel ausschlug, und wenn er sich an derselben befand, durch sein ernsthaftes Stillschweigen zu erkennen gab, daß ihm das, was dabey vorgieng, mißfiele. Deswegen sagte Alexander von ihm: Ich hasse den Weisen, der für sich selbst nicht weise ist.

Er bekam einstmals, wie man erzehlt, als er sich in grosser Gesellschaft an der königlichen Tafel befand, den Befehl, beym Trunke eine Lobrede auf die Macedonier zu halten. Und er führte diese Materie mit einer solchen Beredtsamkeit aus, daß die Anwesenden aufstanden, ihm Beyfall zuklatschten, und eine Menge Kränze auf ihn warfen. Alexander aber sagte, es sey dem Euripides zufolge **) keine grosse Kunst, über einen schönen Gegenstand eine schöne Rede zu halten. Zeige nun, sagte er zum Kallisthenes, die Stärke deiner Beredtsamkeit in einer Rede, worinnen du die Macedonier tadelst, damit sie durch die Kenntniß ihrer Fehler sich bessern lernen. Darauf hielt Kallisthenes über das Gegentheil seiner vorigen Materie eine Rede, in welcher

*) Er war aus Olynth, welche Stadt vom Philippus zerstört wurde. Es ist ungewiß, ob Alexander sie wieder aufbauen lassen. Zu Ciceros Zeiten befand sie sich wieder in einem blühenden Zustande. S. Moses du Soul bey dieser Stelle.

**) Vid. Euripid. Bacch. vers. 266. sq.

er unter vielen andern dreisten Tadeln der Macedonier auch zeigte, daß bloß die Uneinigkeit der Griechen der Grund von der vermehrten Macht des Philippus gewesen wäre, und bediente sich dabey des bekannten Verses: — Im Aufruhr gelangt auch ein Bösewicht öfters zur Ehre. — Worüber die Macedonier einen bittern Haß auf ihn warfen, und Alexander sagte: Kallisthenes hat nicht sowohl von seiner Beredtsamkeit, als von seiner Feindseligkeit gegen die Macedonier einen Beweis gegeben. — Diese Begebenheit soll, nach dem Hermippus, Stroibus, der Leser des Kallisthenes, dem Aristoteles erzehlt haben, und Kallisthenes soll, wie er die Ungnade des Königs gemerkt, als er nach Hause gekommen, zwey oder dreymal zu sich selbst gesagt haben: — Auch Patroklus kam um, ein Mann weit besser als du. *) — Aristoteles scheint also nicht unrecht geurtheilt zu haben, daß Kallisthenes zwar ein grosser und starker Redner sey, daß es ihm aber am Verstande mangle.

Inzwischen wandte doch Kallisthenes dadurch, daß er sich der Anbetung des Alexanders auf eine standhafte und eines Philosophen würdige Weise widersetzte, und den Unwillen darüber öffentlich bezeigte, den die besten und ältesten Macedonier nur in der Stille äusserten, von den Griechen eine grosse Schande ab, und vom Alexander eine noch größre. Allein, indem er ihn mehr durch strenge Urtheile als durch überredende Vorstellungen von der Anbetung

*) Es ist der 107. Vers des 21. B. der Iliade. S. Moses du Soul bey dieser Stelle.

abzuhalten suchte, beförderte er dadurch seinen eigenen Untergang. Nach der Erzehlung des Chares aus Mitylene, reichte Alexander bey einem Gastmahle einem seiner Freunde eine Opferschale, und trank sie ihm zu. Dieser nahm sie an, wandte sich gegen den Altar, und trank aus der Schale, betete darauf den Alexander an, und küßte ihn alsdenn, worauf er wieder an seinen Platz gieng. Die andern alle folgten diesem Beyspiele, ausser dem Kallisthenes, welcher die Schale austrank, und zum Könige, der nicht Achtung gab, und mit dem Hephästion sprach, hingieng, um ihn zu küssen. Aber Demetrius, mit dem Zunamen Phido, sagte zum Könige: Laß dich nicht von ihm küssen, denn er ist der einzige, der vor dir nicht niedergefallen ist. Worauf auch Alexander sich vom Kallisthenes wegwandte, und dieser sagte ganz laut: Ich gehe also mit einem Kusse weniger an meinen Platz.

Bey der Ungnade, die der König deswegen auf ihn warf, fand Hephästion zuerst mit seiner Beschuldigung Beyfall, daß ihm Kallisthenes versprochen hätte, vor dem Könige niederzufallen, und sein Versprechen gebrochen hätte. Darauf verläumdeten ihn auch Lysimachus und Agnon, und sagten, der Sophist wandle so stolz einher, als wenn er die monarchische Regierung aufheben wollte, und es hiengen sich eine Menge junge Leute an ihn, und betrachteten ihn als den einzigen freyen Menschen unter vielen tausenden. Daher fanden auch in der Folge, bey der Entdeckung der Verrätherey des Hermolaus gegen den Alexander, die Beschuldigungen wider den Kallisthenes Wahrscheinlichkeit, und man

gab unter andern an, daß er dem Hermolaus, auf die Frage, wie er berühmt werden könne? geantwortet habe: Wenn du den Allerberühmtesten umbringst. Er habe auch sogar den Hermolaus zu seiner Frevelthat ermuntert, und ihm gesagt, „er solle sich vor einem goldnen Bette nicht fürchten, sondern bedenken, daß er auf einen Menschen zugienge, der so gut, wie andre, krank und verwundet werden könnte.“ Indessen sagte doch niemand aus dem Complote des Hermolaus, auch nicht auf der Folter, etwas wider den Kallisthenes aus, und Alexander selbst meldet in den gleich darauf an den Kraterus, Attalus, und Alcetas abgelassenen Briefen, daß die jungen Leute unter der Tortur bekannt, sie hätten das Verbrechen vor sich selbst unternommen, und hätten weiter keine Mitschuldigen. Aber in einem spätern Briefe an den Antipater beschuldigt er doch den Kallisthenes: „Die jungen Verräther, schreibt er, sind von den Macedoniern gesteinigt worden: den Sophisten aber will ich selbst bestrafen, und auch diejenigen, die ihn zu mir geschickt, und die in ihren Städten die Verräther gegen mich aufnehmen.“ Mit welchen Worten er nicht undeutlich auf den Aristoteles zielte, denn Kallisthenes war vom Aristoteles wegen der Verwandtschaft, als seiner Schwester Hero Sohn, auferzogen worden. Nach einigen hat Alexander den Kallisthenes aufhenken lassen, nach andern ist er im Gefängnisse an einer Krankheit gestorben. Chares erzehlt, er habe sieben Monate lang in Ketten gefesselt gesessen, um vor einem Gerichte, in Beyseyn des Aristoteles, verurtheilt zu werden, sey aber zu eben der Zeit, da

Alexander bey Malla Oxydraka verwundet worden, in Indien vor Fettigkeit und an der Läuseſucht geſtorben. Dieß geſchahe in den ſpätern Zeiten.

Noch vor dieſer Zeit kam der ſchon alte Demaratus aus Korinth an, den die groſſe Begierde, den Alexander noch einmal zu ſehen, ſo weit getrieben hatte. Er ſagte, wie er den Alexander ſahe, diejenigen Griechen wären einer groſſen Wonne beraubt worden, die geſtorben wären, ehe ſie den Alexander auf dem Thron des Darius hätten ſitzen ſehen. *) Er genoß aber die Gnade des Königs nicht lange, ſondern ſtarb bald wegen hohen Alters. Er wurde mit vielem Gepränge begraben, und die Armee richtete ihm ein Grabmal auf, das eine ſehr groſſe Breite und achtzig Ellen Höhe hatte. Seine Gebeine ließ Alexander auf einem prächtig geſchmückten Wagen wieder bis ans Meer zurückbringen.

Als er den Feldzug nach Indien unternehmen wollte, ſahe er, daß die Menge der Beute ſeinen Truppen ſehr beſchwerlich fiel, und ſie aufhielt. Er ließ deswegen mit Anbruch des Tages, da ſchon alle Wagen bepackt waren, zuerſt ſeine eigne und ſeiner Freunde Wagen in Brand ſtecken, und befahl darauf, auch die übrigen Wagen der Macedonier anzuzünden. Der Entſchluß zu dieſer That ſchien gefährlicher zu ſeyn, als die Ausführung ſelbſt hernach

*) Plutarch hat dieſen Ausdruck und Beſuch des Demaratus ſchon vorher einmal erzehlt, und man kann daraus, wie aus mehrern Stellen, erſehen, daß er mit einiger Nachläßigkeit zuweilen, ſo wie er etwas in andern Geſchichtſchreibern fand, es aufzeichnete.

wurde. Denn nur sehr wenige wurden darüber unwillig: die meisten liefen, wie begeistert, mit Geschrey und Jauchzen herbey, theilten die nothwendigsten Bedürfnisse denen, die daran Mangel litten, mit, und das übrige verbrannten und verdarben sie selbst mit eignen Händen, welches den Alexander mit neuem Muthe und Eifer erfüllte.

Er war nunmehro schon in Bestrafung der Vergehungen fürchterlich und unerbittlich geworden. Einen seiner Freunde, Namens Menander, welcher in dem Schlosse, in welchem er Commendant war, nicht bleiben wollte, tödtete er mit eigner Hand; auch erschoß er selbst den Orsodates, der mit einigen andern Barbaren wider ihn rebellirt hatte. — Der Zufall, daß ein Schaf ein Lamm warf, welches um den Kopf die Gestalt und Farbe einer königlichen Kopfbinde, und auf beyden Seiten einen Hodensack hatte, erschreckte ihn wegen der üblen Vorbedeutung, es wurde aber zur Abwendung derselben von den Babyloniern, die zu dergleichen Dingen immer bey dem Könige zu seyn pflegten, ein Versöhnungsopfer gehalten. Er sagte bey dieser Gelegenheit zu seinen Freunden, er sey nicht sowohl seinetwegen als ihrentwegen bekümmert, daß die Regierung nach seinem Tode durch das Geschick einem unedlen und schwachen Manne möchte zufallen. Es ereignete sich aber ein glücklicheres Zeichen, welches seinen Unmuth über das vorige stillte. Nämlich der Aufseher über das königliche Bettgeräthe, ein Macedonier, Namens Proxenus, entdeckte, da er einen Platz zum königlichen Zelte bey dem Flusse Oxus umgrub, eine Quelle von einer fetten ölichten Feuchtigkeit, und

wie er das oberste abschöpfte, quoll sogleich das reinste klarste Oel hervor, welches am Geruche und Geschmacke anderm Oele gleich war, und an Glanz und Fettigkeit es noch weit übertraf. Und dieß war in einem Lande, wo kein Oel gezeugt wurde. Es soll aber auch der Fluß Oxus so weiches Wasser haben, daß die Haut derjenigen, die sich darinnen baden, ganz fettig wird. Wie ungemein sich aber Alexander über den Zufall freuete, ersieht man aus einem Briefe an den Antipater, in welchem er ihn unter die größten Wohlthaten rechnet, die ihm die Götter jemals erzeigt hätten. Die Wahrsager hingegen hielten es für ein Zeichen eines zwar ruhmvollen, aber mühsamen und beschwerlichen Feldzuges, weil die Götter den Menschen das Oel zur Erholung von der Arbeit verliehen hätten.

Er gerieth auf diesem Feldzuge bey den vorfallenden Schlachten in viele Gefahren, und bekam einige schwere Wunden. Den größten Verlust aber litte seine Armee durch den Mangel an Lebensmitteln und die ungesunde Witterung. Er selbst aber beeiferte sich so sehr, die widrigen Zufälle durch Kühnheit, und die Macht durch Tapferkeit zu überwinden, daß er für muthige Männer nichts für unüberwindlich, und für Feigherzige nichts für feste genug hielt. Daher soll er auch, als er den Sisimethres auf einem Bergschlosse belagerte, zu dem man wegen des Felsens, worauf es lag, nicht herankommen konnte, und wobey seine Truppen den Muth verloren, den Oxyartes gefragt haben, ob Sisimethres auch viel Muth besitze? und da Oxyartes geantwortet, Sisimethres sey der feigherzigste

Mann auf der Welt, gesagt haben: Dadurch sagst du, daß wir den Fels leicht erobern können, weil der, der den Fels inne hat, leicht zu überwinden ist. Er setzte auch den Sisimethres in solche Furcht, daß er die Festung übergeben bekam. Bey der Belagerung einer andern Festung auf einer steilen Anhöhe, ermunterte er unter den jungen Macedoniern, die er zum Angriffe anführte, einen gewissen jungen Menschen, der den Namen Alexander führte, mit diesen Worten: Und du mußt dich besonders wegen deines Namens tapfer halten. Der junge Mensch fochte nachher so tapfer, daß er sein Leben darüber verlor, welcher Verlust dem Könige sehr empfindlich war.

Bey der Belagerung von Nysa wollten die Macedonier nicht angreifen, weil die Stadt mit einem tiefen Flusse umgeben war. Alexander blieb eine Weile stehen, und sagte darauf: Warum habe ich armer Mann nicht schwimmen gelernt? Und kaum hatte er es gesagt, als er sein Schild ergrif, und herüber schwamm. Nach gemachtem Stillstande mit dem Gefechte erstaunten die von den Belagerten abgeschickten Gesandten, da sie den Alexander in den Waffen, ohne königlichem Gepränge sahen. Und als man ihm nachher ein Küssen zum Niedersetzen brachte, befahl er, daß es der älteste von den Gesandten nehmen, und sich darauf setzen sollte. Akuphis, so hieß dieser Mann, bewunderte die Großmuth und Menschenfreundlichkeit Alexanders, und fragte um die Friedensbedingungen. Alexander antwortete: Sie sollen dich zu ihrem Regenten annehmen, und hundert von ihren besten Männern uns

zu Geisseln schicken. Akuphis lachte: — König, ich würde besser regieren können, wenn ich nicht die besten, sondern die schlimmsten dir schicken dürfte.

Taxiles, welcher einen Theil von Indien beherrschte, der so groß wie Egypten war, und einen Ueberfluß an Viehweiden und vortreflichen Früchten hatte, und der ein sehr kluger Fürst war, empfieng den Alexander mit folgender Anrede: „Warum, Alexander, sollen wir mit einander Krieg führen und Schlachten liefern, wenn du nicht gekommen bist, uns das Wasser und den nothwendigen Unterhalt zu nehmen, weswegen verständige Männer allein Krieg führen sollten? Was die andern sogenannten Glücksgüter und Besitzungen betrift, so bin ich bereit, von dem, worinnen ich mehr wie du habe, dir mitzutheilen, und das, woran es mir fehlt, schäme ich mich nicht, von dir mit Danke anzunehmen. Alexander fand an dieser Anrede viel Vergnügen, und reichte dem Taxiles die Hand mit diesen Worten: Glaubst du, daß bey deinem so freundschaftlichen Antrage es ganz ohne Streit zwischen uns abgehen soll? Nein, das geschieht nicht. Ich werde mit dir um den Vorzug in Gefälligkeiten streiten, und dich mich nicht an Großmuth übertreffen lassen. Er nahm darauf die Geschenke an, die ihm Taxiles gab, schenkte ihm aber weit mehr, und ließ ihm zuletzt tausend Talente Geld auszahlen; wodurch er seine Freunde sehr mißvergnügt, die Barbaren aber gegen sich ungemein geneigt machte.

Inzwischen besetzten die tapfersten von den indianischen Lohnsoldaten die Städte, vertheidigten sie

mit vieler Herzhaftigkeit, und fügten dem Alexander grossen Schaden zu. Daher er auch ein Corps von ihnen, welchem er einen freyen Abzug aus einer Stadt verwilligt hatte, auf dem Abmarsche angreifen, und gänzlich niederhauen ließ. Dieß war ein Flecken, den er seinem kriegrischen Ruhme, da er sich sonst auf allen Feldzügen und bey allen Gelegenheiten auf eine regelmäßige und einem Könige würdige Weise betrug, anhieng. Die indianischen Philosophen machten ihm ebenfalls nicht wenig zu schaffen, sie beschimpften die Könige, die sich ihm unterwarfen, und machten die freyen Völkerschaften widerspenstig, er ließ deswegen viele von ihnen aufhenken.

Was seinen Feldzug und die Schlacht gegen den König Porus betrift, so hat er die Umstände davon selbst in seinen Briefen erzehlt. Der Fluß Hydaspes trennte, wie er meldet, die beyderseitigen Heere. Porus ließ beständig die Elephanten dem Alexander entgegen stellen, um ihm den Uebergang zu verwehren. Alexander ließ alle Tage in seinem Lager viel Lermen und Getöse machen, um die Feinde daran zu gewöhnen, und sie sicher zu machen. Endlich brach er in einer finstern und stürmischen Nacht mit einem Theile des Fußvolks und der auserlesensten Reuterey auf, nahm einen weiten Umweg, und setzte auf eine kleine Insel über. Von hier drang er, unter einem heftigen Platzregen und Donnerwetter, mitten unter den Blitzen und Schlägen, die ins Lager fuhren, und die viele von seinen Truppen tödteten, an das jenseitige Ufer. Der ohnehin reissende Hydaspes schwoll von dem Platzregen so heftig an,

daß er durchbrach, und ein Stück vom Ufer abriß. Alexander versuchte, sich darauf zu setzen, konnte aber, weil es schwankte, und vom Wasser umgossen wurde, nicht festen Fuß fassen. Bey diesen Umständen soll er gesagt haben: O Athenienser, werdet ihrs wohl glauben, daß ich so grosse Gefahren ausstehe, um von euch gelobt zu werden? Dieß führt Onesikritus an. Er selbst aber erzehlt in seinen Briefen, daß er mit seinen Truppen die Fahrzeuge verlassen, und mit den Waffen in der Hand an das abgerißne Stück Ufer gewadet sey, wobey ihnen das Wasser bis an die Brust gegangen. Sobald er herüber war, rückte er mit der Reuterey zwanzig Stadien vor dem Fußvolke voraus, weil er glaubte, wenn die Feinde ihn mit ihrer Reuterey angreifen sollten, sie leicht zu überwältigen, wenn sie aber ihr Fußvolk in Bewegung setzen sollten, würden seine Fußvölker ihm bald nachkommen können. Es erfolgte das erste. Er jagte die tausend Mann Reuterey, und die sechzig Wagen, die sich ihm entgegen stellten, in die Flucht, bemächtigte sich der Wagen, und tödtete von den Reutern vierhundert Mann. Aber Porus gieng ihm nun selbst, auf die erhaltne Nachricht, daß Alexander über den Fluß gesetzt sey, mit seiner ganzen Macht entgegen, und ließ nur so viel davon zurück, als zur Abhaltung der gegenüber stehenden Macedonier nöthig war. Alexander, der sich vor den Elephanten und der grossen Anzahl Feinde fürchtete, stellte sich gegen den linken Flügel, und ließ den Coenus den rechten feindlichen Flügel angreifen. Beyde Flügel wurden geschlagen, zogen sich aber hinter die Elephanten, und formirten sich da von neuen, worauf

ein sehr scharfes Gefecht erfolgte, und die Feinde kaum nach acht Stunden zum Weichen gebracht wurden. — So erzehlt die Umstände dieser Schlacht derjenige selbst in seinen Briefen, der sie als Feldherr geliefert hat.

Die meisten Geschichtschreiber erzehlen einstimmig, daß Porus eine Spanne über vier Ellen lang gewesen, und mit dem Elephanten, den er zu besteigen pflegte, und der der größte unter allen war, an Grösse seines Körpers eine Gleichheit gehabt habe. Dieser Elephant zeigte einen bewundernswürdigen Verstand und Sorgfalt für den König; so lange dieser noch munter und bey Kräften war, beschützte er ihn herzhaft, und riß die vordersten, die ihn angreifen wollten, alle nieder. Wie er aber merkte, daß der König von vielen Pfeilen getroffen, und von den Wunden ermattet war, ließ er sich, aus Furcht, daß der König herabfallen möchte, ganz sanft auf die Knie nieder, und zog ihm mit seinem Rüssel leise einen Pfeil nach dem andern aus dem Körper. Porus gerieth endlich in die Gefangenschaft. Alexander fragte ihn, wie er gehalten seyn wollte? — Königlich, antwortete Porus. Verlangst du sonst weiter nichts? sagte Alexander. — Porus erwiederte: In dem Worte, Königlich, ist alles enthalten. Alexander ließ ihm daher nicht nur das Land, welches er bisher als König beherrscht hatte, unter dem Namen eines Satrapen, sondern gab ihm noch ein anderes Land zu, welches freye Indianer besassen, die Alexander besiegte, und in welchem funfzehn Völkerschaften, fünftausend ansehnliche Städte, *) und

*) Entweder die Abschreiber, oder Plutarch viel-

sehr viele Dörfer gewesen seyn sollen. Er eroberte auch noch ein andres Land, welches dreymal so groß war, über welches er einen seiner Freunde, Namens Philippus, zum Satrapen machte.

In der Schlacht mit dem Porus büßte er den Bucephalus ein, der zwar, wie die meisten Geschichtschreiber melden, nicht sogleich, sondern unter der Kur der empfangenen Wunden starb. Onesikritus hingegen sagt, er sey aus Alter und Entkräftung gestorben, und dreyßig Jahr alt geworden. Alexandern gieng dieser Verlust sehr nahe, und er hielt ihn vor so wichtig, als wenn er einen seiner Vertrauten und Freunde verloren hätte. Er ließ zu seinem Andenken eine Stadt bey dem Hydaspes erbauen, welcher er den Namen Bucephalia gab. Er soll auch einen Hund, den er Peritas genannt, gehabt, und ihn selbst auferzogen und so geliebt haben, daß er nach seinem Tode ebenfalls eine Stadt, die seinen Namen bekommen, erbauete. Diesen Umstand führt Sotion an, und beruft sich auf das Zeugniß des Potamons aus Lesbos, von welchem er ihn gehört.

Die Schlacht gegen den Porus hatte die Macedonier so schüchtern gemacht, daß sie allen Muth auf-

mehr selbst, indem er andre Geschichtschreiber abschrieb, haben sich hier in der Angabe der Zahl von fünftausend ansehnlichen Städten geirrt, welches alle Wahrscheinlichkeit übersteigt. Moses du Soul führt eine Stelle aus dem Arrion an, nach welcher hier etwas ausgelassen ist, und es heissen muß, sieben und dreyßig Städte, davon in jeder zum wenigsten fünftausend Einwohner waren.

aufgaben, weiter in Indien fortzurücken. Denn sie hatten kaum den Porus besiegen können, welcher sich ihnen nur mit zwanzigtausend Mann zu Fuß, und zweytausend zu Pferde entgegen gestellt hatte, und widersetzten sich daher mit aller Gewalt dem Alexander, der nun auch durchaus über den Ganges gehen wollte, welcher Fluß, wie sie gehört hatten, zwey und dreyßig Stadien breit, und hundert Ellen tief seyn sollte, und dessen jenseitiges Ufer mit einer unzähligen Menge Truppen und Elephanten besetzt war. Denn man hatte Nachricht, daß die Könige der Gandariten und Präsier an diesem Ufer den Alexander mit einer Kriegsmacht von achtzigtausend Mann zu Pferde zweymalhunderttausend zu Fuß, achttausend Streitwagen, und sechstausend gerüsteten Elephanten erwarteten. Und die Sache war nicht übertrieben. Denn Androkottus, der bald darauf König wurde, machte dem Seleucus ein Geschenk mit fünfhundert Elephanten, und machte mit einem Heere von sechsmalhunderttausend Mann ganz Indien sich unterwürfig.

Alexander schloß sich anfänglich aus Mißvergnügen und Unwillen über die Weigerung seiner Truppen, weiter zu rücken, in sein Zelt ein. Er hielt alle seine bisherigen Feldzüge für wenig bedeutend, wenn er nicht auch über den Ganges gienge, und einen Rückzug für einen Beweis, daß er sich für überwunden erklärte. Allein die billigen Vorstellungen seiner Freunde, und das Flehen der Soldaten, die sich mit Geschrey und Heulen immer vor seiner Thür einfanden, bewogen ihn endlich zum Rückzuge, wobey er noch viele eitle und nichtige Blend-

werke zum Andenken seines Ruhms veranstaltete. Er ließ weit größre Waffen, als die bey seinem Heere gewöhnlichen, und weit schwerere Pferdekrippen und Zügel verfertigen, und sie hier und da liegen. Er errichtete auch den Göttern seines Vaterlandes Altäre, bey welchen noch bis auf die heutige Zeit die Könige der Präsier auf griechische Art zu opfern, und zu diesem Gottesdienste über den Ganges herüber zu kommen pflegen. Androkottus, der damals noch in seiner Jugend den Alexander gesehen, soll nachher öfters gesagt haben, es würde dem Alexander nicht schwer gefallen seyn, zu siegen, weil der damalige König wegen seiner Ungerechtigkeit und niedrigen Geburt allgemein wäre gehaßt und verachtet worden.

Alexander wollte vor seinem Rückzuge noch das grosse Weltmeer besehen, wozu er viele grosse und kleine Schife bauen ließ. Er schifte mit Bequemlichkeit die Flüsse hinab, aber auch diese Schiffahrt gieng nicht ohne kriegrische Expeditionen ab. Er landete bey den verschiedenen Städten, wo er vorbey kam, und machte sie sich mit den Waffen in der Hand unterwürfig. In einem Gefechte aber mit den sogenannten Mallern, die man für die kriegrischten unter allen Indianern hält, hätte er beynahe sein Leben verloren. Er hatte die Feinde schon mit Pfeilen von der Mauer weggetrieben, und ließ Sturmleitern anlegen, auf welchen er zuerst voranstieg. Die Sturmleiter brach, und die Feinde stellten sich unten an der Mauer wieder, und verwundeten ihn so von unten herauf. Er hatte nur wenige bey sich auf der Mauer, und stürzte sich mitten unter die Feinde

herab. Zum Glücke kam er auf die Füsse zu stehen, und der blendende Glanz seiner Waffenrüstung erschreckte die Feinde, daß sie eine schimmernde Erscheinung vor sich zu sehen glaubten, und flohen und sich zerstreuten. Wie sie ihn aber nur mit zwey Waffenträgern da stehen sahen, so kamen sie wieder herzu gelaufen. Einige verwundeten ihn, so tapfer er sich auch wehrte, mit ihren Lanzen und Schwerdtern, ein andrer, der etwas entfernter stand, schoß einen so gewaltsam schnellen Pfeil auf ihn ab, daß er durch den Panzer in den Brustknochen fuhr. Alexander sank bey dem Schusse nieder, und derjenige, der den Schuß gethan hatte, kam mit gezognen Schwerdte herbeygerennt. Hier stellten sich noch Peucestas und Limnäus vor den Alexander, welche beyde verwundet wurden, und der letztere blieb auf dem Platze. Peucestas hielt sich so lange, bis Alexander wieder zu sich kam, und den Feind niedermachte, er hatte aber viele Wunden bekommen, und zuletzt bekam er noch mit einer Keule einen Schlag an den Hals, worauf er sich an die Mauer anlehnte, und nur die Feinde ansah. Inzwischen eilten ihm seine Macedonier zu Hülfe, entrissen ihn den Feinden, und trugen ihn, da er schon ganz sinnlos war, in sein Zelt. Es breitete sich sogleich im Lager das Gerücht aus, daß der König todt wäre. Es kostete viele Mühe, den Pfeil, der von Holz war, so geschickt abzuschneiden, daß man den Panzer abziehen, und die Spitze des Pfeils, die drey Finger breit, und vier Finger lang war, aus dem Brustknochen herausziehen konnte. Alexander fiel währender Operation einmal nach dem andern in gefährliche Ohnmachten, von welchen

er sich doch wieder erholte, und der Gefahr entgieng. Aber er blieb noch eine lange Zeit schwach, und mußte eine langwierige Kur und Diät aushalten. Die Macedonier geriethen darüber in solche Unruhe, und verlangten mit solchem Ungestüm ihn zu sehen, daß er sich ihnen endlich wieder öffentlich in seiner ordentlichen Kleidung zeigen mußte, wobey er den Göttern ein Dankopfer brachte. Er segelte darauf weiter fort, und brachte noch ein grosses Land und viele ansehnliche Städte unter seine Bothmäßigkeit.

Er bekam von denen Gymnosophisten, welche den Sabbas am meisten zum Abfalle beredet, und den Macedoniern vielfältigen Schaden zugefügt hatten, zehen gefangen. Diese Leute standen wegen ihrer witzigen kurzen Antworten in grossem Rufe. Er legte ihnen deswegen verschiedene verfängliche Fragen mit der Bedrohung vor, daß, wenn einer unrecht antwortete, dieser zuerst, und darauf die andern alle sollten hingerichtet werden; und den ältesten von ihnen setzte er zum Richter über sie. Der erste wurde gefragt: Ob der Lebendigen oder der Todten mehr wären? Er antwortete: Der Lebendigen, denn die Todten sind nicht mehr. Der andre wurde gefragt: Ob die Erde oder das Meer größre Thiere ernähre? Er antwortete: Die Erde, denn das Meer ist ein Theil der Erde. Der dritte: Welches das listigste Thier wäre? Er antwortete: Dasjenige, was die Menschen bis jetzt noch nicht kennen. Der vierte wurde gefragt: Aus welchem Grunde sie den Sabbas zum Abfalle beredet hätten? Er antwortete: Weil wir wollten, daß er mit Ehre leben, oder lieber auf eine schlechte Art sterben sollte. Der

fünfte: Ob der Tag oder die Nacht eher gewesen wäre? Er antwortete: Der Tag war um einen Tag früher als die Nacht da. Und er setzte hinzu, da Alexander sich über diese Antwort verwunderte: Auf kützliche Fragen muß man auch kützliche Antworten geben. Er nahm darauf den sechsten vor, und fragte ihn: Auf welche Art kann sich jemand die größte Liebe erwerben? Er gab zur Antwort: Wenn er der mächtigste, und doch nicht fürchterlich ist. Von den übrigen wurde der eine gefragt: Wie kann jemand aus einem Menschen ein Gott werden? Er antwortete: Wenn er etwas thut, was keinem Menschen zu thun möglich ist. Ein andrer wurde gefragt: Ob er das Leben oder den Tod für stärker hielte? Er antwortete: Das Leben, weil es so viele Uebel aushält. Der letzte wurde gefragt: Wie lange ist es für einen Menschen gut, daß er lebend bleibt? Er antwortete: So lange er den Tod nicht für besser als das Leben hält. Darauf wandte sich Alexander zum Richter, und befahl ihm, ein Urtheil zu fällen. Dieser sagte: Es hätte immer einer schlechter als der andre geantwortet. — Du sollst also, sagte Alexander, zuerst sterben, da du ein solches Urtheil gefällt hast. — Wenn du dein Wort hältst, König, erwiederte er, so kann das nicht geschehen, denn du hast gesagt, daß derjenige zuerst sterben soll, der die schlechteste Antwort geben würde. Alexander ließ sie darauf alle los, und beschenkte sie noch dazu.

Er schickte hernach auch an die berühmtesten von denen Gymnosophisten, welche in der Stille für sich lebten, den Onesikritus ab, und ließ sie er-

suchen, zu ihm zu kommen. Dieser Onesikritus war ein Philosoph aus der Schule des cynischen Diogenes. Kalan, einer von den indianischen Gymnosophisten, soll ihn auf eine sehr unbescheidene Art empfangen, und verlangt haben, daß er sich entkleiden und nackend ihm zuhören solle, denn er würde auf keine andre Weise mit ihm reden, wenn ihn auch Jupiter selbst abgeschickt hätte. Ein andrer aber, Dandamis, soll höflicher gewesen seyn, und den Erzehlungen vom Sokrates, Pythagoras, und Diogenes zugehört, darauf aber gesagt haben: Diese Männer schienen ihm gute Genien gewesen zu seyn, hätten sich aber in ihrem Leben zu sehr vor den eingeführten Gesetzen gescheut. Einige melden, Dandamis habe nichts weiter als die Worte gesagt: Weswegen ist Alexander einen so weiten Weg hieher gekommen? Der einzige Kalan ließ sich durch den Taxiles bereden, zum Alexander zu kommen. Er hieß eigentlich Sphines, bekam aber von den Griechen den Namen Kalan, weil er nicht mit dem gewöhnlichen griechischen Worte χαίρειν, sondern mit dem indianischen, Kale, zu grüssen pflegte. Dieser Mann soll dem Alexander ein sinnliches Bild von seiner Herrschaft vorgestellt haben. Er warf nämlich ein dürr zusammen getrocknetes starrendes Fell auf den Boden, und trat auf das eine Ende, da denn die andern Enden in die Höhe sprangen. Er trat so ringsum um das Fell, wobey immer die andern Enden, auf denen er nicht stand, in die Höhe fuhren, bis er endlich auf die Mitte trat, da denn das ganze Fell still liegen blieb. Dadurch wollte er dem Alexander anzeigen, daß er sich besonders in der Mitte

seines Reichs aufhalten, und nicht so weit herumschweifen müsse.

Alexander brachte mit der Fahrt auf den Flüssen bis ans Meer sieben Monate zu. Darauf segelte er auf dem Meere fort, und schifte an eine Insel hin, welche er Skillustis nannte, die aber von andern Psiltukis genannt wird. Er stieg hier ans Land, opferte den Göttern, und besahe die Küsten und das Meer da herum, so weit es möglich war. Hierauf kehrte er, nach einem feyerlichen Gebete, daß kein Mensch nach ihm die Grenzen seiner Feldzüge überschreiten möchte, wieder zurück. Doch ließ er die andern Schife noch weiter fort segeln, so daß sie Indien mußten zur rechten Hand liegen lassen, über welche Expedition er den Nearchus zum Admiral, und den Onesikritus zum Obersteuermann machte. Er selbst zog zu Lande durch das Gebiet der Oriter, wo er aber mit seinen Truppen in den äußersten Mangel gerieth, und eine so grosse Menge Volks verlor, daß er überhaupt nicht den vierten Theil von seiner Armee aus Indien wieder zurück brachte. Sie hatte aus hundert und zwanzigtausend Mann zu Fusse und funfzehntausend Mann zu Pferde bestanden: aber gefährliche Krankheiten, schädliche Nahrungsmittel, und die brennende Hitze und der Hunger hatten den größten Theil davon aufgerieben, besonders da der Marsch durch ein uncultivirtes Land gegangen war, in welchem die Einwohner von den schlechtesten Nahrungsmitteln lebten, und wenige elende Schaafe hatten, die die ans Ufer geworfenen Fische aus dem Meere frassen, und daher ein ungesundes stinkendes Fleisch hatten. Alexander brachte auf dem

Zuge durch dieses elende Land sechzig Tage zu, ehe er nach Gedrosien kam, wo er sogleich wieder einen überflüßigen Vorrath an allem fand, welchen die Satrapen und Könige der umliegenden Länder herbey geschaft hatten.

Hier ließ er sein Heer einige Zeit ausruhen, worauf er mit einer Art von fortdauerndem Bacchusfeste sieben Tage lang durch Karmanien zog. Er selbst fuhr langsam mit seinen Freunden auf einem Wagen mit acht Pferden, und schmauste Tag und Nacht öffentlich an einer Tafel, die in einer Erhöhung auf dem Wagen befestigt war. Ihm folgten eine Menge andrer Wagen nach, davon einige mit purpurnen und gestickten Teppichen, andre mit umschattenden beständig grünen und frischen Zweigen geschmückt waren, auf welchen die andern Freunde und Generale Alexanders mit Kränzen auf dem Kopfe sassen, und ebenfalls zechten. Hier sahe man keinen Schild, keinen Helm, und keinen Spieß, sondern lauter Schalen, Flaschen und Krüge, welche die Soldaten am Wege aus grossen Fässern und andern Trinkgeschirren, theils währendem Marschiren, theils auch niederliegend, füllten, und einander zutranken. Zugleich ertönte allenthalben herum eine Musik von Harfen, Flöten, Gesängen, und dem Lärmen lustiger Weiber. Es wurde auch sogar auf diesem unordentlichen und schwärmenden Zuge das Bild des Priapus *) mit herumgetragen, und es herrschte dabey überhaupt eine so wilde bacchische Lustbarkeit, als

*) Ich bin der sehr wahrscheinlichen Leseart des Tanaquill Faber, die auch Dacier angenom-

wenn Gott Bacchus selbst zugegen wäre, und bey dem Zuge dieses Trinkgelags anführte. *) Bey der Ankunft auf dem königlichen Schlosse in Gedrosien **) ließ Alexander seine Truppen wieder mit neuen Feyerlichkeiten belustigen. Er soll dabey selbst in der Trunkenheit dem Wettstreite der Sänger-Chöre zugehört haben, und sein Liebling, Bagoas, der einen Chor anführte, und den Preis erhielt, lief, wie er mit dem Kranze geschmückt war, über das Theater zum Alexander hin, und setzte sich neben ihm nieder, die Macedonier klatschten, wie sie es sahen, ihren Beyfall zu, und schrien so lange, Alexander solle den Bagogas küssen, bis er ihn umarmte und küßte.

men, gefolgt, anstatt ταῖς φιάλαις, welches hier keinen Sinn giebt, ὁ φάλης zu lesen.

*) Mich dünkt, daß Alexander bey diesem schwärmerischen Bacchuszuge, der in seiner Art so einzig ist, den in der Mythologie berühmten Zug des Bacchus nach Indien habe nachahmen wollen. Ich weiß nicht, ob schon jemand diese, gewiß sehr wahrscheinliche, Anmerkung gemacht hat.

**) Da Alexander von Gedrosien weg durch Karmanien zog, so kann er nach diesem Zuge nicht in Gedrosien angekommen seyn. Einige setzen Karmanien für Gedrosien, welches theils eine zu harte Veränderung ist, theils auch deswegen nicht statt findet, weil nirgends ein königliches Schloß in Karmanien erwähnt wird. Das sicherste ist wohl, daß sich hier wieder Plutarch selbst versehen, wie wir mehrmals bemerkt haben, und vermuthlich schrieb er hier eine Stelle eines ältern Geschichtschreibers ab, die er hätte einige Seiten vorher anführen sollen.

Hier kam Nearchus von seiner weiten Schiffahrt wieder zum Alexander zurück, und vergnügte ihn mit seiner Erzehlung davon so sehr, daß er den Entschluß faßte, selbst mit einer grossen Flotte den Euphrat herunter, und sodann um Arabien und ganz Afrika herum durch die Meerenge bey den Säulen des Herkules ins mittelländische Meer zu schifen. Er ließ zu dieser Absicht eine grosse Menge von vielerley Schifen bey Thapsakus erbauen, und von allen Orten her Matrosen und Ruderer zusammen kommen. Allein die Beschwerlichkeiten des vorigen Feldzugs, sein unglücklicher Zufall in dem Gefechte mit den Mallern, und das Gerücht von der grossen Menge Volks, die er auf dem vorigen Feldzuge eingebüßt hatte, flößten jedermann Zweifel ein, daß er glücklich davon kommen würde, und bewogen dadurch die schon besiegten Völker zu Empörungen, und seine Generale und Statthalter zu einer Menge Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten. Ueberhaupt kam nun alles in Bewegung und in aufrührerische Unruhe. Auch Olympias und Kleopatra hatten gegen den Antipater einen Aufstand erregt, und sich in die Länder seiner Statthalterschaft getheilt; Olympias hatte Epirus, Kleopatra Macedonien übernommen, worüber Alexander, als er es hörte, sagte: Meine Mutter hat sich noch am besten bedacht, denn die Macedonier werden sich nimmermehr von einem Weibe beherrschen lassen. Er schickte aber sogleich, auf die erhaltene Nachricht von den ausgebrochenen Unruhen, den Nearchus wieder in die See, und beschloß, die ganze Seeküste mit seinen Kriegsheeren zu erfüllen. Inzwischen gieng er selbst in die Provinzen,

wo seine Feldherren so viele Ungerechtigkeiten begiengen, und Unruhe anstifteten, und zog sie zur verdienten Strafe. Einen von den Söhnen des Abulites, Namens Oxyartes, erstach er eigenhändig mit der Lanze. Und da Abulites selbst nicht den gehörigen Vorrath von Lebensmitteln angeschaft hatte, sondern dafür dreytausend Talente Geld ihm brachte, befahl er, man solle das Geld den Pferden vorwerfen, und wie diese, natürlicher Weise, nichts davon fraſſen, sagte er zum Abulites: Was nützet uns nun dein angeschafter Vorrath? und ließ ihn ins Gefängniß setzen.

Bey seiner Rückkunft nach Persien ließ er den Frauenzimmern Geld austheilen, dem Gebrauche zufolge, nach welchem die Könige, so oft sie nach Persien kamen, jeder Frauensperson pflegten ein Goldstück zu schenken. Deswegen sollen auch einige Könige nicht oft, und Ochus nicht ein einzigmal nach Persien gekommen seyn, und also durch seinen niedrigen Geiz sich selbst aus seinem Vaterlande verbannt haben. Er strafte auch hier, da er das Grabmal des Cyrus eröfnet fand, denjenigen, der sich daran vergriffen hatte, am Leben, obgleich dieser Mann, Namens Polymachus, einer der vornehmsten Männer aus Pella war. Er ließ darauf die Grabschrift, da er sie gelesen, auch in griechischer Sprache unter das Original setzen. Sie lautet folgendermaſſen: „O Mensch, wer du auch bist, und woher du auch kommst, (ich weiß, daß du kommen wirst) ich bin Cyrus, der den Persern die Oberherrschaft erworben, beneide mir nicht dieses Stückchen Erde, welches meinen Körper deckt.“ Diese Inschrift

rührte Alexandern ungemein, und er dachte dabey an die Ungewißheit und den Wechsel aller Dinge in der Welt.

Hier wurde der indianische Philosoph Kalan von einer Diarrhöe überfallen, und verlangte, da er sie nur erst kurze Zeit gehabt hatte, daß man einen Scheiterhaufen für ihn aufrichten sollte. Zu diesem Scheiterhaufen ritt er hin, besprengte sich selbst wie ein Opfer, unter Gebet zu den Göttern, schnitt sich die Haare ab, und bestieg den Scheiterhaufen. Er nahm darauf von den Macedoniern mit dargereichter Hand Abschied, und bat sie, sie möchten den Tag recht vergnügt mit dem Könige Alexander zubringen, welchen er in kurzer Zeit zu Babylon wieder sehen würde. Nach diesen Worten legte sich der Philosoph nieder, verhüllte, und rührte sich nicht, da das Feuer ihn ergrif. Er blieb in eben der Stellung liegen, in welcher er sich niedergelegt hatte, und opferte sich auf solche Weise, nach dem Gebrauche der Sophisten seines Landes, selbst auf. Eben dieses that, viele Jahre hernach, ein anderer Indianer zu Athen, in Gegenwart des Cäsars, dessen Grabmal noch jetzt gezeigt, und das Grab des Indianers genannt wird. Alexander bat, da er vom Scheiterhaufen zurück kam, eine grosse Menge von seinen Freunden und Generalen zu Gaste, wobey er um die Wette trinken ließ, und für den besten Trinker einen Kranz zum Preise bestimmte. Derjenige, der am meisten trank, Promachus, hatte bis vier Fässer *) ausgeleert, und erhielt ausser dem zum Preise

*) ἀχρι χοῶν τεσσάρων προῆλθε. Man kann das

bestimmten Kranze ein Talent zum Geschenke, *) lebte darauf aber nicht länger als drey Tage. Von der andern Gesellschaft starben, wie Chares erzehlt, noch ein und vierzig, welche insgesammt bey der Trunkenheit von einem starken Froste waren überfallen worden.

In Susa stellte Alexander ein grosses Hochzeitsfest für seine Freunde an, wobey er sich selbst mit der hinterlassenen Tochter des Darius, Statira, vermählte, und die vornehmsten Perserinnen an seine vornehmsten Freunde vertheilte, auch zugleich das Hochzeitfest für diejenigen Macedonier, die sich vorher schon verheirathet hatten, mitfeyerte. Man erzehlt, daß er zu diesem Gastmale neuntausend Personen eingeladen, und jedem zum Opfer dabey eine goldene Schale geschenket hat. Er zeigte seine Pracht auch auf andere Weise, und bezahlte alle Schulden seiner Soldaten, wovon sich die Summe auf neunhundert und siebzig Talente soll belaufen haben. Ein gewisser Antigenes, der nur mit einem Auge sahe,

Maaß dieser Chöen oder Fässer freylich nicht genau bestimmen. Sie wurden eigentlich zum Wasser gebraucht, welches man zum Weine zu mischen pflegte; müssen aber, den hier vorkommenden Umständen nach, ziemlich groß gewesen seyn.

*) Ich folge hier, in der unstreitig verderbten Stelle, der Lesart des Heinrich Stephans, λαβὼν τὸ νικητήριον, στέφανον καὶ τάλαντον. Reiske's Muthmassung, die er sogar in den Text genommen, στέφανον τ' ταλάντων, einen Kranz, der dreyhundert Talente werth war, scheint mir aus mehr als einem Grunde, wie viele Leser selbst einsehen werden, nicht beyfallswürdig.

gab dabey fälschlich vor, daß er jemanden eine gewisse Summe schuldig wäre, und ließ sie diesem Manne auszahlen. Man entdeckte aber nachher den Betrug, und der König wurde darüber so ungnädig, daß er ihn von seinem Hofe verbannte, und seines Amtes entsetzte. Aber dieser Antigenes hatte sich im Kriege sehr brav gehalten, und schon in seiner Jugend war ihm, da Philippus Perinthus belagerte, mit einem grossen Pfeile das eine Auge ausgeschossen worden, gleichwohl hatte er sich das Pfeil nicht eher ausziehen lassen, und war nicht eher vom Platze gewichen, bis die Feinde in die Stadt zurück getrieben waren. Er wurde über die jetzige Beschimpfung so ausser sich gebracht, daß er vor Verzweiflung sich gewiß selbst würde ermordet haben, wenn nicht Alexander, um dieses zu verhindern, seine Ungnade hätte fahren gelassen, wobey er ihm noch die ausgezahlte Summe schenkte.

Indessen waren die dreyßigtausend jungen Perser, die Alexander in der Kriegskunst und andern Wissenschaften bisher hatte unterrichten lassen, so gut heran gewachsen und ausgebildet, daß sowohl ihre männliche schöne Gestalt, als die bewundernswürdige Fertigkeit und Geschicklichkeit in den Kriegsübungen ihm ungemein viel Vergnügen machte. Die Macedonier aber wurden darüber um so mehr mißvergnügt und besorgt, daß der König sie hintansetzen möchte, da er um eben die Zeit die Kranken und Invaliden von ihnen wieder zurück ans Meer schickte. Sie hielten dieses besonders für eine Beschimpfung, daß er Leute, die er zu allen seinen Unternehmungen gebraucht, nunmehro mit Schande abdanken, und sie

in einem schlechtern Zustande, als er sie in Dienste genommen, wieder in ihr Vaterland und zu ihren Aeltern schicken wollte. Es forderten daher auf einmal alle Macedonier ihren Abschied, und verlangten, daß er sie alle für unbrauchbar erklären, und die jungen persischen Tanzpuppen bey sich behalten, und mit diesen seine Feldzüge verrichten, und die Welt erobern sollte. Alexander nahm dieses so ungnädig auf, daß er sie auf das heftigste schalt, ganz von sich entfernte, die Wachen mit Persern besetzen ließ, und diese auch zu seiner Leibwache und Hofbedienten annahm. Wie die Macedonier ihren König so von persischem Gefolge umgeben, sich aber verstossen und beschimpft sahen, wurden sie ganz niedergeschlagen, und in ihren Betrachtungen darüber *) vor Eifersucht und Zorn fast unsinnig. Endlich, da sie wieder etwas zu sich selbst kamen, giengen sie unbewafnet und in blossen Unterröcken vor des Königs Zelt, und heulten und schrien, daß sie sich ihm auf Gnade und Ungnade überlieferten, und er mit ihnen, als Leuten, die sich vergangen hätten, und undankbar gewesen wären, machen möchte, was er wollte. Er kam anfänglich noch nicht zu ihnen heraus, so sehr

*) καὶ διδόντες λόγον, welches, wie Reiske sehr wohl anmerkt, hier nicht anders heißt, als mit sich selbst Betrachtung anstellen, überlegen, und von allen Uebersetzern falsch übersetzt worden ist. Die Versetzung der Worte aber, welche Reiske in dieser Stelle vorschlägt, hat zwar etwas scheinbares, allein auch so viel gewagtes, daß sie nicht statt findet, auch, so wie ich übersetzt habe, nicht nöthig ist. S. Reisk. Annot. ad Plut. Alex. Opp. Tom. IV. pag. 968.

er auch gerührt war, aber sie liessen nicht nach, und blieben zwey Tage und zwey Nächte vor seinem Zelte heulend stehen, und nannten ihn immerfort ihren Herrn. Am dritten Tage gieng er endlich zu ihnen heraus, und vergoß selbst, da er sie in ihrer demüthigen traurigen Gestalt erblickte, viele Thränen, worauf er unter gelinden Verweisen eine sehr gnädige Anrede an sie hielt, und die unbrauchbaren Soldaten mit reichlichen Geschenken verabschiedete. Er schrieb auch dem Antipater, daß diese ausgedienten Soldaten bey allen Wettspielen und auf den Schauplätzen die ersten Stellen haben, und mit Kränzen geschmückt erscheinen sollten, und den Kindern der verstorbenen Soldaten gab er den Sold fort, den ihre Väter gehabt hatten.

Sobald er, nach seiner Ankunft zu Ecbatana, in Medien, die nöthigsten Geschäfte besorgt hatte, stellte er wieder viele Schauspiele und Feyerlichkeiten an, wobey er die dreytausend Künstler brauchte, welche aus Griechenland bey ihm ankamen. Während dieser Lustbarkeiten wurde Hephästion von einem Fieber befallen, und da er als ein Soldat und junger Mann keine genaue Diät beobachtete, und sogar bey einem Mittagsmahle, da sein Arzt Glaucus ins Schauspiel gegangen war, einen ganzen gebratenen Hahn aufaß, und dazu einen grossen Becher Wein austrank, so wurde er darauf so schlecht, daß er bald hernach starb. Dieser Verlust gieng Alexandern so zu Herzen, daß er vor Betrübniß fast den Verstand verlor. Er ließ sogleich alle Pferde und Maulesel, um über diesen Todesfall zu trauern, abscheren, die Spitzen der Mauern von

allen

allen Städten in der ganzen Gegend abbrechen, und den unglücklichen Arzt ans Kreuz schlagen. Im ganzen Lager war lange Zeit hindurch alle Art von Musik verboten, bis aus Jupiter Ammons Tempel der Befehl ankam, den Hephästion als einen Vergötterten zu verehren, und ihm zu opfern.

Um sich bey seiner Betrübniß zu trösten, unternahm er einen Feldzug gegen die Kussäer, und gieng gleichsam auf eine Menschenjagd aus. Er ließ diese ganze bezwungene Völkerschaft, jung und alt, niedermachen, und nannte dieß ein Todtenfest für den Hephästion. Zum Grabmale und Monumente für ihn nebst den dazu gehörigen Ausschmückungen bestimmte er zehntausend Talente, *) und er wollte, daß die Kunst dabey noch den Aufwand übertreffen sollte, weswegen er den Stasikrates bey sich zu haben wünschte, welcher Künstler eine gewisse kühne Grösse und eine Pracht in neuen Erfindungen zu zeigen sich ehedem anheischig gemacht hatte, da er sich vor langer Zeit beym Alexander gemeldet, und ihm vorgestellt hatte, daß der thracische Berg Athos sich vorzüglich gut schicken würde, die Figur und Bildung eines Menschen anzunehmen, wenn Alexander es nun erlaubte, so wollte er aus dem Berge Athos eine colossalische Statüe machen, die in ihrer Art ganz einzig und prächtiger als alles seyn sollte, und die mit der linken Hand eine Stadt von zehntausend Einwohnern umfaßte, und in der rechten einen Fluß hielte, der sich ins Meer ergösse. Damals hatte Alexander

*) Ueber zehn Millionen Reichsthaler.

diesen Antrag ausgeschlagen, *) jetzt sann er auf weit ungereimtere und kostbarere Dinge, und brachte in den Entwürfen darüber mit den Künstlern viel Zeit zu.

Auf dem Wege nach Babylon begegnete ihm Nearchus, der auf dem Euphrat aus dem Weltmeere zurück kam. Dieser sagte ihm, daß er von einigen Chaldäern, die zu ihm gekommen, ersucht worden, den Alexander zu warnen, daß er sich nicht nach Babylon begeben möchte. Alexander aber achtete darauf nicht, sondern zog weiter fort. Als er sich den Stadtmauern näherte, sahe er viele Raben mit einander im Streite, und einander tödten, von welchem einige bey ihm niederfielen. Es wurde ihm hierauf angezeigt, daß der Statthalter von Babylon, Apollodorus, bey einem angestellten Opfer aus den Eingeweiden der Opferthiere sich hätte lassen das künftige Schicksal des Königs weissagen. Alexander ließ den Priester Pythagoras kommen, und da dieser die Sache nicht leugnete, so fragte er ihn, was er dabey bemerkt hätte? Pythagoras antwortete: Die Leber hätte keinen Kopf gehabt; worauf Alexander sagte: Ach! das ist ein sehr böses Zeichen! Er ließ aber dem Pythagoras kein Leid zufügen. Doch gereuete es ihm, daß er der Warnung des Nearchus nicht gefolgt war, und er hielt sich meistentheils ausserhalb der Stadt auf, und belustigte sich mit der Fahrt auf dem Euphrat.

Inzwischen beunruhigten ihn viele Zeichen. So

*) Lucian spottet um so mehr über diesen Vorschlag, weil Alexander von Statur klein gewesen.

wurde unter andern der größte und schönste Löwe von denen, die auf königliche Kosten unterhalten wurden, von einem zahmen Esel, der mit den Hinterbeinen nach ihm schlug, getödtet. Als er einstmals nach dem Bade seine Kleidung abgelegt hatte, um Ball zu spielen, so fanden die jungen Leute, die mit ihm Ball gespielt hatten, wie sie die Kleider wieder holen sollten, einen unbekannten Menschen in dem königlichen Kleide, und mit dem Diadem auf dem Kopfe auf dem königlichen Sessel sitzen. Dieser Mensch blieb auf die Frage, wer er wäre? eine lange Zeit ganz stumm sitzen; endlich bedachte er sich und sagte: Er hiesse Dionysius, sey von Messene gebürtig, wegen gewisser Anklagen aber vom Meere hierher gebracht, wo er lange Zeit gefangen gesessen, jetzt habe ihn Serapis von den Banden befreyt, und an diesen Ort mit dem Befehle gebracht, daß er das königliche Kleid und Diadem nehmen, und sich hier stille hersetzen solle. Alexander ließ diesen Menschen, sobald er die Sache erfuhr, nach dem Rathe der Wahrsager, hinrichten.

Er war aber nun schon sehr mißmuthig, und ohne Zutrauen zu den Göttern, gegen seine Freunde aber argwöhnisch. Besonders furchte er sich vor dem Antipater und dessen Söhnen, davon der eine, Jollas, oberster Mundschenke, und Kassander erst vor kurzen bey ihm angekommen war. Dieser letztere brach bey dem Anblicke einiger Asiaten, die vor dem Könige niederfielen, welchen Gebrauch er als ein in den griechischen Sitten erzogener Mann zum erstenmale sahe, in ein heftiges Lachen aus, worüber Alexander so aufgebracht wurde, daß er ihn mit beyden

Händen in die Haare faßte, und mit dem Kopfe an die Wand stieß. Als nachher einstmals Kassander bey denen wider seinen Vater Antipater angebrachten Klagen etwas sagen wollte, fiel ihm Alexander in die Rede. Was? sagte er, sollten diese Leute, wenn ihnen kein Unrecht geschehen wäre, bloß der Verläumdung wegen einen so weiten Weg gekommen seyn? Und wie Kassander darauf erwiederte: Das sey eben ein Zeichen der Verläumdung, daß sie so weit hierher kämen, wo sie von ihren Unwahrheiten nicht überführt werden könnten; so lachte Alexander laut auf. Das sind, sagte er, die Sophistereyen des Aristoteles, wodurch man eben sowohl für, als wider eine Sache reden kann. Aber wehe euch! wenn nur das geringste Unrecht, das ihr diesen Leuten gethan, bewiesen wird. Die Furcht, die Kassander auch überhaupt für den Alexander bekam, prägte sich seinem Geiste so stark ein, daß noch lange Zeit hernach, da er schon als König von Macedonien und Herr von Griechenland die Statüen zu Delphos besah, und des Alexanders seine erblickte, ihn ein plötzliches Schrecken und ein solcher starker Schauder überfiel, daß er sich kaum wieder so bald fassen konnte.

Wie Alexander einmal sich von abergläubischer Furcht hatte einnehmen lassen, so war auch nichts mehr von seltenen und ungewöhnlichen Ereignissen so geringfügig, daß er nicht gleich daraus hätte ein Wunder und Zeichen machen, und sich darüber in Unruhe setzen sollen. Die königliche Residenz war nun mit Wahrsagern und Priestern, die für ihn opferten, angefüllt. So schrecklich auch der Unglaube und

die Verachtung der Götter ist, so entsetzlich ist auch im Gegentheile der Aberglaube, der, wie das Wasser immer an die niedrigen Oerter hinläuft, auch den von thörichter Furcht niedergeschlagenen Alexander erfüllte.

Er fieng inzwischen wieder an, die Trauer über den Hephästion, obgleich deswegen verschiedene Orakel ankamen, ganz zu vergessen, und sich mit Opferfesten und Gastmalen zu belustigen. Er gab unter andern auch dem Nearchus ein prächtiges Gastmahl, und wollte, nach dem Bade darauf, wie er gewohnt war, sich schlafen legen. Allein er ließ sich durch die Bitten des Medius bewegen, noch einer Trinkgesellschaft bey demselben beyzuwohnen. Hier trank er nun den ganzen folgenden Tag hindurch, und dabey überfiel ihn ein Fieber. Es ist aber nicht wahr, daß er hier, sobald er den Becher des Herkules ausgetrunken, plötzlich einen solchen Schmerz im Rücken empfunden, als wenn ihn jemand mit einer Lanze durchstochen hätte. Diese Erdichtung erzehlen nur einige Geschichtschreiber, welche ihre Geschichte wie ein grosses Schauspiel mit einem tragischen Ausgange beschliessen zu müssen glaubten. Aristoteles sagt, daß er in einem hitzigen Fieber beym grossen Durste Wein getrunken, und darauf in eine Phrenesie gefallen, und am dreyßigsten Tage des Monats Däsius gestorben sey.

In den Tagebüchern Alexanders findet man folgendes von seiner Krankheit aufgezeichnet. — „Alexander, heißt es, schlief am achtzehnten Tage des „Monats Däsius, weil er das Fieber hatte, in der „Badstube. Den folgenden Tag begab er sich nach

„dem Bade in sein Zimmer, und brachte den ganzen „Tag mit dem Medius beym Würfelspiele zu. Nach„dem er sich Abends gebadet, den Göttern geopfert, „und stark gegessen hatte, legte er sich nieder, und „wurde des Nachts wieder vom Fieber überfallen. „Am zwanzigsten brachte er, nach dem Bade, den „Göttern wieder das gewöhnliche Opfer, worauf er „in der Badstube den ganzen Tag liegen blieb, und „den Nachrichten des Nearchus von seiner Schiffahrt „auf dem grossen Weltmeere zuhörte. Den ein und„zwanzigsten that er eben das, bekam aber stärkere „Hitze, und befand sich die Nacht darauf sehr übel. „Am folgenden Tage nahm das Fieber sehr zu. Er „ließ sich wegbringen, und neben dem grossen Baßin „betten, wo er sich mit seinen Generalen über die „Besetzung der erledigten Officierstellen unterredete, „und ihnen befahl, daß sie dazu geschickte Leute wäh„len sollten. Den vier und zwanzigsten war das „Fieber sehr heftig, er ließ sich aber doch zu dem „Opfer hintragen, um es persönlich abzuwarten. „Er gab an diesem Tage Befehl, daß die vornehm„sten Generale bey Hofe bleiben, die Obersten und „Hauptmänner aber vor dem Schlosse Wache hal„ten sollten. Den fünf und zwanzigsten wurde er „in den jenseitigen Theil des Schlosses gebracht, „und schlief ein wenig. Das Fieber aber ließ nicht „nach, und er konnte schon nicht mehr mit seinen „Generalen, die zu ihm kamen, sprechen, so wie „ebenfalls den folgenden Tag. Daher die Macedo„nier glaubten, daß er schon gestorben wäre, an „die Thüre gelaufen kamen, und mit Geschrey und „Drohungen nicht eher nachliessen, bis man ihnen

„die Thür öfnete. Sie giengen alsdenn alle, einer „nach dem andern, bey dem Bette vorbey. An eben „dem Tage wurde Pytho und Seleucus in den Tem„pel des Serapis geschickt, um zu fragen, ob man „Alexandern dahin bringen sollte? Serapis aber gab „zur Antwort, man sollte ihn an dem Orte lassen, „wo er wäre. Den acht und zwanzigsten gegen Abend „starb er.“ *) —

So steht in den Tagebüchern das meiste von Wort zu Wort aufgezeichnet. Kein Mensch gerieth anfänglich auf den Verdacht einer Vergiftung. Erst sechs Jahre hernach brachte man diese Angabe zum Vorschein, Olympias ließ deswegen viele umbringen, und die Gebeine des Jollas ausgraben, welcher Alexandern das Gift sollte beygebracht haben. Diejenigen, welche vorgeben, daß Aristoteles mit dem Antipater zugleich das Verbrechen bewerkstelligt habe, und daß durch diesen das Gift nach Asien geschaft worden sey, berufen sich auf den Agnothemis, welcher es vom Könige Antigonus gehört hätte. Sie sagen, das Gift sey eiskaltes Wasser gewesen, welches aus einem gewissen Felsen bey Nonakris wie schwacher Thau hervor quelle, und in einer Eselsklaue aufbehalten werde, weil es in keinem andern Gefässe daure, sondern alles durch seine Kälte und Schärfe durchfresse. — Die meisten Schriftsteller aber halten die ganze Sage von der Vergiftung Alexanders für eine blosse Er-

*) Im ersten Jahre der 114. Olympiade, im 323. Jahre vor Christi Geburt. Alexander hatte 32 Jahr und 8 Monate gelebt, und 12 Jahre regiert.

dichtung, und haben den grossen Beweis für sich, daß Alexanders Körper, wegen der Uneinigkeit der Generale, viele Tage an heissen Oertern liegen geblieben, und doch ohne dem geringsten Merkmale der Verwesung, die vom Gifte zeige, frisch und unversehrt geblieben.

Roxane, welche sich schwanger befand, und deswegen von den Macedoniern sehr verehrt wurde, hintergieng die Statira, auf die sie eifersüchtig war, durch einen falschen Brief, daß sie sich zu ihr begab, worauf sie sie nebst ihrer Schwester umbringen und beyde todte Körper in einen Brunnen werfen, und da verschütten ließ. Perdiccas wußte um die Sache, und half sie ausführen, denn dieser General riß sogleich die höchste Gewalt an sich, und führte den Aridäus, wie eine Maschine der königlichen Regierung, mit sich herum. Dieser Aridäus war ein natürlicher Sohn des Philippus von einer schlechten gemeinen Buhldirne, Namens Philinne. Er war in einer Krankheit, die nicht von natürlichen Ursachen herkam, blödsinnig geworden. In seiner Jugend soll er angenehme und seiner edlen Herkunft nicht unwürdige Eigenschaften gezeigt haben, bis ihm von der Olympias Gift beygebracht, und sein Verstand dadurch geschwächt worden.

Cajus Julius Cäsar.

Cäsar hatte sich mit Cornelia, der Tochter des Cinna, der eine Zeitlang die Oberherrschaft von Rom behauptete, vermählt, und ließ sich vom Sylla, der nachher die Obergewalt an sich riß, weder durch Versprechungen noch Drohungen bewegen, sich von seiner Gemahlin zu scheiden. Sylla zog darauf ihr Heirathsgut ein. Der Grund dieser Feindschaft zwischen dem Cäsar und Sylla war die Verwandtschaft mit dem Marius. Denn der ältere Marius hatte Julia, des Cäsars Vaters Schwester, geheirathet, und mit ihr den jüngern Marius gezeugt, welcher also mit dem Cäsar Geschwisterkind war. Cäsar war anfänglich unzufrieden, daß Sylla wegen der vielen Ermordungen und andern Beschäftigungen gar nicht an ihn dachte, und bewarb sich selbst, so jung er noch war, in der öffentlichen Versammlung des Volks um ein Priesteramt; *) allein Sylla, der ihm zuwider war, veranstaltete es dahin, daß er mit seinem Gesuche durchfiel, und faßte auch den Entschluß, ihn umbringen zu lassen. Er gab denjenigen,

*) Sveton im Leben Cäsars, Vellejus, und andere Schriftsteller gehn in diesem und vielen andern Umständen vom Plutarch ab, auf welche ich hier allgemein, und noch auf die Anmerkungen des Rualdus, verweisen will, denn auf einzelne Umstände sich hier in den Noten einzulassen, würde sehr weitläuftig und zweckwidrig seyn. — Ich liefere bloß die Uebersetzung Plutarchs, und das, was dieser Schriftsteller sagt.

welche ihm vorstellten, daß es nicht der Mühe werth wäre, einen so jungen Knaben umbringen zu lassen, zur Antwort: Sie hätten keinen Verstand, wenn sie nicht einsähen, daß in diesem Knaben viele Mariusse steckten.

Dieser Ausdruck des Sylla wurde dem Cäsar hinterbracht, welcher darauf entwich, und eine lange Zeit sich im sabinischen Distrikte aufhielt, bis er wegen einer Unpäßlichkeit sich in ein anderes Haus mußte tragen lassen, da er des Nachts den Soldaten des Sylla in die Hände fiel, die die dasige Gegend durchsuchten, und die Versteckten gefangen nahmen. Aber Cäsar bewog den Anführer dieses Trupps, Cornelius, durch zwey Talente, daß er ihn wieder los ließ, worauf er sich sogleich ans Meer begab, und nach Bythinien, zum Könige Nikomedes segelte, bey welchem er sich aber nicht lange aufhielt. Auf der Rückfahrt wurde er bey der Insel Pharnakusa von den Seeräubern gefangen genommen, die damals schon mit beträchtlichen Flotten und vielen Fahrzeugen auf dem Meere herumschwärmten.

Cäsar lachte, da die Seeräuber anfänglich von ihm nur eine Ranzion von zwanzig Talenten *) foderten, als wenn sie nicht wüßten, was für einen Mann sie in ihre Gewalt bekommen hätten. Er versprach ihnen funfzig Talente zu geben. Er schickte, um diese Summe aufzutreiben, seine Begleiter in verschiedne Städte herum, und befand sich nun mit einem einzigen Freunde und zwey Bedienten allein in den Händen dieser mörderischen Cilicier. Gleichwohl bezeigte er gegen sie solche Geringschätzung,

*) Ueber zwanzigtausend Reichsthaler.

daß er öfters, wenn er ruhen wollte, ihnen befehlen ließ, daß sie stille seyn sollten. Er blieb acht und dreyßig Tage unter ihnen auf eine solche Art, daß er nicht ein Gefangener von ihnen, sondern mit einer Leibwache umgeben zu seyn schien, und scherzte und spielte mit ihnen in völliger Sicherheit. Er verfertigte einige Gedichte und Reden, und las sie ihnen vor: wenn sie sie nicht bewunderten, so nannte er sie Barbaren und Dumköpfe, und öfters drohte er ihnen mit Lachen, daß er sie wollte aufhenken lassen. Die Barbaren freuten sich über seine Freymüthigkeit, und schrieben sie seiner naiven lustigen Laune zu.

Sobald er aber mit dem aus Milet angekommenen Gelde sich losgekauft, und weggesegelt war, gieng er mit einer Menge bewafneter Schife aus dem milesischen Hafen auf diese Seeräuber selbst los, die er noch bey der Insel auf ihrer vorigen Station antraf, und bekam die meisten in seine Gewalt. Ihr Geld machte er zur Beute, sie selbst aber ließ er nach Pergamos ins Gefängniß bringen. Darauf begab er sich zum Junius, welchem es, als damaligen Prätor von Asien, zukam, die Gefangenen zu bestrafen. Allein da Junius seine Augen nur auf das viele Geld richtete, welches erbeutet worden war, und das Gericht über die gefangenen Seeräuber auf bequemere Zeit verschob, so verließ ihn Cäsar, und gieng nach Pergamos zurück, wo er die gefangenen Seeräuber insgesammt kreuzigen ließ, wie er im Scherze auf der Insel ihnen oft vorhergesagt hatte.

Als nachher des Sylla Macht abnahm, und seine Freunde in Rom ihn wieder dahin riefen, se-

gelte er nach Rhodus, und hörte dort den Apollonius, Molons Sohn, den auch Cicero zum Lehrmeister gehabt hatte, einen Sophisten, der sowohl wegen seiner Beredtsamkeit als wegen seines guten Charakters in grossem Rufe stand. Cäsar besaß ein vortreffliches Genie zur Civilberedtsamkeit, und bildete es so gut aus, daß er, ohne Widerspruch, unter den Rednern Roms den zweyten Platz behauptete, und den ersten, zu welchen ihn seine Naturgaben geschickt machten, bloß deswegen andern überließ, damit er als Staatsmann und als General den ersten Platz sich erwerben möchte, wodurch er auch die Oberherrschaft sich verschafte, dabey aber durch seine Feldzüge und Staatsgeschäfte verhindert wurde, die höchste Stärke in der Beredtsamkeit zu erreichen. Er bittet daher selbst in seinem Anticato, welches Buch er wider den Cicero schrieb, daß man diese Schreibart eines Kriegsmannes nicht mit der Beredtsamkeit eines von Natur zum Redner geschafenen Mannes, und der noch dazu viel Zeit und Fleiß darauf verwandt, vergleichen möchte.

Nach seiner Rückkunft in Rom klagte er den Dolabella wegen Malversation in seiner Statthalterschaft an. Er hatte viele griechische Städte zu Zeugen auf seiner Seite, aber Dolabella wurde gleichwohl losgesprochen. Um den Eifer der Griechen gegen sich zu erwiedern, führte er ihren Proceß wider den Publius Antonius, den sie wegen Bestechungen beym Marcus Lucullus, dem Prätor von Macedonien, verklagt hatten, und er trieb die Sache so weit, daß Antonius an die Tribunen zu Rom appellirte, mit dem Vorgeben, daß er in einem Pro-

ceſſe, den er wider die Griechen in Griechenland führe, nicht unpartheyiſch Recht erhalten könnte.

Zu Rom machte den Cäſar der Reiz ſeiner Beredtſamkeit in gerichtlichen Reden eben ſo berühmt, als ſein gefälliges freundliches Betragen gegen jedermann, mit welchem er ſich weit herablaſſender zeigte, als man von ſeinem jugendlichen Alter erwarten konnte, ihm die Liebe des Volks erwarb. Dazu kam die Gunſt, die er ſich durch Freygebigkeit und Gaſtmale verſchafte, und überhaupt ſeine glänzende Lebensart, wodurch er nach und nach immer zu mehr Anſehn im Staate gelangte. Anfänglich glaubten ſeine Neider, dieſes groſſe Anſehn werde bald fallen, wenn ſein aufgezehrtes Vermögen ihm keinen Aufwand weiter erlauben würde, und achteten es nicht, daß er ſich beym Volke in ſo groſſe Gunſt ſetzte: ſie merkten aber zu ſpät, da ſeine Macht ſchon ſo groß und ſo befeſtigt war, daß er öffentlich an dem Umſturze der ganzen Staatsverfaſſung arbeitete, daß man nichts, das im Anfange noch ſo klein ſey, für ſo gering halten müſſe, daß es nicht bey fortdauernder Folge bald groß, und durch verächtliche Vernachläßigung endlich ganz unwiderſtehlich werden könne. Cicero war der erſte, der die Abſicht ſeiner Staatsmaximen durchſchauete, und ihre lächelnde Heiterkeit für eben ſo gefährlich als die heitre Stille des Meers hielt. Er bemerkte, daß in Cäſars menſchenfreundlichem gefälligen Weſen ein gefährlicher Charakter verborgen läge, und ſagte, er ſähe in allen ſeinen Maasregeln und Staatsunternehmungen tyranniſche Abſichten verſteckt; „wenn ich aber dagegen, ſetzte er hinzu, die ſo künſtlich

accommodirten Haare des Cäsars, und ihn sich selbst mit dem einen Finger im Kopfe kratzen sehe, so scheint mir dieses wieder gar nicht der Mann zu seyn, der einen so grossen Frevel, als der Umsturz der römischen Staatsverfassung ist, sich könnte in den Sinn kommen lassen."

Den ersten Beweis von der Neigung des Volks gegen ihn erhielt er, da er mit dem Cajus Popilius zugleich um eine Oberstenstelle sich bewarb, und demselben vorgezogen wurde. Einen andern und noch weit glänzendern Beweis sahe er, da er des Marius Gemahlin, Julia, welche seines Vaters Schwester war, nach ihrem Tode auf dem Markte eine vortrefliche Leichenrede hielt. Er wagte es, bey dem Wegtragen der Leiche das Bild des Marius mit aufzustellen, welches seit der Regierung des Sylla, von welchem Marius mit seinen Anhängern für Feinde des Vaterlandes waren erklärt worden, jetzt wieder zum erstenmale zum Vorschein kam. Einige erhoben deswegen auch wider den Cäsar ein Geschrey; aber das Volk überschrie sie, und bezeigte durch ein allgemeines Händeklatschen seine Bewunderung und Beyfall, daß er nach so langer Zeit das rühmliche Andenken des Marius gleichsam aus der Hölle wieder in die Stadt Rom zurückbrächte.

Es war bey den Römern gewöhnlich, daß alten verstorbenen Frauen öffentliche Leichenreden gehalten wurden, bey jungen Frauen aber pflegte es nicht zu geschehen. Cäsar war der erste, der seiner eignen verstorbenen Gemahlin eine öffentliche Leichenrede hielt, und er erwarb sich durch diese Zärtlichkeit eine Art von neuer Zuneigung beym Volke, welches ihn

nun auch als einen Mann von gutem und weichherzigen Charakter liebte.

Gleich nach der Beerdigung seiner Gemahlin gieng er mit einem der Prätoren, Namens Vetus, als Quästor nach Spanien. Er erwies diesem Manne beständige Hochachtung, und machte nachher, da er selbst Prätor wurde, dessen Sohn wieder zu seinem Quästor. Nach der Rückkunft von seiner Quästur verheirathete er sich zum drittenmale *) mit der Pompeja, und seine Tochter von seiner ersten Gemahlin, der Cornelia, gab er in den folgenden Zeiten Pompejus dem Grossen zur Gemahlin. Er fuhr fort, einen so verschwenderischen Aufwand zu machen, daß es schien, als wenn er eine kurze vorübergehende Ehre mit grossen Kosten erkaufte, da er doch wirklich etwas sehr Grosses sehr wohlfeil kaufte. Sein Aufwand überstieg inzwischen so sehr sein Vermögen, daß er dreyzehnhundert Talente **) soll schuldig gewesen seyn, ehe er ein Amt bekam. Da er nachher die Stelle eines Aufsehers über den appischen Weg erhielt, setzte er wieder viel zu, und da er Aedil wurde, brachte er dreyhundert und zwanzig Paar Fechter auf den Schauplatz, und übertraf auch an andern Arten von prächtigem Aufwande, in Schauspielen, Processionen, Gastmahlen und Frey-

*) Nämlich Cäsar hatte sich schon in seinem 17ten Jahre mit der Cossutia verlobt, welche Verbindung er aber aufhob, da er sich mit der Cornelia vermählte, welches also für seine zweyte Gemahlin gerechnet wird.

**) Eine Million, und dreymal hunderttausend Reichsthaler.

gebigkeiten so sehr den Ehrgeitz aller seiner Vorgänger, daß das Volk ihm seine ganze Gunst schenkte, und jedermann durch neue Aemter und Ehrenstellen seine Freygebigkeit ihm wieder zu vergelten suchte.

Es existirten in Rom noch die zwey ehemaligen Partheyen, die syllianische und marianische. Jene war sehr mächtig: die marianische Parthey aber war damals niedergedrückt, zerstreut, und in schwachen Umständen. Cäsar nahm sich vor, sie wieder zu verstärken und empor zu bringen. Er ließ deswegen, da er sich durch seine Freygebigkeiten als Aedil in das größte Ansehn gesetzt hatte, in der Stille den Marius abbilden, und seine Siegeszeichen von neuem verfertigen, und stellte alles des Nachts wieder im Capitolium auf. Des Morgens darauf, da man diese insgesammt von Golde schimmernden und sehr künstlich gearbeiteten Ehrenzeichen, deren Aufschrift die Siege über die Cimbrer anzeigte, betrachtete, erstaunte man über die Kühnheit des Mannes, der sie aufgestellt hatte, und dieser war nicht unbekannt. Das Gerücht von dieser Sache breitete sich sogleich durch die ganze Stadt aus, und jedermann lief hin, und betrachtete die aufgestellten Bildnisse. Einige erhoben dagegen ein Geschrey, und beschuldigten den Cäsar, daß er seine Absichten auf eine Tyranney richtete, da er die durch öffentliche Gesetze und Staatsdecrete vernichteten Ehrenzeichen wieder aufstellte, und dadurch einen Versuch machte, ob er das schon von ihm geschmeichelte Volk durch seine prächtigen Freygebigkeiten dahin verleiten könnte, daß es ihm dergleichen

chen Verspottungen der Gesetze und Neuerungen im Staate zuliesse. Die Marianer hingegen faßten neuen Muth, und erschienen in so grosser Menge, daß man sich darüber verwunderte, auf dem Capitolium, und bezeigten das lauteste Frohlocken. Vielen kamen Freudenthränen in die Augen, da sie das Bildniß des Marius erblickten: Cäsar wurde von ihnen mit den größten Lobsprüchen erhoben, und als ein Mann, der der Verwandtschaft des Marius vor allen andern würdig wäre, gepriesen.

Der römische Senat kam dieser Sache wegen auch zusammen, und Catulus Lutatius, einer der vornehmsten Männer im römischen Staate, klagte Cäsarn darüber an, wobey er den bekannten Ausdruck brauchte: Cäsar unterminirt nun nicht mehr die römische Staatsverfassung, sondern greift sie schon mit Sturmmaschinen an. Allein Cäsar vertheidigte sich so geschickt, daß er den Beyfall des Senats erhielt; worauf seine Anhänger noch mehr Muth bekamen, und ihn ermunterten, keines von seinen Vorhaben fahren zu lassen, da er durch den Eifer des Volks für ihn in allem die Oberhand erhalten würde.

Inzwischen war durch den Tod des Metellus das Amt eines Oberpriesters erledigt worden, und es stritten sich Isauricus und Catulus darum, zwey der vornehmsten Männer, die auch im Senate grossen Anhang hatten. Gleichwohl bewarb sich Cäsar auch um diese Stelle, und gab seinen beyden Competenten so wenig nach, daß er in öffentlicher Versammlung des Volks darum anhielt. Weil dadurch der Ausschlag der Stimmen unsicher wurde, und

Catulus, eben wegen seines grössern Ansehns, sich desto mehr für eine solche Ungewißheit scheute, so ließ er durch Abgeschickte dem Cäsar zureden, daß er von seinem Gesuche abstehen möchte, und versprach ihm dafür eine grosse Summe Geld. Aber Cäsar gab zur Antwort, daß er noch mehr Geld dazu borgen, und von seiner Competenz nicht abgehen würde. Als der Tag der Wahl erschien, nahm er von seiner Mutter, die ihn mit Thränen bis an die Hausthüre begleitete, mit diesen Worten Abschied: Heute, liebe Mutter, wirst du deinen Sohn entweder als Oberprieſter, oder landflüchtig sehen. Bey der nachherigen Stimmensammlung entstanden Streitigkeiten, und Cäsar drang mit seinem Gesuche durch, welches den Senat und die Vornehmen in Rom so in Furcht setzte, daß sie ihn für fähig hielten, das Volk zu jeder Kühnheit zu verleiten.

Es machten daher auch Piso und Catulus dem Cicero Vorwürfe, daß er den Cäsar bey der catilinarischen Verschwörung, da er so gute Gelegenheit gehabt, verschont hätte. Dieser Catilina hatte nämlich den Anschlag gefaßt, nicht nur die Staatsverfassung zu verändern, sondern auch die ganze Regierungsform aufzuheben, und alles in Verwirrung zu setzen. Er entfloh, wegen schwacher Anzeigen wider sich, aus Rom, ehe man noch seinen entsetzlichen Anschlag entdeckt hatte, ließ aber den Lentulus und Cethegus in Rom, die den Entwurf seiner Meuterey weiter fortsetzten. Es ist nicht gewiß, ob Cäsar sie heimlich ermuntert und unterstützt hat; wie sie aber im Senate ihres Verbrechens völlig überführt wurden, und Cicero als damaliger Consul die Senato-

ren alle nach einander um ihre Stimmen wegen der Bestrafung befragte, so waren alle, bis es auf den Cäsar kam, der Meynung, daß sie am Leben gestraft werden müßten, Cäsar aber stand auf, und hielt eine sehr gekünstelte Rede, in welcher er zu beweisen suchte, daß es weder gerecht, noch der bisherigen Observanz gemäß wäre, Männer von so angesehenem Stande, und so vornehmer Geburt, vor gehöriger Untersuchung, umzubringen, wenn es nicht die äusserste Noth erforderte. Wenn sie in den Städten Italiens, wo es dem Cicero selbst gefällig seyn möchte, im Gefängniß blieben, bis Catilina mit seinen Soldaten überwunden wäre, so könnte nachgehends der Senat in Ruhe und Frieden über jeden das Urtheil fällen.

Weil dieser Vorschlag billig zu seyn schien, und mit aller Stärke der Beredtsamkeit unterstützt war, so fielen nicht nur alle diejenigen, die nach dem Cäsar aufstunden, demselben bey, sondern es nahmen auch viele, die schon vorher ihre Meynung gesagt hatten, dieselbe zurück, und pflichteten Cäsars Vorschlage bey, bis die Reihe an den Cato und Catulus kam. Diese beyden Männer widersetzten sich heftig, und Cato ließ sogar in seiner Rede Verdacht gegen den Cäsar einfließen, und sprach mit solchem Nachdrucke, daß die Verschwornen hingerichtet wurden. Und als Cäsar aus dem Senate gieng, liefen eine Menge von den jungen Römern, die dem Cicero zu einer Art von Wache dienten, zusammen, und hielten dem Cäsar ihre blosse Degen entgegen, er wurde aber noch vom Curio, der ihn mit seinem Rocke bedeckte, fortgebracht, und Cicero soll selbst

diesen jungen Leuten, da sie ihn angesehen, gewinkt haben, weil er sich entweder vor dem Volke fürchtete, oder die Ermordung Cäsars überhaupt für ungerecht und gesetzwidrig hielt. Wenn dieses aber wahr ist, so wundre ich mich, daß Cicero in seiner Schrift vom Consulate nichts davon erwähnt. Man tadelte ihn jedoch nachher, daß er die damalige gute Gelegenheit wider den Cäsar nicht genutzt, sondern sich vor dem Volke gefürchtet habe.

Dieses hieng dem Cäsar ungemein an. Denn als einige Tage darauf Cäsar sich in die Versammlung des Senats begab, um sich wegen des auf ihn geworfenen Verdachts zu rechtfertigen, und ein grosses Lärmen im Senate darüber entstand, so lief das Volk zusammen, umringte die Versammlung, und verlangte, da die Sessionen länger als gewöhnlich dauerte, mit Geschrey, daß man den Cäsar in Ruhe lassen, und auf freyen Fuß stellen sollte. Daher auch Cato besonders befürchtete, daß der dürftige Theil des Volks, der immer die übrige Menge am meisten aufzuhetzen pflegte, und der seine Hoffnung auf den Cäsar setzte, einen Aufstand erregen möchte, und deswegen den Senat bewog, alle Monate dem Volke eine gewisse Menge Korn austheilen zu lassen, wodurch die jährlichen Ausgaben des Staats auf fünf Millionen und fünfmal hunderttausend Drachmen*) vermehrt wurden. Durch diesen Staats-

*) Xylander führt an, daß diese Summe im Leben des Cato zu 1250 Talente bestimmt werde, welches sieben Millionen fünfmal hunderttausend Drachmen betrüge, und in einigen Handschriften findet sich auch wirklich an dieser Stelle

streich vertilgte Cato die damals vorhandene Furcht gänzlich, und entriß dem Cäsar einen grossen Theil seiner Macht beym Volke zu einer sehr gelegenen Zeit, da Cäsar bald das Amt eines Prätors antreten sollte, und dieser Stelle wegen desto furchtbarer war.

Es fiel jedoch während der Prätur des Cäsars keine Unruhe vor, er hatte aber selbst einen sehr unangenehmen Vorfall in seinem eignen Hause. Publius Clodius, ein Mann von patricischem Geschlechte, und der sowohl wegen seines Reichthums als wegen seiner Beredtsamkeit in grossem Ansehn stand, aber an Frechheit und Liederlichkeit alle Römer übertraf, verliebte sich in Cäsars Gemahlin, Pompeja, und fand bey ihr Gehör. Allein die genaue Wache, unter welcher immer ihr Zimmer stand, und die Aufmerksamkeit von Cäsars Mutter, Aurelia, einer tugendhaften Frau, welche die Pompeja immer unter ihren Augen hatte, machte die Zusammenkunft der beyden Verliebten schwer und gefährlich. Inzwischen fiel das Fest derjenigen Göttin ein, welche die Römer Bona Dea, die gute Göttin, und die Griechen die Weibergöttin nennen. Die Phrygier, die sich diese Göttin besonders zueignen, geben vor, daß sie die Mutter ihres ehemaligen Königs Midas gewesen sey, die Römer halten sie für eine Waldnymphe und Gemahlin des Faunus, die Griechen aber für die geheime Mutter des Bacchus.

επτακόσιαι πεντήκοντα μυριάδες anstatt πεντακόσιαι πεντήκοντα μυριάδες welches nach unserm Gelde etwa eine Million und 300,000 Reichsthaler beträgt.

Deswegen schmücken sie auch an dem Feste dieser Götter ihre Wohnungen mit Weinreben, und stellen, eines mythologischen Umstandes wegen, den heiligen Drachen zu den Füssen dieser Göttin. Es ist keiner Mannsperson erlaubt, bey diesem Feste zugegen noch in dem Hause zu seyn, wo es gefeyert wird: Die Frauen, die für sich selbst allein die gottesdienstliche Ceremonie begehen, sollen dabey vieles mit dem orphischen Gottesdienste übereinkommendes vornehmen. Wenn die Zeit dieses Festes erscheint, welches in dem Hause eines Consuls oder Prätors pflegt gefeyert zu werden, so geht der Mann mit allen Mannspersonen aus dem Hause, und die Frau, die nun allein im Hause ist, schmückt es, und ordnet alles an. Die vornehmsten Feyerlichkeiten gehen des Nachts unter Musik und allerhand Lustbarkeiten vor.

Dieses Fest feyerte Pompeja, des Cäsars Gemahlin, und Clodius, der noch keinen Bart hatte, und also desto eher verborgen zu bleiben hoffte, zog sich wie eine Sängerin an, und gieng so, daß er einem Frauenzimmer ganz ähnlich sahe, in Cäsars Haus. Er fand die Thüre offen, und wurde von einem Mädchen der Pompeja, das um die Sache wußte, sicher eingelassen. Indem diese Person aber hinlief, um es der Pompeja zu melden, und etwas ausblieb, dauerte dem Clodius die Zeit zu lange, und er lief, weil er nicht an einem Orte stehen bleiben wollte, in dem weitläuftigen Hause herum, und vermied das Licht, kam aber der Dienerin der Aurelia in den Lauf. Diese, die ihn für ein Mädchen hielt, foderte ihn auf, mit ihr zu spielen, und da er nicht wollte, zog sie ihn näher, und fragte, wer

er wäre? und wo er herkomme? Clodius antwortete, daß er auf die Abra, der Pompeja Mädchen, wartete, wurde aber dabey an der Stimme erkannt, daß er eine Mannsperson wäre. Das Mädchen lief sogleich mit Geschrey ans Licht zu den versammelten Frauenzimmern, und meldete, daß sie eine Mannsperson entdeckt hätte. Alle Frauenzimmer geriethen darüber in Furcht und Bestürzung, und Aurelia hob sogleich den Gottesdienst auf, bedeckte die heiligen Bildnisse, und ließ das Haus zuschliessen. Darauf wurde mit Fackeln im ganzen Hause herumgesucht, und Clodius in der Kammer desjenigen Mädchens, das ihn hereingelassen hatte, gefunden. Man erkannte ihn, und jagte ihn zum Hause heraus. Die Frauenzimmer giengen auch sogleich nach Hause, und erzehlten die Sache ihren Männern.

Am folgenden Tage breitete sich das Gerücht durch die ganze Stadt aus, daß Clodius sich an heiligen Gebräuchen vergangen habe, und nicht allein wegen der Beschimpfung der Frauenzimmer, sondern auch wegen des Verbrechens gegen die ganze Stadt und die Götter, bestraft werden müsse. Es klagte ihn auch einer von den Tribunen des Volks des Verbrechens wider die Religion an, und die Vornehmsten aus dem Senate traten mit gegen ihn auf, und brachten ausser andern Zeugnissen von seinen schändlichen Unzüchtigkeiten zugleich an, daß er selbst mit seiner Schwester, der Gemahlin des Lucullus, Ehebruch getrieben habe. Cäsar ließ sich auch sogleich von seiner Gemahlin scheiden; wie er aber als Zeuge vor dem Gerichte erschien, sagte er, daß ihm von den wider den Clodius angegebenen

Beschuldigungen nichts bekannt sey. Und als ihn der Kläger bey dieser seltsamen Erklärung fragte, warum er sich denn also von seiner Gemahlin geschieden habe? antwortete er: weil er wollte, daß eine Gemahlin von ihm auch ohne allem Verdachte seyn sollte. Einige behaupteten, Cäsar habe dieses in wahrem Ernste gesagt, andre aber meynen, er habe es nur dem Volke zu gefallen gethan, welches sich bemühte, den Clodius zu retten. Er entgieng auch der Strafe, weil die größte Anzahl der Richter in ihrem Urtheile mehrere Sachen zugleich mit einander entschieden, *) um nicht durch die Verurtheilung des Clodius beym Volke Gefahr zu laufen, oder durch seine Lossprechung sich die Vorwürfe der Patricier zuzuziehen.

Cäsar erhielt nach abgelegter Prätur Spanien zu seiner Provinz. Er kam aber wegen seiner Gläubiger in Verlegenheit, welche ihn durchaus nicht wollten abreisen lassen, und ihm so hart zusetzten, daß er seine Zuflucht zum Crassus nahm, den reichsten Mann unter allen damaligen Römern. Dieser hatte die Macht und Lebhaftigkeit Cäsars nöthig, um dem Pompejus das Gleichgewicht halten zu können, und befriedigte daher die härtesten und ungestümsten Gläubiger, wobey er für achthundert und

*) Diese Gewohnheit, ferre sententias per saturam, fand sowohl bey Klagesachen als bey neuen Gesetzen statt, wenn man die Meynung nicht gern bestimmt sagen wollte, und man gebrauchte alsdenn allgemeinere Ausdrücke, die auf mehr vorgekommene Sachen sich zugleich bezogen. Sie wurde aber endlich durch ein Gesetz vom Cäcilius und Didius aufgehoben.

dreyßig Talente gut sagen mußte. *) Darauf begab sich Cäsar in seine Provinz.

Auf dem Marsche über die Alpen sollen seine Freunde, indem der Zug bey einem kleinen fremden Städtchen vorbey gieng, welches von wenigen armseligen Einwohnern bewohnt wurde, im lachenden Scherz den Gedanken geäußert haben: Sollte es auch hier wohl Streitigkeiten um die höchsten Aemter geben, und Eifersucht und Mord unter den Vornehmsten wegen der vorzüglichsten Macht? und Cäsar soll ganz ernsthaft darauf geantwortet haben: Ich wollte doch lieber unter diesen Leuten der erste als unter den Römern der zweyte seyn. Ingleichen soll er in Spanien, da er bey guter Muße eine Geschichte von Alexandern las, lange Zeit in tiefe Gedanken gerathen, und darauf in Thränen ausgebrochen seyn, zu seinen Freunden aber, die sich über die Ursache dieser Traurigkeit verwunderten, gesagt haben: Ist das nicht der Traurigkeit werth, daß Alexander in einem solchen Alter schon über viele Reiche herrschte, in welchem ich noch nichts Grosses gethan habe!

Er zeigte gleich nach seiner Ankunft in Spanien viel Thätigkeit. Binnen wenig Tagen vermehrte er die da schon vorhandnen zwanzig Cohorten, mit zehn neuen, er zog gegen die Callaiker und Lusitanier zu Felde, besiegte sie, und unterwarf auf seinem Zuge bis ans Meer hin alle bisher noch nicht unterworfnen Völkerschaften der römischen Herrschaft. So siegreich er im Felde war, so vielen Ruhm erwarb er sich auch in den Geschäften des Friedens.

*) Gegen neunmal hunderttausend Reichsthaler.

Er stellte unter den dasigen Städten die Einigkeit wieder her, und schlichtete besonders die Mißhelligkeiten der Gläubiger und Schuldner auf eine geschickte Weise. Er verordnete nämlich, daß die Gläubiger zwey Drittheile von den jährlichen Einkünften ihrer Schuldner bekommen, das übrige aber die Grundbesitzer für sich behalten sollten, bis die Schulden getilgt wären. Er erwarb sich dadurch vielen Ruhm, und war während dieser Statthalterschaft reich geworden, so wie er auch seine Truppen auf den Feldzügen bereichert, und von ihnen den Titel Imperator bekommen hatte.

Er kam eben zu der Zeit in Rom an, da die neuen Consuln sollten gewählt werden. Nach den Gesetzen des Staats mußten diejenigen, die sich um einen Triumph bewarben, sich ausserhalb der Stadt aufhalten, und diejenigen, die sich ums Consulat bewarben, es in der Stadt gegenwärtig thun. Diese einander ganz entgegengesetzte Verordnungen brachten ihn bey seiner doppelten Absicht in Verlegenheit. Er schickte an den Senat, und ließ um die Erlaubniß bitten, daß er abwesend durch seine Freunde ums Consulat anhalten könnte. Aber Cato drang sogleich mit aller Macht auf die Aufrechthaltung der Gesetze, und da er sahe, daß viele vom Cäsar gewonnen waren, hintertrieb er die Sache durch den Aufschub, und brachte den ganzen Tag mit seiner Rede zu. Cäsar entschloß sich daher, den Triumph fahren zu lassen, und ums Consulat anzuhalten.

Sobald er in die Stadt gekommen war, spielte er einen Staatsstreich, der alle Menschen, ausser den Cato, hintergieng. Er stiftete zwischen dem

Pompejus und Crassus, den zwey mächtigsten Männern in ganz Rom, welche mit einander in beständiger Streitigkeit waren, eine Aussöhnung und Freundschaft. Er machte sich durch diese, dem Namen nach patriotisch lobwürdige That, die Macht beyder Männer eigen, und legte damit den Grund zu einer Staatsrevolution. Denn es war nicht die Feindschaft des Cäsars und Pompejus, wie die mehrsten glauben, welche den bürgerlichen Krieg erregte, sondern die freundschaftliche Verbindung dieser Männer, wodurch sie anfänglich das Ansehn der Patricier zu unterdrücken suchten, hernach aber selbst mit einander zerfielen. Cato weissagte diese Schicksale öfters vorher, erhielt aber dadurch nichts weiter als den Namen eines verdrüßlichen, über alles eifersüchtigen Mannes, nachher aber hielt man ihn für einen klugen, nur nicht glücklichen, Rathgeber.

Cäsar gelangte durch die Macht des Pompejus und Crassus zum Consulate. Er wurde mit vieler Ehre nebst dem Calpurnius Bibulus zum Consul ernannt. Gleich nach dem Antritte dieses Amts brachte er Dinge im Vorschlag, die sich nicht für den Consul, sondern für einen verwegenen Tribun des Volks schickten, und verlangte, um dem Volke gefällig zu werden, daß unter dasselbe eine Anzahl Ländereyen sollten vertheilt werden. Da sich die besiegesinnten Männer im Senate dawider setzten, nutzte er diesen Vorwand, den er schon längst gesucht hatte, schrie und versicherte unter vielen Betheurungen, daß er wider seinen Willen sich an das Volk wenden müßte, und durch den Stolz und die Härte des Senats gezwungen würde, die Parthey des

Volks zu ergreifen, und sprang auch wirklich aus der Versammlung des Senats heraus vor das Volk. Hier stellten sich gleich Crassus und Pompejus neben ihm auf beyde Seiten, und er fragte sie, ob sie seine gethanen Vorschläge billigten? Wie sie diese Frage mit Ja beantwortet hatten, bat er sie, ihm ihren Beystand gegen diejenigen zu leisten, welche sich mit gewafneter Hand zu widersetzen drohten. Beyde versprachen ihm ihren Beystand, und Pompejus setzte hinzu, er wollte sich den Degen mit Degen und Schildern entgegen stellen: welcher Ausdruck die aristokratisch gesinnten sehr beleidigte, und selbst für die Würde des Pompejus, und für die dem Senate schuldige Hochachtung unschicklich, überhaupt aber unsinnig und tollkühn war.

Cäsar suchte sich inzwischen die Macht des Pompejus durch eine noch stärkere Verbindlichkeit eigen zu machen, und vermählte seine Tochter Julia mit ihm. Sie war schon dem Servilius Cäpio verlobt, er versprach aber demselben dafür die Tochter des Pompejus, die auch nicht mehr frey, sondern dem Faustus, dem Sohne des Sylla, versprochen war. Bald darauf heirathete Cäsar die Tochter des Piso, Calpurnia, und brachte es dahin, daß sein Schwiegervater zum Consul auf das künftige Jahr ernannt wurde. Cato erhob dagegen ein grosses Geschrey, und bezeugte unter vielen Betheurungen, daß es unerträglich sey, daß die höchsten Stellen durch Verheirathungen verkuppelt, und durch Weiber Provinzen, Kriegsheere und Ehrenstellen vergeben würden. Cäsars Mitconsul, Bibulus, gab sich auch Mühe, Cäsars Vorschläge zu hintertreiben, richtete

aber nichts aus, und gerieth öfters nebst dem Cato auf öffentlichem Markte in Lebensgefahr, daher er auch die ganze übrige Zeit seines Consulats in seinem Hause blieb, und sich nicht öffentlich sehen ließ.

Pompejus aber erfüllte gleich nach seiner Verheirathung den Markt mit gewafneten Leuten, und authorisirte mit Hülfe des Volks Cäsars Vorschläge und Gesetze, und verschafte auch Cäsarn die Statthalterschaft in dem ganzen diesseitigen und jenseitigen Gallien und Illyrien nebst einem Corps von vier Legionen, auf fünf Jahre. Den Cato, der sich diesen Dingen zu widersetzen versuchte, befahl Cäsar sogar ins Gefängniß zu führen, und glaubte, Cato würde an die Tribunen appelliren. Da dieser aber, ohne ein Wort zu sagen, mit den Gerichtsdienern abgieng, und Cäsar sahe, daß nicht nur die Patricier darüber sehr empfindlich wurden, sondern auch das Volk, aus Ehrfurcht für des Cato Tugend, ihn stillschweigend und ganz niedergeschlagen begleitete, so bat er selbst heimlich einen von den Tribunen, daß er den Cato befreyen möchte.

Es kamen überhaupt während dem Consulate des Cäsars wenige Senatoren in den Senat: die meisten blieben aus Verdrüß zurück. Considius, ein sehr betagter Mann, sagte deswegen auch zum Cäsar, die Senatoren fürchteten sich wegen der bewafneten Leute und der Soldaten, zu erscheinen. Warum, antwortete Cäsar, fürchtest du dich nicht auch davor, und bleibst zu Hause? — Mein Alter macht, erwiederte Considius, daß ich mich nicht fürchte, denn der noch kurze Rest meines Lebens hat keine Vorsicht mehr nöthig. Der schlimmste von allen

Staatsstreichen, die unter Cäsars Consulate geschahen, schien der zu seyn, daß Clodius, der selbst des Cäsars Ehebette und das geheime Fest in seinem Hause geschändet hatte, zum Tribun des Volks ernannt wurde. Dieß geschahe, um den Cicero zu stürzen, und Cäsar begab sich auch nicht eher in seine Provinz, bis er mit dem Clodius eine Parthey wider den Cicero zu Stande gebracht hatte, und dieser aus Italien vertrieben war.

Diese Begebenheiten ereigneten sich vor Cäsars gallischen Kriegen. Von dem Zeitpunkte an, da er diese Kriege führte, und in seinen Feldzügen ganz Gallien eroberte, scheint er gleichsam eine neue Periode seines Lebens angefangen, und ganz andre Maasregeln, und einen andern Gang seiner Geschäfte erwählt zu haben. Und hiebey nun zeigte er sich als einen solchen Krieger und General, daß er keinem der allerberühmtesten und größten Feldherrn nachgesetzt werden kann. Denn wenn man ihn auch mit den Fabiern, Scipionen, Metellen, oder mit denen, die zu seiner Zeit und kurz vor ihm gelebt haben, dem Sylla, Marius, beyde Lucculler, oder mit dem Pompejus selbst, der wegen seiner mannichfaltigen kriegrischen Eigenschaften damals im höchsten Ruhme stand, in Vergleichung stellt, so übertrift doch Cäsar jeden unter ihnen, entweder wegen der beschwerlichen Gegenden, in welchen er Krieg führte, oder durch die Grösse der Provinzen, die er eroberte, oder wegen der Menge und Stärke der Feinde, die er besiegte, oder wegen der Wildheit und Grausamkeit der Völkerschaften, die er bezähmte, oder an Gnade und Gelindigkeit gegen die Be-

siegten, und Freygebigkeit und Liebe gegen die Soldaten, alle insgesammt aber dadurch, daß er die mehrsten Schlachten geliefert, und die größte Menge von Feinden bezwungen. Denn in einem Zeitraume von noch nicht völlig zehn Jahren besiegte er ganz Gallien, eroberte über achthundert Städte, bezwang dreyhundert Völkerschaften, fochte nach und nach mit drey Millionen Menschen, tödtete davon eine Million, und bekam eben so viele gefangen.

Er verstand aber auch so sehr, den Muth und Eifer seiner Soldaten sich zu erwerben, daß selbst diejenigen, die sich in andern Feldzügen eben nicht hervorgethan, wenn sie für den Cäsar fochten, in jeder Gefahr unüberwindlich und unwiderstehlich zu seyn schienen. Dieß bewies z. E. Acilius, dem in der Seeschlacht bey Maßilien, als er schon auf ein feindliches Schif gesprungen war, die rechte Hand mit dem Degen abgehauen wurde, und der darauf das Schild in die linke Hand nahm, und es so lange fest hielt, und die Feinde damit ins Gesicht stieß, bis sie entliefen, und er das Schif eroberte. Eben so tapfer hielt sich Cassius Sceva in der Schlacht bey Dyrrhachium. Es war ihm mit einem Pfeile das eine Auge ausgeschossen, und durch zwey Wurfspiesse seine Schulter und seine Hüfte durchbohrt, und sein Schild war mit hundert und dreyßig Pfeilen durchlöchert: er rief den Feinden, als wenn er sich ergeben wollte, und da zwey zu ihm kamen, hieb er mit dem Degen dem einen die Schulter entzwey, und dem andern ins Gesicht, so daß sie entflohen, worauf er von den andern zu Hülfe eilenden gerettet wurde. In Britannien geriethen bey ei-

nem Gefechte die voranstehenden Obersten in einen mit Wasser angefüllten Sumpf, und wurden so von den Feinden angegriffen. Einer von den Soldaten rennte sogleich vor Cäsars Augen bis mitten unter die Feinde hin, und errettete mit einer erstaunlichen Tapferkeit und vielfachem Muthe die Obersten, und trieb die Feinde in die Flucht, er selbst warf sich ganz zuletzt in den Sumpf, und kam so, mit größter Mühe, ohne das Schild erhalten zu können, theils schwimmend, theils wadend wieder herüber. Indem ihn aber Cäsar voll Bewunderung mit Frohlocken empfieng, warf er sich selbst ganz niedergeschlagen und weinend dem Cäsar zu Füssen, und bat um Verzeihung, daß er sein Schild hätte müssen zurücklassen. —

Als Scipio bey Afrika eines von Cäsars Schiffen erobert hatte, auf welchem Granius Petronius sich befand, der zum Quästor ernannt war, so wurde die übrige Mannschaft als Gefangene behandelt, dem Quästor aber beschloß man die Freyheit zu schenken. Er antwortete auf diesen Antrag: Cäsars Soldaten sind gewohnt, andern die Freyheit zu schenken, nicht aber sie von andern anzunehmen, und stieß sich darauf selbst den Degen durch den Leib.

Solche Gesinnungen und solchen Eifer erzeugte und erhielt Cäsar bey seinen Soldaten vornemlich durch die Freygebigkeiten und Belohnungen, mit denen er nicht sparsam war, und wodurch er zeigte, daß er die im Kriege gewonnenen Schätze nicht zu seinem eigenen Vergnügen und zur Ueppigkeit aufsammle, sondern sie nur bey sich zur gemeinschaftlichen Belohnung für bezeigte Tapferkeit in Verwahrung

rung nehme, und daß er sich nur deswegen bereichere, damit er denen Soldaten, die es verdienten, davon etwas mittheilen könne. Ferner erhielt er sich auch dadurch allgemeine Liebe, daß er sich freywillig allen Gefahren unterzog, und keine Beschwerlichkeit scheute. Man verwunderte sich über seine Herzhaftigkeit nicht, da man seinen Ehrgeiz kannte: aber man erstaunte über die Standhaftigkeit, mit welcher er alle Beschwerlichkeiten ertrug, da er sich über das Vermögen seines Körpers anzugreifen schien. Denn er hatte einen schwächlichen Körper, sah blaß und zärtlich aus, und war öfters mit Kopfschmerzen, auch mit der fallenden Sucht beschwert, welches Uebel er erst zu Corduba soll bekommen haben. Aber er machte die Schwächlichkeit seines Körpers zu keinem Vorwande einer Weichlichkeit, sondern die Strapazen der Feldzüge vielmehr zur Kur seiner Schwächlichkeit, und suchte dieselbe durch häufiges Reisen, mäßige Diät, und im ofnen Lager zu überwinden, und seinen Körper abzuhärten. Er schlief meistens im Wagen oder in der Sänfte unterwegens, und machte dadurch auch seine Ruhe zur Thätigkeit. Am Tage fuhr er in die Festungen, Städte und Lager herum, und besichtigte sie, wobey ihn immer einer von seinen Schreibern begleitete, der währender Reise das aufschreiben mußte, was er ihm dictirte, und ein einziger Soldat, der mit einem Degen bewafnet hinten auf den Wagen stand. Seine Reisen waren so schnell, daß er bey seiner ersten Reise von Rom nach Gallien in acht Tagen an die Rhone kam. Das Reiten war ihm von Jugend auf sehr leicht gewesen: er hatte sich sogar

gewöhnt, die Hände hinten auf dem Rücken zusammen zu halten, und so im vollen Galoppe zu jagen. Auf seinen Feldzügen übte er sich auch, im Reuten Briefe zu dictiren, und oft dictirte er zwey Schreibern, oder wie Oppius sagt, noch mehrern zugleich. Cäsar soll auch zuerst auf den Einfall gerathen seyn, sich mit seinen Freunden in der Stadt schriftlich zu unterreden, weil er wegen der Menge seiner Geschäfte zuweilen nicht Zeit hatte, und die Stadt zu weitläuftig war, die dringendsten Sachen sogleich mündlich abzuhandeln. *)

Als ein Beyspiel seiner Genügsamkeit führt man folgende Begebenheit an. Er bekam zu Mayland bey seinem Gastfreunde, Valerius Leo, bey einer Abendmahlzeit Spargel vorgesetzt, der, anstatt des Oeles, mit Salbe angerichtet war. Er aß ohne Umstände davon, und schalt seine Freunde, welche sich darüber unwillig bezeigten. Es ist genug, sagte er, daß ihr davon nicht esset, wenn es euch nicht schmeckt: wer aber solche bäurische Zurichtung laut tadelt, der ist selbst ein Bauer. — Als er einstmals durch übles Wetter genöthigt wurde, in der Hütte eines armen Mannes zu übernachten, und er darinnen nicht mehr als eine einzige Schlafkammer antraf, die kaum für einen Menschen zureichend war, sagte er zu seinen

*) Verschiedene Ausleger sind der Meynung, daß Plutarch die Kunst mit Chiffern zu schreiben meyne, und ich glaube selbst, daß hier Plutarch dieses andeuten wolle, und einen vor sich habenden Schriftsteller nur zu nachläßig copirte, wodurch er die Sache nicht recht ausdrückte. Man vergleiche Cäsars Leben beym Sveton Kap. 56.

Freunden: Die vornehmsten Plätze gehören den vornehmsten Männern, die nothwendigsten aber den schwächsten, und ließ den Oppius in dieser Kammer schlafen, er selbst aber schlief mit den andern in dem Vorhofe.

Der erste seiner gallischen Feldzüge war gegen die Helvetier und Tiguriner. Diese Völkerschaften hatten ihre zwölf Städte und vierhundert Dörfer selbst in Brand gesteckt, und zogen nach dem römischen Gallien hin, wie ehemals die Cimbrer und Teutonen, denen sie auch an Kühnheit und Menge ziemlich gleich waren. Ihre Anzahl belief sich ebenfalls auf dreymal hunderttausend Menschen, worunter hundert und neunzigtausend Mann Waffen führten. Gegen die Tiguriner schickte Cäsar den Labienus, welcher sie bey dem Flusse Arar aufs Haupt schlug. Die Helvetier, wider welche Cäsar selbst zu Felde gieng, griffen ihn auf dem Marsche nach einer bundesverwandten Stadt unvermuthet an, er kam ihnen aber doch in der Besetzung eines festen Orts, wohin er sich eilfertig zog, zuvor, und hier stellte er seine ganze Armee in Schlachtordnung. Als man ihm bey der bevorstehenden Schlacht ein Pferd brachte, sagte er: Dieses Pferd will ich nach dem Siege zur Verfolgung der Feinde brauchen, jetzt aber wollen wir zu Fusse auf die Feinde losgehen. Er grif darauf die Feinde zu Fusse an, und schlug sie nach einem harten und langwierigen Gefechte. Die meiste Mühe machte ihn die Wagenburg und der Wall, wo nicht allein die eigentlichen Soldaten sich entgegen stellten und fochten, sondern auch die Kinder und Weiber sich bis in den Tod wehrten.

und niedergemetzelt werden mußten, daher sich die Schlacht erst um Mitternacht endigte. Er verschönerte aber den Ruhm dieses herrlichen Sieges noch dadurch, daß er die noch aus der Schlacht entkommenen Barbaren, deren Anzahl sich auf hunderttausend Menschen belief, nöthigte, sich wieder in ihr Land, das sie verlassen hatten, zurück zu begeben, und da die Städte und Dörfer, die sie verwüstet hatten, wieder aufzubauen, welches er besonders deswegen that, weil er besorgte, daß die Deutschen in dieses wüste Land ziehen, und es einnehmen möchten.

Den zweyten Krieg führte er, offenbar der Sicherheit der Gallier wegen, mit den Deutschen, ob er gleich vorher ihren König Ariovistus in Rom zu einem römischen Bundesgenossen gemacht hatte. Aber die Deutschen waren für die unter seiner Herrschaft stehenden Gallier zu gefährliche Nachbaren, und es schien nicht, daß sie mit ihren Grenzen zufrieden und ruhig seyn, sondern vielmehr bey vorfallender Gelegenheit nach Gallien einbrechen, und dieß Land einzunehmen suchen würden. Inzwischen sahe Cäsar, daß seine Officiere, besonders die jungen vornehmen Römer, die bloß der frechen Ueppigkeit wegen, und um sich zu bereichern, mit zu Felde gegangen waren, sich dabey feigherzig bezeigten. Er ließ deswegen eine öffentliche Versammlung der Truppen anstellen, und erklärte in derselben, daß diejenigen, die sich so weichlich und unmännlich bezeigten, nicht wider ihren Willen fechten sollten, sondern sich nur nach Hause begeben möchten, er selbst aber wolle bloß mit der zehnten Legion auf die Feinde losgehen, da sie nicht tapferer wie die Cimbrer, und er kein

schlechterer General als Marius wäre. Die zehnte Legion ließ sich durch Abgeordnete beym Cäsar für das Zutrauen, das er zu ihr hätte, bedanken, die andern Legionen aber gaben ihren Unwillen gegen ihre Officiere thätlich zu erkennen, und alle folgten Cäsarn nunmehro mit Eifer und Bereitwilligkeit auf einem Zuge von vielen Tagen, bis sie endlich, zweyhundert Stadien weit vom Feinde, ein Lager bezogen. Die Kühnheit des Arioviſtus wurde durch Cäsars Ankunft geschwächt. Er hatte nicht erwartet, daß die Römer, die nicht einmal den angreifenden Deutschen Widerstand leisten zu können schienen, die Deutschen selbst angreifen sollten. Er bewunderte Cäsars Kühnheit, und sahe, daß sein Heer sich in Bestürzung befand. Noch mehr Furchtsamkeit erweckten die Prophezeyhungen der Wahrsagerinen bey der Armee, welche aus dem Wirbel, Strudel und Geräusche der Flüsse zu weissagen pflegten, und nicht zugeben wollten, daß man den Römern eher eine Schlacht lieferte, als bis der Neumond erschienen wäre. Cäsar, der dieses erfuhr, und sahe, daß die Deutschen sich ruhig verhielten, glaubte am besten zu thun, wenn er die Feinde wider ihren Willen vor der von ihnen erwarteten Zeit zu einer Schlacht nöthigte. Er grif also ihre Verschanzungen und die Hügel, worauf sie sich gelagert hatten, so öfters an, daß er endlich ihre Wuth reizte, und sie sich mit ihm in ein Treffen einliessen. Er schlug sie in einem Haupttreffen, verfolgte sie auf dreyhundert Stadien weit bis an den Rhein, und füllte die ganze Gegend mit Beute und Todten an. Arioviſtus entkam mit wenigen über den Rhein.

Die Anzahl der Gebliebenen soll sich auf achtzigtausend belaufen haben.

Nach dieser Expedition ließ Cäsar seine Truppen in dem Lande der Sequaner die Winterquartiere beziehen. Er selbst begab sich, um auf die Angelegenheiten zu Rom desto mehr Aufmerksamkeit haben zu können, in das am Po gelegene Gallien, welches mit zu seiner Provinz gehörte, denn der Fluß Rubico macht die Grenze zwischen dem an den Alpen gelegenen Gallien und dem übrigen Italien. Hier machte er sich, während seines Aufenthalts, einen starken Anhang unter den Römern: es kamen sehr viele zu ihm, und er suchte aller ihre Bitten zu befriedigen, und schickte sie alle vergnügt wieder fort, indem er vielen sogleich das, was sie wünschten, verschafte, und den andern dazu Hoffnung machte. Er hintergieng die ganze Zeit dieses Krieges hindurch den Pompejus, bezwang die auswärtigen Feinde mit den Waffen seiner Mitbürger, und machte durch die Beute der Feinde seine Mitbürger zu seinen Anhängern.

Inzwischen hatten sich die Belgen, die mächtigste Völkerschaft unter den Galliern, welche den dritten Theil von ganz Gallien inne hatten, empört, und ein zahlreiches wohlgerüstetes Heer zusammen gebracht. Cäsar eilte auf die davon erhaltene Nachricht sogleich zurück, überfiel die Feinde, welche das bundesverwandte Gallien verwüsteten, unvermuthet, und schlug ihren größten Haufen, der sich sehr schlecht wehrte. Er richtete unter ihnen eine so grosse Niederlage an, daß sogar Seen und tiefe Flüsse mit Todten ganz angefüllt wurden, und die Römer darüber

ihren Marsch nahmen. Die am Meere wohnenden Völkerschaften zogen sich ohne Schwerdtschlag zurück.

Cäsar mußte aber darauf gegen die Nervier, die wildesten und kriegerischsten unter den dasigen Völkern, zu Felde gehen. Sie wohnten in dichten Wäldern, brachten ihre Familien und Habseligkeiten in die tiefsten entlegensten Gebüsche, und überfielen, sechzigtausend Mann stark, den Cäsar ganz unvermuthet, als er eben ein Lager bezog, und einen solchen Angrif gar nicht erwartete. Sie schlugen die römische Reuterey in die Flucht, und hieben darauf in die zwölfte und siebente Legion ein, wovon sie alle Officiere niedermachten. Es würde auch kein Mann davon gekommen seyn, wenn nicht Cäsar seinen Schild ergriffen, und selbst durch die vordersten Glieder auf die Feinde eingedrungen, und zugleich bey dieser Gefahr die zehnte Legion von den Hügeln zu Hülfe geeilt wäre, und die Glieder der Feinde getrennt hätte. Die Römer, durch Cäsars Herzhaftigkeit aufgemuntert, fochten fast über ihr Vermögen, konnten aber dennoch die Nervier nicht zur Flucht bringen, sondern mußten sie alle, unter der größten Gegenwehr, niedermetzeln. Es sollen daher auch von sechzigtausend Mann nicht mehr als fünfhundert, und von vierhundert Rathsherren nur dreye mit dem Leben davon gekommen seyn. Der römische Senat ließ, auf die erhaltene Nachricht von diesem Siege, ein Opfer- und Dankfest von funfzehn Tagen anstellen, dergleichen vorher noch bey keinem Siege geschehen war. Denn die Gefahr schien, wegen der so vielen verbundenen Völker, sehr groß gewesen zu seyn, und der Sieg wurde dadurch

herrlicher, daß ihn Cäsar, der Liebling des römischen Volks, erfochten hatte.

Er kam, nach seinen glücklichen Verrichtungen und hergestellten Ruhe in Gallien, wieder in der Gegend am Po an, wo er den Winter zubrachte, und seine Maasregeln wegen der Angelegenheiten in Rom betrieb. Es bedienten sich nunmehr nicht nur diejenigen, die öffentliche Aemter suchten, seiner Unterstützung, und bestachen durch die von ihm erhaltenen Gelder das Volk, worauf sie alles, was sie nur konnten, zur Vermehrung von Cäsars Macht und Ansehen beytrugen, sondern auch die vornehmsten und größten Männer zu Rom begaben sich nach Lucca, und besuchten ihn dort. Unter dieser Anzahl war Pompejus, Crassus, Appius, der Prätor von Sardinien, Nepos, der Proconsul von Spanien. Man zehlte hundert und zwanzig Fasces vor seiner Wohnung, und mehr als zweyhundert Senatoren, die sich bey ihm befanden. Hier wurde ausgemacht, daß Pompejus und Crassus aufs künftige Jahr sollten zu Consuln ernannt, und dem Cäsar eine Verlängerung seiner Statthalterschaft auf neue fünf Jahre, und Geld zur Fortsetzung der Kriege gegeben werden. Es kam vernünftigen Männern dabey sehr seltsam vor, daß diejenigen, die selbst vom Cäsar so viel Geld bekommen hatten, den Senat beredeten, oder vielmehr zwangen, dem Cäsar Geld zu geben, als wenn er keines hätte. Der Senat fertigte diese Decrete mit Seufzen aus, denn Cato war nicht gegenwärtig, und mit allem Fleisse nach Cypern verschickt worden, und Favonius, der dem Cato nachahmen wollte, richtete mit allen seinen Wi-

derſprüchen nichts aus. Er ſprang zwar aus der Senatsverſammlung vor das Volk heraus, und machte ein groſſes Geſchrey, aber niemand hörte auf ihn, denn viele ſcheueten ſich vor dem Pompejus und Craſſus, und die meiſten waren dem Cäſar günſtig geſinnt, und erwarteten ihr ganzes Glück durch ihn.

Wie Cäſar wieder zu ſeinen Truppen nach Gallien zurück kam, fand er einen neuen groſſen Krieg vor ſich. Zwey deutſche groſſe Völkerſchaften, die Uſipeter und Tenchterer, waren ſchon über den Rhein gegangen, und ſuchten ſich neue Beſitzungen zu erobern. Von der mit ihnen vorgefallenen Schlacht ſchreibt Cäſar ſelbſt in ſeinen Tagebüchern, *) daß die Feinde, währenden Waffenſtillſtandes, und als ihre Geſandten noch mit ihm in Unterhandlung geweſen, ihn unvermuthet überfallen, und deswegen mit achthundert Mann ſeine Reuterey, die fünftauſend Mann ſtark geweſen, in die Flucht getrieben hätten, ſie hätten ihn darauf wieder hintergehen wollen, und neue Geſandten an ihn abgefertiget, welche er aber hätte in Verhaft nehmen, und das feindliche Heer angreifen laſſen, weil er es für Einfalt gehalten, dieſen treuloſen meineydiſchen Leuten weiter zu trauen. Canuſius hingegen erzehlt, daß Cato, da der römiſche Senat wegen des Sieges ein Dankfeſt zu feyern beſchloſſen hätte, erklärt habe, ſeiner Meynung nach müſſe man Cäſarn den Barbaren aus-

*) ἐνημερώσι. Er meint aber die Commentarien des Cäſars, und ſcheint ſich im Ausdrucke geirrt zu haben, worüber Rualdus eine weitläuftige Anmerkung gemacht hat. S. Opp. Plut. Ed. Reisk. Tom. IV. pag. 858. Animadu. Ruald. XXI.

liefern, um die Strafe wegen der verletzten Treue von der Stadt abzuwenden, und den Fluch auf den zu bringen, der allein daran Schuld wäre. Es waren von denen, die über den Rhein gegangen waren, auf viermalhunderttausend Menschen niedergemetzelt worden, und die wenigen übrigen, die noch zurück kamen, wurden von den Sikambrern, einem deutschen Volke, aufgenommen.

Dieses brauchte Cäsar zum Vorwande eines Krieges wider die Sikambrer, da ihn so schon sein Ehrgeiz antrieb, der erste zu seyn, der mit einer Armee über den Rhein gegangen wäre. Er ließ eine Brücke über diesen breiten Fluß an demjenigen Orte schlagen, wo er den stärksten Strom hatte, und so ungestüm reissend war, daß er die heranschwimmenden Klötze und Holzstämme mit Gewalt an die Brücke trieb. Allein durch sehr grosse tief hereingerammelte Pfäle, die die Brücke unterstützten, bändigte er die Gewalt des Stroms, und brachte in zehn Tagen diese Brücke, ein Werk, das jedermann in Erstaunen setzte, zu Stande. Er traf nach dem Uebergange über den Rhein keinen Widerstand an, da selbst die vornehmste deutsche Völkerschaft, die Sveven, sich in tiefe mit Gebüsch umwachsene Thäler begeben hatte. Er verheerte das Land, bestätigte das Bündniß mit denen Völkerschaften, die der Römer Freunde waren, ermunterte sie aufs neue, und gieng nach Gallien aus Deutschland, in welchem Lande er sich achtzehn Tage aufgehalten hatte, wieder zurück.

Sein Feldzug nach Britannien machte seine Kühnheit sehr berühmt. Denn er war der erste, der mit

einer Flotte in die abendländische See gieng, und einen Feldzug über das atlantische Meer unternahm. Er erweiterte dadurch die römische Herrschaft über die Grenzen des bekannten Erdkreises, und nahm eine Insel ein, die man wegen ihrer Grösse für keine Insel hielt, und worüber sich die Schriftsteller vielfältig stritten, da einige die Existenz dieses Landes, und alles, was davon gesagt wurde, für Erdichtung hielten. Er schifte zweymal aus dem gegen über liegenden Theil von Gallien dahin, fügte aber mehr den Feinden durch viele Gefechte Schaden zu, als er seinen Truppen Vortheile verschafte, denn es war von den armseligen dürftigen Einwohnern nichts zu holen. Er endigte daher auch den Krieg nicht so wie er gehofft hatte, und gieng, nachdem er von dem Könige Geisseln empfangen, und ihm einen Tribut auferlegt hatte, wieder nach Gallien zurück. Hier empfieng er Briefe von seinen Freunden aus Rom, welche man ihm eben hatte zu Schife überbringen wollen, in welchen ihn der Tod seiner Tochter gemeldet wurde. Sie war bey ihrem Gemahle Pompejus in Kindesnöthen gestorben, und ihr Tod setzte den Pompejus sowohl als den Cäsar in tiefe Betrübniß. Die Freunde dieser beyden Männer geriethen über diesen Zufall in Bestürzung, weil dadurch das Band der Freundschaft, das in dem schon verderbten Staate noch Friede und Einigkeit erhalten hatte, getrennt war, denn auch das Kind aus dieser Ehe starb bald darauf, und überlebte die Mutter nur wenige Tage. Der Körper der Julia wurde von dem Volke, ob sich gleich die Tribunen dawider

setzten, mit Gewalt auf das Marsfeld getragen, und dort begraben.

Cäsar hatte seine damals schon starke Armee, nothwendiger weise, in weitläuftige Winterquartiere, von einander, verlegen müssen, und begab sich, seiner Gewohnheit nach, wieder an die italienische Grenze. Inzwischen war wieder ganz Gallien in Zerrüttung gekommen, und es hatten schon zahlreiche Heere die römischen Winterquartiere überfallen, und ihre Verschanzungen sogar angegriffen. Das stärkste Heer der Empörten hatte unter Anführung des Ambiorix den Cotta und Titurius Sabinus in ihrem Lager mit ihrem Corps niedergemetzelt. Sie schlossen darauf mit sechzigtausend Mann den Cicero, der nur eine Legion bey sich hatte, ein, und er lief Gefahr, überwunden zu werden, da die Soldaten alle verwundet waren, und sich bisher schon über ihre Kräfte mit grossem Muthe gewehrt hatten. Cäsar, der weit entfernt war, eilte auf die davon erhaltene Nachricht dahin, und suchte mit siebentausend Mann, die er in der Geschwindigkeit zusammenbrachte, den Cicero zu befreyen. Die Feinde, die seinen Anmarsch erfuhren, giengen ihm entgegen, um seine geringe Anzahl Truppen, die sie verachteten, über den Haufen zu werfen. Er wich ihnen aber immer durch allerhand Kriegsränke aus, und wählte zu seinem Lager immer solche Oerter, wo wenige Truppen gegen viele sich wehren konnten. Er hielt sein Heer vom Schlagen ab, und ließ sie das Lager und alle Eingänge befestigen, um die Feinde dahin zu bringen, daß sie ihn verachteten, welches auch so gut glückte, daß sie, ganz verwogen, in einzelnen Haufen ihn

angriffen, da er denn in einem Ausfalle sie in die Flucht schlug, und eine grosse Niederlage unter ihnen anrichtete. Dieses hintertrieb viele Empörungen der dasigen Gegend, und Cäsar begab sich, währendem Winter, selbst allenthalben hin, und verhinderte durch die strengste Aufmerksamkeit alle Unruhen. Er bekam auch aus Italien den Verlust seiner eingebüßten Legionen ersetzt: zwey liehe ihm Pompejus von denen, die unter seinem Commando standen, und eine neue dritte Legion warb er in dem am Po gelegenen Gallien an.

Inzwischen brach in den entfernten Gegenden der Anfang eines grossen und gefährlichen Krieges aus, der schon längst durch die mächtigsten Männer unter den streitbarsten Völkerschaften in der Stille war angefacht und vorbereitet worden. Die Feinde hatten durch ihre zahlreiche junge Mannschaft, von allen Orten her zusammengebrachte Kriegszurüstungen, grosse herbeygeschafte Reichthümer, befestigte Städte, und solche Gegenden, denen nicht wohl beyzukommen war, eine ungemein grosse Stärke. Und die unbequeme Zeit des Winters, die zugefrornen Flüsse, die mit Schnee bedeckten Wälder, die mit ausgetretenem Gewässer überschwemmten Gegenden, und die theils durch hohen Schnee, theils durch Sümpfe und Fluthen ganz unkenntlich gemachten Wege, alles dieses schien Cäsarn einen Angrif auf die feindlichen Länder unmöglich zu machen. Daher fielen auch eine Menge Völkerschaften zugleich ab, unter denen die Arverner und Carnuter die vornehmsten waren. Die ganze feindliche Kriegsmacht führte Vereingentorix an, dessen Vater die Gallier, we-

gen seiner Absichten zur Errichtung einer Monarchie, umgebracht hatten.

Vereingentorix theilte seine Armee in viele Corps unter besondern Generalen, und brachte alle Gegenden da herum bis an den Fluß Arar auf seine Parthey. Er erregte einen allgemeinen Krieg in Gallien, indem man zu Rom schon anfieng, wider Cäsarn in Verbindung zu treten. Hätte er es etwas später unternommen, zur Zeit, da Cäsar schon wirklich den bürgerlichen Krieg führte, so hätte er gewiß Italien in eben solches Schrecken gesetzt, wie vordem die Cimbrer. Jetzt aber erhielt kaum Cäsar, der alles im Kriege zu seinem Vortheile und besonders die Zeit gut zu nutzen wußte, von dieser Empörung Nachricht, als er auf eben dem Wege, den er vorher genommen hatte, ohnerachtet des so beschwerlichen Winters, mit solcher Geschwindigkeit und Macht vor den Feinden erschien, daß er ihnen zeigte, er führe unüberwindliche und für jedes Ungemach abgehärtete Truppen gegen sie an. Er war in einer Zeit, in welcher glaublicherweise nicht einmal ein Bothe oder Briefträger von ihm da seyn konnte, mit seiner ganzen Armee da, und verwüstete sogleich ihr plattes Land, zerstörte ihre Dörfer, eroberte ihre Städte, und nahm diejenigen wieder ins Bündniß auf, die die Parthey der Feinde verliessen, bis die Völkerschaft der Heduer die Waffen wider ihn ergrif, welche sich sonst immer Brüder der Römer genannt, und viele Achtung vom Cäsar genossen hatten, jetzt aber sich zur Parthey der Rebellen schlugen, und dadurch des Cäsars Truppen furchtsam machten. Cäsar brach deswegen auch auf, und zog durch das

Land der Lingoner, um in der Sequaner Gebiet zu kommen, welche Freunde der Römer waren, und Italien zur Vormauer gegen das übrige Gallien dienten. Hier beschloß er, den Feinden, die mit einem unzähligen Heere um ihn herumstanden, und ihn anfielen, ein Treffen zu liefern; endlich besiegte er sie auch völlig, *) ob es ihm gleich viele Mühe kostete, und das Gefecht sehr langwierig und blutig war. Es scheint, daß Cäsar selbst im Anfange einigen Verlust dabey erlitten habe, und die Arverner zeigen noch in ihrem Tempel ein Schwerdt, welches sie, ihrem Vorgeben nach, vom Cäsar erbeutet haben; Cäsar selbst soll es in der folgenden Zeit haben hängen sehen, und zu seinen Freunden, die es haben wegnehmen wollen, mit Lachen gesagt haben, daß es als etwas heiliges da bleiben solle.

Der größte Theil der Feinde, die aus der Schlacht entkommen waren, hatten sich mit ihrem Könige in die Stadt Alesia geflüchtet. Cäsar belagerte diese Festung, welche, sowohl wegen der Grösse ihrer Mauern als der Menge der Besatzung, unüberwindlich zu seyn schien. Er gerieth aber dabey noch von aussen in eine unbeschreiblich grosse Gefahr. Die tapferste junge Mannschaft der gallischen

*) τοῖς μὲν ἄλλοις καταπολεμῶν ἐκράτησε. Daß diese Leseart verderbt sey, ist wohl ohne Zweifel, allein zu hart und kühn verbessert Dacier die Stelle so: τοῖς γερμανοῖς καταπολεμῶν. weil Cäsar in seinen Memoiren oder Commentariis selbst erzehlt, daß er durch Hülfe der Teutschen endlich gesiegt. Reiske hat seine nicht üble Conjectur, τοῖς μέν ὅλοις, selbst in den Text seiner Ausgabe aufgenommen.

Völker hatte insgesammt die Waffen ergriffen, und kam der Stadt Alesia, dreymalhunderttausend Mann stark, zu Hülfe, und in der Stadt selbst befand sich schon eine Armee von hundert und siebzigtausend Mann. Cäsar, der nun mit einer so ungeheuer grossen Anzahl Feinde umgeben war, sahe sich genöthigt, einen doppelten Wall, den einen gegen die Stadt zu, und den andern gegen die aussen stehenden Feinde, aufführen zu lassen. Wären beyde feindliche Heere zusammen gestossen, so war Cäsar mit seinen Truppen schlechterdings verloren. Daher auch die bey Alesia von ihm überwundne Gefahr, ihm aus vielen Ursachen mit Recht den größten Ruhm erwarb, und größre Beweise von seiner Kühnheit und Kriegskunst zeigte, als irgend eine seiner andern Schlachten. Am meisten muß man sich darüber wundern, daß Cäsar den so vielen tausend Feinden vor der Stadt eine Schlacht lieferte, ohne daß er es die Belagerten in der Stadt merken ließ, und sogar daß es die auf der Mauer gegen die Stadt zu gestellten römischen Schildwachen gewahr wurden. Diese wußten nichts eher von dem erfochtenen Siege, bis sie das Geschrey und Jammern der Einwohner in Alesia hörten, welche von der Stadtmauer her sahen, daß die römischen Soldaten viele gold- und silbergeschmückte Schilder, blutige Panzer, gallische Becher und andre Geräthschaften als Beute in ihr Lager trugen. So schnell war eine so grosse Kriegsmacht, wie ein Gespenst oder Traum, verschwunden und zerstreut worden, und der größte Theil der Feinde war auf dem Platze geblieben. Die Belagerten in Alesia

erga-

ergaben sich endlich auch, nachdem sie sich und dem Cäsar vorher noch viele Mühe gemacht hatten. Der Anführer dieser ganzen Kriegsmacht, Vereingetorix, ritt in seiner prächtigsten Waffenrüstung auf einem herrlichgeschmücktem Pferde vors Thor zum Cäsar, welcher ihn sitzend empfieng: er ritt um den Cäsar herum, sprang darauf vom Pferde, legte seine Rüstung ab, und setzte sich stillschweigend zu Cäsars Füssen, bis ihn dieser den Soldaten übergab, welche ihn bis zum künftigen Triumphe in der Wache behalten sollten.

Cäsar hatte schon längst den Vorsatz gefaßt, den Pompejus zu stürzen, so wie dieser Cäsarn. Denn da Crassus, der auf beyde eine scharfe Aufmerksamkeit wandte, und ihnen gefährlich war, sein Leben in Parthien eingebüßt hatte, blieb dem einen nichts weiter zu thun übrig, wenn er der größte seyn wollte, als denjenigen, der es war, zu stürzen, und dem andern, demjenigen, vor den er sich fürchtete, zuvorzukommen, und ihn aus dem Wege zu räumen, ehe er ihn selbst niederdrückte. Pompejus hatte erst seit kurzem angefangen, sich vor den Cäsar zu fürchten: vorher hatte er ihn immer als einen Mann verachtet, den er eben so leicht wieder unterdrücken könnte, als er ihn hatte empor gehoben. Cäsar, der gleich vom Anfange an seinen Plan entwarf, hatte sich, wie ein geschickter Kämpfer, in Entfernung von seinem Gegner gestellt, und in den gallischen Kriegen zum Streite fertig gemacht. Hier hatte er zugleich seine Truppen geübt, durch seine herrliche Thaten seinen Ruhm vergrössert, und

eben dadurch den Siegen des Pompejus ein Gleichgewicht gegeben.

Er ergrif darauf den Vorwand, den ihm theils Pompejus selbst, theils die damaligen Umstände und der schlechte Zustand der Staatsverfassung in Rom gaben, wo sogar schon diejenigen, welche um Aemter sich bewarben, auf öffentlichen Markte Tische hinsetzten, das Volk auf die unverschämteste Weise bestachen, und das erkaufte Volk alsdenn nicht mit seinen Stimmen, sondern mit Pfeilen, Schwerdtern und Schleudern demjenigen beystand, von welchem es Geld bekommen hatte. Die Versammlung gieng öfters nicht eher aus einander, bis sie den Richterstuhl mit Blut und Mord geschändet hatten, und der Staat wurde, wie ein Schif ohne Steuermann, einer völligen Anarchie überlassen. Die klügsten Männer hielten es noch für ein Glück, wenn aus einer solchen Raserey und Zerrüttung nur nichts schlimmers als eine monarchische Regierung entstände, und viele wagten es schon öffentlich zu sagen, daß der Staat ohne monarchische Herrschaft sich nicht mehr erhalten könnte, und man müßte diese Arzney von dem gelindesten Arzte einnehmen, wodurch sie den Pompejus andeuteten. Pompejus verbat zum Scheine diese Ehre, in der That aber strebte er mit allen Kräften darnach, daß er zum Dictator möchte ernannt werden, daher auch Cato, sobald er das merkte, den Senat beredte, daß Pompejus zum alleinigen Consul ernannt wurde, damit er eine gesetzmäßigere Alleinherrschaft erhielte, und nicht mit Gewalt die Dictatorwürde an sich risse. Man verlängerte ihm auch die Statthalterschaften

über seine beyde Provinzen, Spanien und Afrika, welche er durch abgeschickte Legaten regieren ließ, und dazu unterhielt er eine Armee, zu deren Besoldung er jährlich tausend Talente aus der öffentlichen Schatzkammer bekam.

Darauf ließ Cäsar auch durch Abgeordnete zu Rom um das Consulat anhalten, und verlangte, daß ihm seine Statthalterschaft eben so wie dem Pompejus verlängert würde. Pompejus verhielt sich anfänglich dabey ganz stille, weil sich Marcellus und Lentulus, die den Cäsar längst schon haßten, dawider setzten, und zu dem zur Sache gehörigem noch viel anderes beleidigendes, das dazu gar nicht gehörte, und nur zur Beschimpfung und Verspottung des Cäsars gereichte, hinzufügten. So nahmen sie der gallischen Stadt Novumcomum, die Cäsar kurz vorher wieder erbaut und bevölkert hatte, das römische Bürgerrecht, und der Consul Marcellus ließ einen der dasigen Rathsherren, der nach Rom gekommen war, mit Ruthen peitschen, und sagte ihm dabey, er hätte ihm dieß zum Zeichen gegeben, daß er kein römischer Bürger wäre, und er möchte nun gehen, und es dem Cäsar zeigen.

Cäsar aber that nach dem Consulate des Marcellus den Schatz seiner gallischen Reichthümer auf, welcher allen, die mit Staatsgeschäften zu thun hatten, offen stand. Er befreyete den Tribun Curio von seinen vielen Schulden. Er schenkte dem damaligen Consul Paulus funfzehnhundert Talente, wovon dieser die berühmte Basilica am Markte, an dem Platze, wo sonst des Fulvius seine gestanden hatte, erbauete. Unter diesen Umständen fieng Pom-

pejus an sich vor Cäsars Parthey zu fürchten, und öffentlich, theils selbst, theils durch seine Freunde es zu betreiben, daß jemand nach Gallien geschickt würde, der an Cäsars Stelle die Statthalterschaft dieser Provinz übernähme. Er foderte auch selbst vom Cäsar die beyden Legionen wieder zurück, welche er ihm zum gallischen Kriege geliehen hatte. Cäsar schickte sie ihm auch wieder, und beschenkte jeden Soldaten mit zweyhundert und funfzig Drachmen. Es streueten aber diejenigen, welche diese Truppen zurückbrachten, vom Cäsar verschiedene nachtheilige und boshafte Reden aus, und hintergiengen dabey den Pompejus mit leeren Hoffnungen. Sie breiteten aus, daß Cäsars Truppen ein grosses Verlangen hätten, unter dem Pompejus zu dienen, und wenn er wegen des Neides und der schlimmen Staatsverfassung sich nicht genug in Rom behaupten könnte, so würden diese Truppen zu seinem Dienste bereit seyn, und sobald sie nur Italiens Grenzen berührt hätten, zu ihm übergehen: denn Cäsar sey ihnen wegen seiner vielen Feldzüge verhaßt, und wegen seiner Absichten auf eine monarchische Regierung verdächtig worden. Durch diese Reden wurde Pompejus so stolz, daß er auch, weil er sich nicht glaubte fürchten zu dürfen, eine Armee zusammen zu bringen verabsäumte, und den Maasregeln Cäsars nur Worte und Staatsdecrete entgegensetzte. Cäsar bekümmerte sich um diese Decrete nicht, und man erzehlt, daß einer von seinen nach Rom abgeschickten Officieren, der eben vor dem Rathhause gestanden, als man erfuhr, daß der Senat dem Cäsar die Verlängerung seiner Statthalterschaft nicht ertheilen

wollte, mit den Worten auf seinen Degen geschlagen habe: Dieser wird sie ihm geben.

Inzwischen hatte Cäsars Foderung die scheinbarste Billigkeit vor sich. Er erklärte, daß er die Waffen niederlegen wollte, wenn Pompejus eben das thäte, und sie beyde als Privatmänner die Belohnung ihrer Verdienste alsdenn vom Volke erwarteten: denn wenn man ihm seine Stelle nähme, und dem andern die Macht, die er hätte, liesse, so beschuldigte man ihn der Tyranney, und machte den andern selbst zum Tyrannen. Diesen Vorschlag trug Curio im Namen Cäsars dem Volke vor, welches ihn mit Beyfall und Händeklatschen annahm, und einige warfen sogar dem Curio, wie einem glücklichen Fechter, Blumenkränze zu. Der Tribun Antonius las auch dem Volke, so sehr sich auch die Consuln dawider setzten, einen vom Cäsar angekommenen Brief vor, der eben diesen Vorschlag enthielt. Im Senate aber äusserte Scipio, des Pompejus Schwiegervater, die Meynung, daß Cäsar, wenn er nicht an dem bestimmten Tage die Waffen niederlegen würde, für einen Feind des Vaterlandes müsse erklärt werden. Die Consuln thaten darauf die Umfrage, ob Pompejus sollte seine Truppen entlassen? und dann, ob Cäsar dieses thun sollte? Sehr wenige bejaheten das erstere, und fast alle das letztere. Darauf brachte Antonius die Frage vor, ob nicht alle beyde das Commando niederlegen sollten? Diese Meynung fand einmüthigen Beyfall. Aber Scipio und der Consul Lentulus schrieen aus allen Kräften dagegen, und sagten, man müsse gegen einen Räuber nicht Staatsdecrete, sondern die Waffen brau-

chen, worauf die Senatoren auseinander giengen, und wegen der nun ausbrechenden bürgerlichen Zwietracht, wie bey einer Trauer, Trauerkleider anlegten.

Es kamen darauf wieder Briefe vom Cäsar an, die die billigsten Vorschläge enthielten. Er erklärte sich, alle andere Foderungen fahren zu lassen, wenn man ihm nur die Statthalterschaft des diesseits der Alpen gelegenen Galliens und Illyriens nebst zwo Legionen lassen wollte, bis er um sein zweytes Consulat anhalten könnte. Der Redner Cicero, welcher eben erst aus Cilicien zurückgekommen war, und sich bemühte, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, milderte die Gesinnung des Pompejus so weit, daß dieser Cäsarn seine Foderungen bis auf die Beybehaltung der Truppen zugestand, und er brachte es auch bey der Parthey des Cäsars dahin, daß sie nachgaben, und mit den beyden genannten Provinzen und nur sechstausend Mann Truppen Cäsarn zufrieden stellen wollten. Allein der Consul Lentulus hintertrieb alles, so sehr auch Pompejus nachgab und sich bereitwillig bezeigte. Er stieß sogar den Antonius und Curio auf eine schimpfliche Weise aus dem Senate, und gab dadurch Cäsarn den schicklichsten Vorwand, die Truppen in Erbitterung zu bringen, da er ihnen diese angesehenen Männer und obrigkeitlichen Personen zeigte, welche aus Furcht auf gemietheten Wagen und in Sklavenkleidern hatten müssen aus Rom entfliehen.

Er hatte nicht mehr als dreyhundert Mann zu Pferde, und fünftausend Mann zu Fusse bey sich, seine übrige Armee stand jenseits der Alpen, und

sollte ihm von einigen dahin geschickten Generalen nachgeführt werden. Er sah aber ein, daß er, bey den damaligen Umständen, zum Anfange seiner Unternehmung, und zum ersten Angriffe nicht sowohl eine grosse Macht als vielmehr Kühnheit und Schnelligkeit nöthig hätte, weil er die Feinde durch seine unerwartete Erscheinung leichter in Bestürzung und Furcht bringen, als durch eine weitläuftige Kriegsrüstung überwältigen würde. Er gab seinen Obersten und Officieren Befehl, nur bloß mit dem Degen in der Faust, ohne andre Waffen, sich von Rimini, einer grossen Stadt in Gallien, so viel möglich in der Stille, und ohne grosses Blutvergiessen, Meister zu machen. Hortensius bekam das Commando bey dieser Expedition. Cäsar selbst aber ließ sich den ganzen Tag über öffentlich sehen, und wohnte auch einem angestellten Fechterkampfe bey. Kurz vor Abend begab er sich in den Saal, wo er eine Gesellschaft zum Abendessen eingeladen hatte, hielt sich eine kleine Weile bey ihr auf, und gieng, wie es schon ganz finster geworden war, weg, wobey er die Gesellschaft unter vielen Höflichkeiten bat, so lange zu warten, bis er wieder zu ihnen zurück käme. Seinen Vertrauten aber hatte er vorher befohlen, daß sie ihm, nicht alle auf einmal, sondern nach und nach einzeln folgen sollten. Er setzte sich darauf in einen gemietheten Wagen, und nahm anfänglich einen andern Weg, ließ aber hernach umkehren, und gerade nach Rimini zu fahren. Wie er an den Fluß Rubico kam, welcher das diesseitige Gallien von dem übrigen Italien trennt, so gerieth er über das grosse Unternehmen, welches er vorhatte, und die

Gefahr, der er sich nun näherte, in Nachdenken. Er ließ stille halten. Vielfältige Betrachtungen stiegen in seiner Seele auf, und er überlegte in tiefer Stille seinen Zustand auf allen Seiten, und gerieth auf mannichfaltige Zweifel und Gedanken. Er unterredete sich darüber auch mit seinen gegenwärtigen Freunden, unter denen sich Asinius Pollio befand, theilte ihnen seine Bedenklichkeiten mit, und stellte ihnen vor, wie der Uebergang über den Rubico der Anfang von unendlich vielen Uebeln für alle Menschen seyn würde, und was für eine für das Andenken aller Zeitalter grosse Unternehmung sie anträten. Endlich ließ er mit einem gewissen heftigen Affect die Betrachtungen fahren, und überließ sich dem Schicksal, wobey er das gewöhnliche Sprüchwort derjenigen, die bey einem zweifelhaften Glücke etwas wagen, gebrauchte: Es sey der Würfel geworfen. Iacta alea esto. Er gieng nun über den Rubico, und eilte auf dem übrigen Theile der Reise so sehr, daß er noch vor Tages Anbruch Rimini überfiel, und es einnahm. — Man erzehlt, daß er des Nachts vorher einen seltsamen Traum gehabt, und ihm vorgekommen sey, als wenn er bey seiner Mutter schliefe.

Nach der Eroberung von Rimini hatten sich gleichsam die Thore des Krieges gegen alle Theile der Erde und des Meeres eröffnet. Cäsar hatte durch die Zerrüttung der Grenzen seiner Provinz zugleich die ganze Gesetzverfassung des römischen Staats zerrüttet. Man sahe nicht sowohl, wie sonst bey Kriegen gewöhnlich, Männer und Weiber vor Schrecken in Italien umher irren, sondern ganze Städte machten sich auf, und flüchteten unter ein-

ander herum. Rom wurde wie mit einer Fluth von den flüchtigen und in die Stadt ziehenden Einwohnern der herumliegenden Dörfer und Städte überschwemmt, und es war bey diesen stürmischen Unruhen und Verwirrungen nicht möglich, weder durch Güte, noch durch Ernst die Ordnung zu erhalten. Es fehlte wenig, daß Rom bey dieser Zerrüttung sich nicht selbst zerstörte. Denn in allen Gegenden regten sich die einander entgegengesetzten Gesinnungen, und verübten Gewaltthätigkeiten. Die über die Revolution frohe Parthey hielt sich nicht ruhig, sie überfiel in der weitläuftigen Stadt die Bestürzten und Furchtsamen, und fieng mit ihnen unter frechen Prahlereyen von den künftigen Begebenheiten Streit an.

Der schon für sich selbst bestürzte Pompejus wurde von allen Seiten her noch mehr verwirrt gemacht. Einige sagten, er würde nun dafür gestraft, daß er den Cäsar zu seinem eignen und der Republik Schaden so groß gemacht hätte, andere warfen es ihm vor, daß er den Cäsar, da derselbe nachgegeben und so billige Friedensvorschläge gethan, dennoch den Beschimpfungen des Lentulus überlassen hätte. Favonius sagte zu ihm, er möchte doch nun mit dem Fusse auf die Erde stossen, und ganz Italien mit Truppen anfüllen, wie er so großsprecherisch im Senate gesagt, und die Senatoren unbekümmert zu seyn, und an keine Kriegszurüstungen zu denken geheissen hätte. Gleichwohl war Pompejus damals noch wirklich dem Cäsar an der Anzahl der Truppen überlegen, nur ließ ihn niemand zu einer eignen Ueberlegung kommen, sondern die vielfältigen falschen

Nachrichten, daß der Feind schon ganz in der Nähe sey, und alles um sich her eingenommen habe, und die furchtsamen Gesinnungen rissen ihn mit dem allgemeinen Strome der Verwirrung fort, daß er endlich in einem Staatsdecrete erklärte, es sey ein Aufruhr zu befürchten, und alle diejenigen, welche Vaterland und Freyheit der Tyranney vorzögen, sollten nebst dem ganzen Senate die Stadt verlassen und ihm folgen, worauf er auch selbst die Stadt verließ.

Die beyden Consuln entflohen, ohne die bey einer Abreise sonst gewöhnlichen Opfer zu verrichten. Auch die meisten Senatoren flüchteten, und nahmen in der Eil nur was sie geschwind ergriffen, als wenn sie etwas raubten, von ihren eignen Sachen mit. Selbst verschiedene von denen, die sonst Cäsars Parthey sehr eifrig gehalten hatten, änderten aus Furcht und Schrecken ihre Gesinnungen, und liessen sich, ohne es nöthig zu haben, durch den Strom der allgemeinen Bestürzung hinreissen.

Rom gab damals ein mitleidsvolles Schauspiel. Es war bey dem damaligen Unglücksturme, wie ein Schif, das seine Steuerleute verloren gegeben, gänzlich seinem Schicksale selbst überlassen. So traurig aber auch der Abzug aus der Stadt war, so sehr hielten doch die Römer, des Pompejus wegen, ihr Exil für ihr Vaterland, und flohen aus Rom, wie aus Cäsars Lager. Selbst Labienus, einer von Cäsars größten Freunden, und einer seiner Legaten, welcher unter ihm in allen gallischen Feldzügen sich sehr eifrig bewiesen hatte, verließ ihn damals und gieng zum Pompejus über, und Cäsar bezeigte sich

so großmüthig gegen ihn, daß er ihm seine Gelder und seine Bagage nachschickte.

Cäsar gieng zuerst auf den Domitius los, welcher mit dreyßig Cohorten in der Stadt Corfinium lag. Domitius hielt sich sogleich für ganz verloren, und befahl einem seiner Sklaven, der ein Arzt war, daß er ihm Gift eingeben sollte, und nahm auch das, was ihm der Sklave gab, ein, um sich zu tödten. Wie er aber bald darauf hörte, daß Cäsar gegen die Gefangenen so viele Großmuth bewiese, bedauerte er sich, und machte sich über seinen voreiligen Entschluß selbst Vorwürfe. Der Arzt tröstete ihn mit der Entdeckung, daß er ihm nur einen Schlaftrunk und kein Gift gegeben hätte. Der darüber erfreute Domitius begab sich sogleich zum Cäsar, von dem er auch Verzeihung erhielt, er verließ ihn aber doch wieder und gieng zum Pompejus. Die Nachrichten von Cäsars Gelindigkeit und Menschenfreundlichkeit brachten den Einwohnern in der Stadt Rom wieder einigen Muth bey, und verschiedene Entflohene kehrten in die Stadt zurück.

Durch das Corps des Domitius, welches er nebst allen den übrigen Truppen, die sich in den Städten für den Pompejus versammelten, durch Ueberfälle in seinen Dienst bekam, wurde sein Heer schon so zahlreich und furchtbar, daß er auf den Pompejus selbst losgehn konnte. Dieser aber erwartete den Angriff nicht, sondern floh nach Brundusium, schickte darauf die Consuln mit dem Heere nach Dyrrhachium über, und segelte kurz nachher, bey Cäsars Annäherung, selbst herüber, wie ich in dem Leben des Pompejus umständlich erzehlt habe.

Cäsar konnte ihm, wegen Mangel an Schifen, nicht gleich nachfolgen. Er kehrte also zurück nach Rom. Binnen sechzig Tagen war er ohne Blutvergiessen Herr von Italien geworden.

Er traf die Stadt Rom noch in besserer Ordnung an, als er vermuthet hatte, und auch eine ziemliche Menge Senatoren, gegen welche er sehr billige und populäre Vorschläge äußerte, und sie auch bat, Abgeordnete an den Pompejus wegen schicklicher Bedingungen zu einem Vergleiche abzusenden. Allein niemand wollte sich darauf einlassen, weil sie sich theils vor dem Pompejus furchten, den sie verlassen hatten, theils Cäsars Aeusserungen nur für scheinbare Reden, mit denen es ihm kein Ernst wäre, hielten.

Der Tribun Metellus widersetzte sich inzwischen, da Cäsar aus der öffentlichen Schatzkammer Geld nehmen wollte: und berief sich auf einige Gesetze. Cäsar aber gab ihm zur Antwort: „Wenn die Waffen herrschen, so ists keine Zeit Gesetze anzuführen: bist du aber mit dem, was ich thue, nicht zufrieden, so begieb dich von hier weg, denn im Kriege ist die Freymüthigkeit unnöthig. Wenn ich werde die Waffen niedergelegt haben, und ein Vergleich geschlossen ist, so kannst du wieder kommen, und alles sagen, was du willst. Und wisse, fügte Cäsar hinzu, daß ich hierbey noch von meinen Rechten nachlasse, denn du, und alle, die die Gegenparthey wider mich gehalten haben, sind meine Gefangene." Nach diesen Worten gieng er auf die Schatzkammer zu, und da die Thüren verschlossen, und keine Schlüssel dazu da waren, ließ er Schlösser kommen,

und die Thüren aufbrechen. Metellus widersetzte sich von neuem, worauf aber Cäsar mit zorniger Stimme drohte, ihn umbringen zu lassen, wenn er seine Widerspenstigkeit nicht unterliesse. Wisse, junger Mann, setzte er hinzu, daß es mir schwerer fällt, dieß zu sagen, als es zu thun. Dieser Ausdruck trieb dem Metellus solche Furcht ein, daß er sich gleich davon machte, und Cäsar geschwind und ohne Mühe alles, was er zum Kriege nöthig hatte, erhielt.

Er zog darauf nach Spanien, weil er vorerst des Pompejus Generale, Afranius und Varro, verjagen, und ihre Armee und Provinz sich unterwerfen wollte, damit er alsdenn desto sicherer auf den Pompejus losgehn könnte, und keine Feinde mehr im Rücken hätte. Ob er nun gleich dabey in vielfältige eigne Lebensgefahr und Nachstellungen gerieth, und besonders seine Armee durch Hunger einzubüssen Gefahr lief, so ließ er doch nicht eher nach, den Feind zu verfolgen, zur Schlacht zu reizen und einzuschliessen, bis er sich der Armee und des Lagers bemächtigt hatte. Die beyden Generale entflohen zum Pompejus.

Nach seiner Wiederankunft zu Rom redte ihm sein Schwiegervater Piso zu, dem Pompejus durch Abgeordnete Vorschläge zu einem Vergleiche anzubieten. Aber Isauricus widersetzte sich diesem Vorschlage aus Gefälligkeit gegen den Cäsar, welcher vom Senate zum Dictator ernannt wurde, worauf er die Vertriebenen wieder zurückberief, und den Söhnen derjenigen, die durch den Sylla unglücklich geworden waren, öffentliche Ehrenstellen ertheilte,

auch durch Aufhebung der Zinsen den Verschuldeten Erleichterung verschafte, und noch einige andere Verordnungen machte. Aber nach eilf Tagen legte er seine Dictatorwürde schon wieder nieder, und ernannte sich selbst, nebst dem Servilius Isauricus, zu Consuln, worauf er gegen den Pompejus zu Felde gieng.

Er eilte auf dem Marsche so sehr, daß er seine übrigen Truppen zurückließ, und nur mit sechshundert Mann auserlesener Reuterey und fünf Legionen, gleich nach der Zeit des kürzesten Tages, im Anfange des Jäners, sich zu Schife begab. Er segelte über das ionische Meer, nahm Oricum und Apollonien ein, und schickte seine Schife wieder nach Brunduſium zurück, um die zurückgebliebenen Truppen nachzubringen. Diese aber waren noch auf dem Marsche nach Brunduſium, und durch die bisherigen Kriegsbeschwerlichkeiten und viele Feldzüge so abgemattet, daß sie die Lust zu weitern Gefechten verloren, und auf Cäsarn unwillig waren. — „Wohin, sagten sie, und zu welchem Endzwecke wird uns der Mann noch herumführen? *) Hält er uns denn für leblose unverwüstbare Metalle? **) Und selbst das Eisen nutzt sich durch öftere Stöſſe ab, und ein Schild und ein Panzer

*) καταχθήσεται, nach Reiske's Leseart, anstatt des gemeinen καταθήσεται. S. Reisk. Annot. ad Plut. Caesar. Opp. Tom. IV. pag. 974.

**) Ich kann hier nicht der unnöthigen Conjectur des sel. Reiske folgen, welche er auch in den Text genommen, und ἐνψύχοις anstatt ἀψύχοις liest. Ich bin bey der gewöhnlichen Leseart geblieben.

kommt doch zuweilen zur Ruhe. Merkt denn Cäsar nicht an den Wunden, die wir empfangen haben, daß wir sterbliche Menschen sind, und Empfindungen von Leiden und Schmerzen haben? Den Winter und den Sturmwind auf dem Meere kann ja selbst kein Gott zwingen. Und er schift so auf dem Meere herum, als wenn er vor einem Feinde flöhe, nicht als wenn er ihn verfolgte." Unter solchen Ausdrücken des Unwillens zogen sie nur ganz langsam nach Brunduſium zu. Wie sie aber dort angekommen waren, und sahen, daß Cäsar schon abgeschift war, so änderten sie sogleich ihre Gesinnung, und schalten sich selbst als Verräther ihres Feldherrns, und schimpften auf ihre Officiere, daß sie den Marsch nicht mehr beschleunigt hatten. Sie setzten sich auf die Hügel, welche gegen das Meer und Epirus zu liegen, und betrachteten mit Vergnügen die Schife, die sie zum Cäsar führen sollten.

Cäsar aber gerieth indessen zu Apollonien in grosse Verlegenheit, da er mit der bey ihm befindlichen Anzahl Truppen dem Pompejus nicht gewachsen war, und diejenigen, die er erwartete, so lange ausblieben. Er faßte daher einen gefährlichen Vorsatz, bestieg in aller Stille, ohne daß es jemand wußte, ein Schif von zwölf Rudern, und wollte damit nach Brunduſium übersetzen, obgleich das ganze Meer da herum mit feindlichen Flotten bedeckt war. Er setzte sich des Nachts, in einer Sklavenkleidung, in das Schif, und warf sich da ganz stille, wie ein unbedeutender Mensch, hin, der keine Aufmerksamkeit verdiente. Die Fahrt gieng auf dem Flusse Anius ins Meer herab, und pflegte sonst immer dort eine

ruhige Stille zu seyn, weil sich alle Morgen ein Wind vom Lande erhob, der die Wellen des Meeres abtrieb. Damals aber entstand von der See her ein so heftiger Wind, daß er den Wind vom Lande überwältigte, und der Fluß wurde von der Fluth des Meers und von den anprellenden Wellen so ungestüm, daß er mit grosser Gewalt und starken Wirbeln an das Schif schlug, und der Steuermann nicht fortkommen konnte, welcher auch den Ruderern befahl, wieder zurück zu schifen. Sobald Cäsar dieses gewahr wurde, gab er sich zu erkennen, ergrif den darüber erschrockenen Steuermann bey der Hand, und sagte zu ihm: Schife nur kühnlich und getrost weiter fort, und fürchte dich nicht: denn du führst Cäsarn und sein Glück. Die Schifer vergassen darüber den Sturm, griffen wieder zu den Rudern, und suchten aus allen Kräften, den Fluß herab zu kommen. Allein es war unmöglich, das Schif hatte schon so viel Wasser, daß es in Gefahr stand zu sinken, und Cäsar mußte ungern dem Steuermanne verstatten wieder umzukehren. Wie er wieder bey seinem Heere ankam, liefen ihm die Soldaten entgegen, und beschwerten sich über ihn, daß er nicht so viel Zutrauen zu ihnen gehabt hätte, mit ihnen allein siegen zu können, und aus einem solchen Mißtrauen gegen sie, sich wegen der abwesenden Truppen in solche Gefahr begeben hätte.

Bald darauf kam auch Antonius von Brundusium mit den zurückgelassenen Truppen an. Cäsar bekam dadurch so vielen neuen Muth, daß er dem Pompejus eine Schlacht anbot. Dieser aber hatte sich an einem sehr bequemen Platze gelagert, wo

er

er zu Lande und von der See her alles im Ueberflusse haben konnte, da hingegen Cäsar gleich anfänglich keine hinlängliche Zufuhre hatte, und bald hernach von dem Mangel der nothwendigsten Bedürfnisse gedrückt wurde. Allein seine Soldaten vermengten eine gewisse Wurzel der dasigen Gegend mit Milch, und stillten damit ihren Hunger, sie backten auch Brod daraus, und warfen den feindlichen Vorposten dergleichen Brode zu, wobey sie sagten: so lange die Erde noch dergleichen Wurzel trüge, würden sie nicht aufhören, den Pompejus einzuschliessen und zu bestürmen. Pompejus verbot, von diesen Broden und Reden etwas den andern Soldaten zu sagen, denn diese hatten längst den Muth sinken lassen, und furchten sich vor ihren Feinden, die ihnen so hart und unempfindlich wie wilde Thiere vorkamen.

Es fielen bey dem Walle vor Pompejus Lager beständig Scharmützel vor, in welchen Cäsar immer die Oberhand behielt, ausser in einem einzigen, bey welchem eine so grosse allgemeine Flucht entstand, daß das ganze Lager in Gefahr kam, verloren zu gehen. Denn es hielt dem Andrängen des Pompejus niemand mehr Stand, die Graben der Wälle wurden mit Todten angefüllt, und alles lief haufenweise, selbst von den Wällen, davon. Cäsar stellte sich den Flüchtigen entgegen, und suchte sie wieder zum Stehen zu bringen. Aber er richtete nichts aus, und wie er eine von den Fahnen ergrif, warfen die andern die Fahnen weg, wobey die Feinde zwey und dreyßig erbeuteten. Er kam selbst in Lebensgefahr, da er einen grossen und starken Soldaten, der ne-

ben ihm vorbey floh, bey der Hand ergrif, stehen zu bleiben befahl, und ihn gegen den Feind zu kehrte, denn dieser vor der Gefahr ganz erschrockene Mensch zog den Degen, selbst den Cäsar nieder zu stechen, da ihm denn noch geschwind Cäsars Schildträger zuvor kam, und ihm den Arm abhieb.

Cäsar gab bey diesem Gefechte schon alles verloren; und da Pompejus entweder aus einer gewissen Behutsamkeit, oder aus einer Art von Verhängniß sein grosses Glück nicht verfolgte, sondern nach der Zurücktreibung der Feinde in ihr Lager sich wieder zurück zog, so sagte Cäsar zu seinen Freunden: Heute hatten die Feinde den vollkommensten Sieg in ihren Händen, wenn sie einen General gehabt hätten, der zu siegen verstünde. Er warf sich, nach geendigtem Gefechte, in seinem Zelte hin, und brachte diese unruhigste Nacht, die er in seinem Leben gehabt hatte, mit lauter ängstlichen Gedanken und Besorgnissen zu. Er glaubte, einen Fehler begangen zu haben, daß er das Kriegstheater aus der vor ihm liegenden weiten Gegend von Macedonien und Thessalien gezogen, wo so viele mit allen Lebensmitteln versehene Städte waren, und sich an das Meer gelagert hätte, wo die Feinde durch ihre Flotte die Obermacht hatten, und ihn mehr durch den Mangel als durch Waffen belagerten. Diese Gedanken und der Mangel an den nöthigen Lebensmitteln bewogen ihn, daß er mit seinem Heere aufbrach, und gegen den Scipio, nach Macedonien, losgieng. Er hofte dabey, daß er dadurch entweder den Pompejus in diese Gegenden ziehen würde, wo dieser ohne Unter-

stützung von seiner Seemacht fechten müßte, oder den Scipio allein leicht überwältigen würde.

Cäsars Abzug brachte der Armee des Pompejus einen grossen Uebermuth bey. Besonders glaubten die Officiere, Cäsar sey besiegt und auf der Flucht, und man müsse ihm nacheilen. Pompejus selbst war zu behutsam, um eine entscheidende Schlacht zu wagen. Er hatte sich mit allen Hülfsmitteln aufs beste versehen, um den Krieg in die Länge zu ziehen, und die Macht des Feindes, die so ohnehin nicht lange dauern konnte, nach und nach aufzureiben. Denn die tapfersten von Cäsars Soldaten hatten zwar in den Schlachten eine Erfahrung und Herzhaftigkeit, die unwiderstehlich war, aber zum Herumziehen, Veränderung des Lagers, langwierigen Vertheidigung desselben, und öftern Nachtwachen waren sie wegen ihres Alters nicht geschickt, und ihre schon geschwächten Körper konnten langdauernde Beschwerlichkeiten nicht aushalten, und machten sie bald muthlos. Dazu kam noch, daß man wußte, daß in Cäsars Lager eine Seuche herrschte, die durch die schlechten Nahrungsmittel war verursacht worden, und da Cäsar überdem weder Geld noch gehörige Zufuhre hatte, so war es höchst wahrscheinlich, daß er in kurzer Zeit sich selbst aufreiben würde.

Allein diesem Entschlusse des Pompejus, eine Hauptschlacht zu vermeiden, gab niemand als der einzige Cato Beyfall, weil dieser gern das Bürgerblut schonen wollte, wie er denn auch bey dem Anblicke der in dem vorigen Treffen gebliebenen Feinde, deren Anzahl sich auf tausend belief, das Gesicht verhüllte, und mit Thränen weggieng. Alle

andere schimpften auf den Pompejus, daß er eine Schlacht vermiede, und reizten ihn dazu. Sie gaben ihm die Beynamen Agamemnon und König der Könige, und gaben vor, er wolle nur deswegen nicht dem Feinde ein entscheidendes Treffen liefern, damit er seine unumschränkte Gewalt nicht nachher ablegen dürfe, und immerfort das Vergnügen genösse, daß so viele grosse Generale unter seinem Befehle stünden, und ihm in seinem Zelte ihre Aufwartung machten. Favonius, der die Freymüthigkeit des Cato nachahmen wollte, spottete auf eine unsinnige Weise, und sagte: man würde wegen des Obercommando des Pompejus dieß Jahr keine tusculanische Feigen zu essen bekommen. Afranius, der vor kurzen aus Spanien angekommen war, wo er gegen Cäsarn sehr unglücklich gewesen, und seine Armee verloren hatte, und welcher deswegen in dem Verdachte stand, daß er vom Cäsar sey bestochen worden, fragte: warum man denn gegen den Kaufmann, der ihm die Provinzen und Truppen abgekauft hätte, nicht fechten wolle?

Alle diese Zudringlichkeiten nöthigten den Pompejus, wider seinen Willen, auf eine Schlacht zu denken, und dem Cäsar nachzuziehen. Dieser hatte indessen einen sehr beschwerlichen Marsch, auf welchem es ihm an Lebensmitteln fehlte, und niemand brachte ihm Zufuhre, weil man ihn wegen der vor kurzen erlittenen Niederlage verachtete. Wie er aber Gomphi, eine Stadt in Thessalien, eingenommen hatte; so bekam er nicht allein für seine Armee hinlänglichen Unterhalt, sondern die

Seuche wurde auch auf eine seltsame Weise gestillt. Seine Truppen tranken den Wein, den sie da im Ueberflusse fanden, in reichlicher Maasse, und schwärmten und belustigten sich darauf in der Trunkenheit unterweges, und durch diese Trunkenheit hatten sie ihre körperliche Constitution verändert, und wurden wieder gesund.

Als beyde gegenseitige Heere sich auf der pharsalischen Ebene gegen einander über gelagert hatten, so gerieth Pompejus wieder auf seinen alten Vorsatz, ein Treffen zu vermeiden, da er zumal noch durch unterschiedene üble Vorbedeutungen und Träume erschreckt wurde. So träumte ihm einmal, daß er sich auf dem Theater zu Rom befände, und von den Römern mit Händeklatschen empfangen würde. *) Die andern römischen Generale aber waren so muthig und so sehr von der Hoffnung des Sieges eingenommen, daß sich schon Domitius, Lentulus Spinther und Scipio um die Oberpriesterstelle, die Cäsar bekleidete, stritten, und viele andere nach Rom schickten, und sich da im voraus Häuser miethen liessen, die für Consuln und Prätoren bequem lagen, als wenn sie gleich nach dem Kriege diese Aemter bekommen würden. Am meisten aber drangen die römischen Ritter auf eine Schlacht, welche ihre herrliche Waffenrüstung und ihre starken wohlgefütterten Pferde stolz machten, und die sich auch überdem auf ihre überlege-

*) Plutarch erzehlt diesen Traum hier zu abgekürzt und unbedeutend, man muß daher damit die Erzehlung davon im Leben des Pompejus vergleichen, in eben diesen 6ten Theile.

ne Anzahl verliessen, da sie ihrer siebentausend gegen tausend Mann waren, aus welcher Anzahl nur Cäsars Reuterey bestand. Auch war die Infanterie einander nicht gleich: des Pompejus Armee bestand aus fünf und vierzigtausend, und Cäsars seine nur aus zwey und zwanzigtausend Mann.

Cäsar ließ seine Truppen zusammen kommen. Er sagte ihnen, daß zwey Legionen, die unter dem Commando des Corfinius ständen, schon ganz nahe auf dem Marsche zu ihm wären, und daß noch funfzehn andere Cohorten unter dem Calenus bey Megara und Athen ständen, ob sie nun erst diese Verstärkung erwarten, oder allein, ohne dieselben, eine Schlacht liefern wollten? Sie schrien insgesammt, er möchte nicht länger warten, sondern vielmehr alle nur mögliche Mittel brauchen, um baldigst mit dem Feinde zu schlagen. Er stellte darauf das gewöhnliche Reinigungsopfer für die Armee an, und gleich beym ersten Opfer prophezeyhete der Priester, daß es binnen dreyen Tagen zu einer entscheidenden Schlacht mit den Feinden kommen würde. Wie Cäsar weiter fragte: ob er auch in dem Opfer glückliche Zeichen wegen des Ausgangs der Schlacht bemerkte, so antwortete ihm der Priester: Du kannst dir dieß selbst am besten beantworten. Denn die Götter zeigen eine Revolution, und eine Veränderung des gegenwärtigen Zustandes in den entgegengesetzten an. Wenn du also glaubst, daß es jetzt mit dir recht gut steht, so erwarte ein schlimmeres Schicksal: ist dein jetziger Zustand aber nicht gut, so hoffe einen bessern. —

Als Cäsar darauf in der Nacht vor der Schlacht

die Wachen besichtigte, so erschien um Mitternacht eine feurige Fackel am Himmel, die voller Flammen über Cäsars Lager zu schweben schien, und dann in des Pompejus Lager herab fiel. Es entstand auch im feindlichen Lager, um die Morgenwache, ein blindes Schrecken und Lerm. Gleichwohl glaubte Cäsar nicht, daß es an diesem Tage zu einer Schlacht kommen würde. Er gab vielmehr Befehl aufzubrechen und nach Skotusa zu marschiren.

Schon waren die Zelter abgebrochen, als die ausgeschickten Kundschafter heran gesprengt kamen, und die Nachricht brachten, daß die Feinde im Anzuge wären, eine Schlacht zu liefern. Cäsar freuete sich ungemein darüber, betete zu den Göttern, und formirte seine Schlachtordnung, die er in ein dreyfaches Treffen stellte. Den Mittelpunkt commandirte Domitius Calvinus, den linken Flügel Antonius, und Cäsar selbst den rechten, wo er sich an die Spitze der zehnten Legion stellte. Weil er aber sahe, daß die Reuterey der Feinde gänzlich diesem Flügel entgegen gestellt war, und er sich vor der Menge und starken Rüstung derselben fürchtete, so ließ er vom Hintertreffen unvermerkt sechs Cohorten nachkommen, und stellte sich hinter dem rechten Flügel, mit der gehörigen Order, wie sie sich beym Angriffe der feindlichen Reuterey verhalten sollten.

Pompejus commandirte den rechten Flügel, Domitius den linken, und Scipio, des Pompejus Schwiegervater, den Mittelpunkt des Treffens. Die Ritter aber standen alle auf den linken Flügel, und wollten den feindlichen rechten Flügel flanquiren, und da, wo Cäsar selbst stand, den größten Sieg er-

fechten. Sie glaubten, daß ihnen auch die dichteste Schlachtordnung nicht Widerstand leisten könnte, sondern daß sie durch den Angrif ihrer so zahlreichen Menge alles über den Haufen werfen und in Stücken hauen würden.

Bey dem wirklichen Angriffe gab Pompejus Order, daß sein Fußvolk mit gestreckten Lanzen stille stehen, und ruhig den feindlichen Anlauf abwarten sollte, bis sie die Feinde mit den Wurfspiessen erreichen könnten. Cäsar erklärt dieses für einen Fehler, den Pompejus begangen, weil er nicht gewußt habe, daß der erste Angriff durch das Anrennen fürchterlich würde, und die Streiche dadurch nicht allein stärker, sondern auch der Muth feuriger und lebhafter würde. Als er eben im Begrif war, sein Fußvolk in Bewegung zu setzen, und schon anrückte, sahe er, daß einer seiner Officiere von besonderer Treue gegen ihn und grosser Kriegserfahrung seine Soldaten ermunterte und ermahnte, sich brav zu halten. Er rief ihn sogleich beym Namen. — Cajus Crassinius, sagte er, haben wir Hoffnung zu siegen, und wie stehts mit dem Muthe? Crassinius schrie mit ausgestreckten Händen ihm entgegen: O Cäsar, wir werden einen herrlichen Sieg erhalten, und mich sollst du loben, ich mag umkommen oder leben bleiben. — Er lief darauf zuerst gegen die Feinde an, zog seine bey ihm befindlichen hundert und zwanzig Mann mit sich fort, und drang durch die vordersten Feinde mit Ungestüm, unter vielem Blutvergiessen, immer weiter fort, bis er mit einem Degen durch den Mund gestossen wurde, so daß die

Spitze wieder zum Genicke heraus kam, und er niederfiel.

Indem das Fußvolk in dem Mittelpunkte auf einander stieß, und der eine Flügel auch schon handgemein wurde, thaten die Ritter auf dem andern einen stolzen Angrif, und zogen sich um ihn herum, um ihn zu überflügeln. Aber ehe sie noch wirklich zum Schlagen kamen, rückten Cäsars sechs Cohorten vor, und gebrauchten nicht, wie sonst gewöhnlich war, zuerst ihre Wurfspiesse, stachen auch nicht mit ihren Lanzen nach den Hüften oder Beinen, sondern gerade den jungen Rittern in die Augen und ins Gesicht. Dieß hatte ihnen Cäsar ausdrücklich befohlen, weil er hofte, daß die jungen, auf ihre schöne Gestalt stolzen Römer, die noch nicht mit Krieg und Wunden bekannt waren, sich vor dergleichen Stössen am meisten fürchten, und aus Furcht vor der gegenwärtigen Gefahr, und den künftigen Schandflecken in ihren Gesichtern, nicht Stand halten würden. Es traf auch richtig ein. Die jungen Ritter konnten diese Stösse der Lanzen nicht aushalten, und das blanke Eisen vor ihren Augen nicht funkeln sehen. Sie kehrten um, und verhüllten sich, um ihre Gesichter zu schonen. Dadurch geriethen sie nicht allein selbst in Verwirrung, und mußten die Flucht ergreifen, sondern brachten auch die ganze Armee auf die schimpflichste Weise ins Verderben. Denn die siegenden Cäsarianer überflügelten sogleich das Fußvolk, und hieben auf allen Seiten ein.

Wie Pompejus von dem andern Flügel her sahe, daß die Ritter flohen und sich zerstreuten, gerieth er wie ganz ausser sich selbst. Er dachte nicht

daran, daß er Pompejus der Grosse war. Es schien, als wenn ihn ein Gott seiner Vernunft beraubte, oder ein höheres Geschick ihn durch diese Niederlage in Zittern und Schrecken setzte. Er begab sich, ohne ein Wort zu sagen, hinweg, und gieng stillschweigend in sein Zelt. Hier blieb er sitzen, und erwartete sein ferneres Schicksal, bis, bey der allgemeinen Flucht seiner Armee, die Feinde über den Wall eindrangen. Da schien er wieder etwas zu sich selbst zu kommen, sagte aber nur die einzigen Worte: Also gar bis ins Lager! Darauf verwechselte er seinen Purpurrock und Generalskleidung mit einer andern, die sich besser zur Flucht schickte, und gieng davon. In was für Schicksale er nachher gerathen, und wie er sich selbst den Aegyptern überliefert, und von ihnen umgebracht worden, habe ich in seiner Lebensbeschreibung erzehlt.

Wie Cäsar in des Pompejus Lager kam, sagte er beym Anblick der todten Feinde, und derjenigen, die noch niedergehauen wurden, mit Seufzen: Sie haben das selbst so gewollt, sie haben mich mit Gewalt dazu gezwungen, und Cajus Cäsar wäre gewiß, nach seinen so grossen Siegen, wenn er seine Armee abgedankt hätte, zum Tode verdammt worden. Asinius Pollio erzehlt, daß Cäsar diese Worte in römischer Sprache gesagt, und er sie hernach in die griechische übersetzt habe. Nach eben dieses Schriftstellers Bericht waren die meisten Todten Sklaven, die bey der Einnahme des Lagers niedergemacht wurden, von wirklichen Soldaten blieben nicht mehr als sechstausend auf dem Platze. Von den Gefangenen steckte Cäsar die meisten unter seine Legionen,

vielen von den vornehmen ertheilte er sogleich Pardon, unter denen sich auch Brutus befand, der ihn nachher ermordete, und er soll dieses Mannes wegen sogar, ehe er ihn zu Gesicht bekommen, sich beunruhigt, und wie er ihn errettet getroffen, voller Freuden gewesen seyn.

Unter den vielen Vorbedeutungen von diesem Siege, machte das, was sich zu Tralles zutrug, das meiste Aufsehn. Es stand in dem dasigen Tempel der Siegsgöttin Cäsars Statüe an einem von Natur harten Platze, dessen Oberfläche noch dazu mit Steinen gepflastert war, und hier wuchs, wie man erzehlt, ein Palmbaum gerade am Fußgestelle von Cäsars Statüe hervor. Ferner erzehlt der Geschichtschreiber Livius, daß Cajus Cornelius, sein Landsmann und Bekannter zu Padua, ein berühmter Wahrsager, an eben dem Tage, da die Schlacht vorfiel, auf den Vogelflug Achtung gab. Dieser sahe bey diesem Auspicium nicht nur die Zeit vorher, da sich die Schlacht anfieng, und sagte zu den Anwesenden: Jetzt fängt sich das Treffen an, jetzt sind die Truppen mit einander handgemein: sondern er sprang auch nachher, wie von einem höhern Wesen begeistert, voller Enthusiasmus auf, und schrie: Cäsar, du siegst. Als die Anwesenden darüber in Erstaunen geriethen, nahm er seinen Kranz vom Kopfe, und schwur, daß er ihn nicht eher wieder aufsetzen wollte, bis der Erfolg seine Kunst bestätigte. Livius versichert, daß sich diese Begebenheit zugetragen habe.

Cäsar schenkte den Thessaliern wegen des in ihrem Lande erhaltenen Sieges die Freyheit, und

setzte darauf seinen Marsch zur Verfolgung des Pompejus fort. Wie er nach Asien kam, ertheilte er den Knidiern die Freyheit, um dem Theopompus, welcher eine Sammlung mythologischer Erzehlungen herausgegeben hat, eine Gnade zu erweisen, und erließ auch allen Einwohnern Asiens den dritten Theil ihres bisherigen Tributs.

Bey seiner Ankunft zu Alexandrien war Pompejus schon umgebracht, und Theodotus überbrachte ihm den Kopf desselben. Cäsar wandte sein Gesicht von diesem Anblicke weg, und nahm den Siegelring des Pompejus mit weinenden Augen an. Alle Freunde und Vertraute des Pompejus, die während ihrem Herumirren in Aegypten vom dem Könige waren gefangen genommen worden, nahm er zu sich, und erzeigte ihnen viele Gütigkeiten. Seinen Freunden in Rom schrieb er: die größte und angenehmste Frucht seines Sieges sey diese, daß er täglich einige von seinen Feinden, die wider ihn gefochten, erhalten könne.

Was seinen in Aegypten geführten Krieg betrift, so war derselbe nach dem Urtheile einiger Schriftsteller nicht nothwendig, sondern ein Werk der Liebe zur Kleopatra, und seiner Ehre eben so nachtheilig als gefährlich. Andre schreiben die Schuld davon den Ministern des aegyptischen Königs, besonders dem Verschnittnen Pothinus zu, welcher am Hofe am mehrsten galt, den Pompejus kurz vorher umgebracht, die Kleopatra verjagt hatte, und auch dem Cäsar heimlich nach dem Leben stand. Cäsar soll deswegen in dieser Zeit alle Nächte wachend bey Gastmahlen zugebracht haben, um vor den Nach-

stellungen des Pothinus in Sicherheit zu seyn. Allein Pothinus trieb seine Frechheit bis ins unerträgliche, und redte und that alles, wodurch er nur Cäsarn ärgern und beschimpfen konnte. Den römischen Soldaten gab er das älteste verdorbene Korn, und wenn sie sich darüber beschwerten, ließ er ihnen sagen, sie möchten ja damit zufrieden seyn, den sie ässen fremdes Brodt. Bey der königlichen Tafel brauchte er nur hölzernes und thönernes Geschirre, und gab vor, das er das goldne und silberne Tafelgeschirre Cäsarn habe müssen zum Pfande geben. Der Vater des damals regierenden Königs war Cäsarn siebzehn Millionen und fünfmal hunderttausend Drachmen schuldig geworden, *) von welcher Summe aber Cäsar den Kindern desselben das übrige alles bis auf eine Million erlassen, und diese nur zur Unterhaltung seiner Truppen haben wollte. Pothinus aber bezahlte ihm diese Summe nicht, sondern antwortete auf die Foderung, daß Cäsar vorjetzt nur möchte Aegypten verlassen und auf seine anderweitigen grossen Geschäfte denken; wenn er damit fertig wäre, so wolle man ihn nachher gern befriedigen. Cäsar hingegen ertheilte ihm zur Antwort, daß er die Aegypter gar nicht zu seinen Rathgebern brauchte, und ließ die Kleopatra vom Lande heimlich zu sich kommen.

Diese Prinzeßin nahm von ihren Freunden nur den einzigen Apollodor, einen Sicilianer, mit, und

*) Weil er vorzüglich durch Cäsars Betreibung und Vermittelung wieder in sein Königreich, woraus er war durch seine eigne Unterthanen vertrieben worden, eingesetzt wurde.

setzte sich in ein kleines Fahrzeug. Sie näherte sich der königlichen Burg, da es schon anfieng finster zu werden, und weil sie kein ander Mittel, verborgen herein zu kommen, wußte, legte sie sich der Länge lang in ein Bund Stroh, welches Apollodor mit einem Riemen zuband, und sie so durch die Thore zum Cäsar brachte. Dieser wurde sogleich durch diese List für die Kleopatra, die eine witzige Prinzeßin zu seyn schien, eingenommen, und ihre Schönheit und die Reize ihres Umganges gewannen vollends seine ganze Neigung. Er stiftete zwischen ihr und ihrem Bruder, dem Könige, einen Vergleich, durch welchen sie zur Mitregentin angenommen wurde.

Bey dem Gastmale, welches wegen dieser Aussöhnung gefeyert wurde, merkte derjenige Sklave Cäsars, der sein Balbier war, und als einer der allerfurchtsamsten Menschen, alles auszuspüren, allenthalben hin zu horchen, und nach allem zu forschen pflegte, daß der General Achillas und der Verschnittne Pothinus einen Anschlag gemacht hatten, Cäsarn zu ermorden. Sobald dieser es erfuhr, ließ er das Zimmer mit einer Wache besetzen, und stach den Pothinus nieder. Achillas aber entfloh ins königliche Lager, und zog Cäsarn einen schweren, höchstbeschwerlichen Krieg zu, in welchem er mit seiner geringen Anzahl Truppen sich gegen eine so grosse Stadt, wie Alexandrien war, und gegen die ganze königliche Kriegsmacht vertheidigen mußte. Er gerieth dabey erstlich in Gefahr, Mangel am Wasser zu leiden, weil die Feinde die Wasserröhren, die in die königliche Burg giengen, wo Cäsar sich befand, zerstörten, ferner sah er sich genöthi-

get, seine eigne Flotte, deren sich die Feinde bemächtigen wollten, in Brand zu stecken, um dadurch die Gefahr abzuwenden, wobey aber das Feuer mit die grosse Bibliothek ergrif, und einen Theil davon verzehrte. Und in dem bey Pharos vorfallendem Treffen mußte er, um den seinigen zu Hülfe zu kommen, von dem Damme herab in ein kleines Fahrzeug springen. Es umringten ihn aber von allen Seiten her so viele aegyptische Schife, daß er sich ins Meer werfen mußte, und er entkam mit genauer Noth durchs Schwimmen. Er hatte, wie man erzehlt, eine Menge Schriften dabey in der Hand, welche er nicht wollte wegwerfen, oder im Wasser naß werden lassen, und diese hielt er mit der einen Hand immer über dem Meere, indem er mit der andern fortschwamm. Das Fahrzeug, worinnen er gewesen war, wurde auch bald darauf versenkt. Endlich gieng der junge aegyptische König selbst zu den Feinden über, worauf ihm Cäsar eine Schlacht lieferte, und mit vielem Verluste der Feinde siegte. Der König selbst verschwand bey diesem Treffen, ohne daß man weiß, wie er umgekommen ist. Cäsar verließ darauf die Kleopatra, welche nunmehr Königin von Aegypten geworden war, und kurz nachher mit einem Sohne von ihm niederkam, dem die Alexandriner den Namen Cäsarion gaben, und zog nach Syrien.

Wie er in Asien ankam, erhielt er Nachricht, daß Domitius vom Pharnaces, dem Sohne des Mithridates, geschlagen, und mit noch wenig übrigen Truppen aus Pontus geflohen wäre, und Pharnaces seinen Sieg so stark nutzte, daß er ganz Bi-

thynien und Kappadocien eingenommen hätte, und nun schon auf klein Armenien losgienge, auch alle Könige und Fürsten da herum in Aufruhr gebracht hätte. Er eilte sogleich mit drey Legionen dem Pharnaces entgegen, und lieferte ihm bey der Stadt Zela eine Hauptschlacht, in welcher er die ganze Armee desselben ruinirte, und ihn selbst aus Pontus jagte. Um die Geschwindigkeit anzudeuten, mit welcher er diese Schlacht geliefert hatte, meldete er die Nachricht davon nach Rom, in einem Briefe an seinen Freund Amintius, mit diesen wenigen Worten: Ich kam, sah, siegte. Veni, vidi, vici. Diese Worte haben im Lateinischen einen gleichlautenden Ton der Silben, und die Anmuth der epigrammatischen Kürze.

Darauf gieng er nach Italien über. Er kam zu Rom um die Zeit des kürzesten Tages an, da eben das Jahr zu Ende gieng, auf welches er zum zweytenmale war zum Dictator ernannt worden, welches Amt niemand von ihm auf eine so lange Zeit bekommen hatte. Aufs folgende Jahr wurde er zum Consul ernannt. Er zog sich aber verschiedene Verläumdungen zu, da er die Soldaten, welche in einem Aufruhre zwey angesehene Männer, die schon Prätoren gewesen waren, den Cosconius und Galba, ermordet hatten, nicht mehr bestrafte, als daß er sie nicht mit dem Namen Kameraden und Soldaten beehrte, sondern nur Bürger und Quiriten nannte, und daß er jedem seiner Soldaten tausend Drachmen gab, und ein grosses Stück Land in Italien unter sie vertheilte. Auch gereichte ihm die unsinnige Wuth des Dolabella, die Geldgierde des Amintius,

die

die Trunkenheit des Antonius, und Corfinius, *) der des Pompejus Haus an sich brachte, und es besser ausbauen ließ, als wenn es für ihn nicht gut genug wäre, zu vielem Schimpfe. Die Römer bezeigten darüber ihre Unzufriedenheit, Cäsar aber sah sich genöthiget, wegen der damaligen Umstände, solche Personen zu gebrauchen, ob er gleich ihre Vergehungen wohl wußte und mißbilligte.

Inzwischen hatten Cato und Scipio in Afrika, wohin sie nach der pharsalischen Schlacht geflohen waren, durch Unterstützung des auf ihre Parthey getretenen Königs Juba, eine ansehnliche Kriegsmacht zusammen gebracht. Cäsar entschloß sich, gegen sie zu Felde zu ziehen. Er schifte um die Zeit des kürzesten Tages nach Sicilien, und, um seinen Officieren alle Hoffnung eines dasigen langen Aufenthalts sogleich zu benehmen, ließ er sein Zelt nahe am Ufer des Meers aufschlagen, und gieng von da, bey dem ersten günstigen Winde, mit dreytausend Mann Fußvolk und einer geringen Anzahl von Reuterey unter Segel. Nachdem er diese Truppen in der Stille ans Land gesetzt, schifte er wieder zurück, weil er wegen der übrigen in Besorgniß war; er traf sie aber schon unterwegens auf dem Meere an, und führte seine gesammte Armee in ein Lager. Weil er hörte, die Feinde verliessen sich auf ein gewisses

*) Die Abschreiber, oder Plutarch selbst haben hier einen Fehler begangen, denn nicht Corfinius, oder wie er nach Xylanders Muthmassung heissen müßte, Cornificius, sondern Antonius brachte des Pompejus Haus an sich, der Name Antonius muß also zuletzt stehen, nach dem Corfinius.

altes Orakel, welchem zufolge das Geschlecht der Scipionen beständig in Afrika siegen sollte; so gab er, (es ist schwer zu bestimmen, ob er dadurch den feindlichen Feldherrn Scipio verspotten, oder im Ernste sich das Orakel zueignen wollte) einem schlechten verachteten Manne, der sich mit unter seinem Heere befand, aber aus der Familie der Afrikaner abstammte, und Scipio Sallution hieß, den Schein eines Feldherrn, und stellte ihn immer in den verschiedenen Gefechten voran, welche er öfters mit den Feinden halten mußte. Denn er hatte weder hinlängliche Lebensmittel für die Soldaten, noch Futter für das Vieh, und seine Leute mußten sogar das Schilf aus dem Meere brauchen, und es, nach abgespültem Meersalze, den Pferden unter das Heu mischen, weil die allenthalben herumschwärmende numidische Reuterey das Fouragieren in der ganzen Gegend da herum unsicher machte.

Während dieser unthätigen Verzögerung belustigte sich Cäsars Reuterey einstmals mit der Anhörung eines Afrikaners, der ganz vortreflich tanzte und auf der Flöte spielte, und hatte indessen, daß sie bey diesem Flötenspieler saß, ihre Pferde den Knechten übergeben. Indem überfielen sie plötzlich die Feinde, machten einen Theil nieder, und eilten den Flüchtigen ins Lager nach. Der Krieg wäre durch diesen Ueberfall ganz geendigt gewesen, wenn nicht Cäsar selbst, und mit ihm Asinius Pollio aus dem Lager zu Hülfe geeilt wären, und der Flucht Einhalt gethan hätten. Die Feinde behielten auch in einer ordentlichen Action die Oberhand, und Cäsar

ergrif dabey einen fliehenden Fähnrich beym Halse, drehte ihn um, und sagte: Dort sind die Feinde.

Diese glücklichen Streiche machten dem Scipio so grossen Muth, daß er sich entschloß, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Er ließ den Afranius und Juba, jeden in einem besondern Lager, in einer kleinen Entfernung von sich, stehen, und befestigte für sich, nahe an einer See, bey der Stadt Thapsus, ein starkes Lager, welches ihm bey der bevorstehenden Schlacht zur Schutzwehre, und auch zum Zufluchtsorte dienen sollte. Indem er aber noch damit beschäftigt war, kam Cäsar durch die dickſten unwegsamſten Gebüsche mit einer unglaublichen Geschwindigkeit angerückt, und grif die Armee des Scipio zugleich von vorne und von allen Seiten an, und schlug sie völlig. Er bediente sich der Zeit und seines Glücks so gut, daß er beynahe in eben dem Augenblicke des Afranius Lager eroberte, und in eben dem Augenblicke auch das numidiſche Lager, aus welchem Juba entfloh, einnahm. Er hatte an einem Tage, in wenig Stunden drey Lager erobert, und funfzigtausend Feinde getödtet, und von seinen Truppen waren nicht mehr als funfzig Mann geblieben.

So erzehlen die meisten Schriftsteller die Umstände dieser Schlacht. Andre hingegen melden, daß Cäsar, eben da er die Schlachtordnung seiner Armee formirt, einen Anfall von seiner gewöhnlichen Epilepsie bekommen, und sobald er es gemerkt, noch ehe er ganz seiner Sinnen beraubt worden, sich habe auf einen nahgelegenen Thurm bringen lassen, wo er den Paroxysmus in der Stille abgewartet

habe. Von denen aus der Schlacht entkommenen vornehmen Römern, die theils schon Consuln, theils Prätoren gewesen waren, brachten sich viele, da sie ergriffen wurden, selbst um, und viele ließ auch Cäsar hinrichten.

Der Ehrgeiz, den Cato gefangen zu bekommen, trieb Cäsarn an, nach Utica zu eilen, in welcher Stadt Cato Commendant, und deswegen bey der Schlacht nicht gegenwärtig gewesen war. Die Nachricht, daß dieser Mann sich selbst umgebracht hatte, war Cäsarn offenbar ungemein empfindlich. Man kann nicht sagen, aus welcher Ursache. Er sagte zwar selbst: Cato, ich mißgönne dir deinen Tod, weil du mir die Erhaltung deines Lebens nicht gegönnt hast. Aber die Schrift, die er in der Folge wider den Cato herausgab, scheint kein Beweis eines besänftigten und versöhnten Gemüths zu seyn: und wie hätte er den in seinem Leben verschonen sollen, gegen den er nach dem Tode so viele Bitterkeiten ausgoß? Wiewohl die Gelindigkeit, die er gegen den Cicero, Brutus, und so viele tausend von seinen Feinden, die die Waffen wider ihn geführt hatten, bewies, anzuzeigen scheint, daß er diese Schrift nicht sowohl aus Feindschaft, sondern aus einem gewissen politischen Ehrgeize und aus einer besondern Ursache geschrieben. Cicero hatte nämlich eine Lobschrift auf den Cato, die den Titel Cato führte, herausgegeben, und diese Schrift wurde, wie natürlich, da sie der größte Redner über den schönsten Gegenstand geschrieben hatte, sehr häufig gelesen. Dieß ärgerte Cäsarn, welcher das Lob dieses verstorbenen Mannes für eine Beschuldigung von

sich hielt. Er gab also unter dem Titel Anticato eine Schrift heraus, in welcher er eine Menge von Vorwürfen gegen den Cato vorbrachte, und auch dieses Werk fand, wegen des Cäsars und des Cato, sehr viele Leser.

Nach seiner Rückkunft aus Afrika nach Rom rühmte er in einer öffentlichen Versammlung des Volks die Wichtigkeit seiner Eroberungen, und sagte, er habe die Herrschaft der Römer mit einem so weitläuftigen Umfange Landes vermehrt, daß daraus jährlich allein zweymal hunderttausend attische Scheffel Getreide, und drey Millionen Pfund Oel in die öffentlichen Magazine des Staats geliefert würden. Er hielt darauf seine Triumphe wegen Aegypten, wegen Pontus, und wegen Afrika, *) den letztern aber nicht wegen des überwundnen Scipio, sondern wegen des Königs Juba, dessen Prinz, der noch ganz junge Juba, mit im Triumphe aufgeführt wurde, und sich wegen seiner Gefangenschaft sehr glücklich achten konnte, da er dadurch aus einem Numidier und Barbaren einer der besten griechischen Geschichtschreiber wurde.

Nach den gehaltenen Triumphen theilte Cäsar seinen Soldaten grosse Geschenke aus, und das Volk gewann er mit Schauspielen und Gastmalen, wie er denn einmal das ganze römische Volk zusammen in zwey und zwanzigtausend Zimmern bewirthete. Er stellte auch seiner schon lange vorher gestorbenen

*) Plutarch vergißt hier, wie schon von andern bemerkt worden, den ersten und herrlichsten Triumph Cäsars, wegen Gallien, und ist überhaupt hier zu kurz und unvollständig.

Tochter Julia zum Andenken verschiedene Kampfspiele und Seegefechte an. Darauf ließ er eine Zählung der römischen Bürger vornehmen, deren Anzahl nur hundert und funfzigtausend war, da sie sich vorher auf dreymal hundert und zwanzigtausend belaufen hatte. *) Einen so grossen Verlust hatte der bürgerliche Krieg verursacht, und einen so beträchtlichen Theil des Volks hingeraft, ohne den andern vielfältigen Schaden zu rechnen, der in dem übrigen Italien und den Provinzen angerichtet war.

Kurz darauf wurde Cäsar zum viertenmale zum Consul ernannt, und zog nach Spanien gegen des Pompejus Söhne zu Felde, welche zwar noch jung waren, aber ein erstaunlich grosses Heer auf die Beine gebracht hatten, und eine Herzhaftigkeit zeigten, die der Anführer eines solchen Heers würdig war. Cäsar gerieth auf diesem Feldzuge in die äußerste Gefahr. In der grossen Schlacht, die bey der Stadt Munda vorfiel, kamen Cäsars Truppen in ein solches Gedränge, und wurden so stark zum weichen gebracht, daß er durch die Glieder durchlief, und schrie: ob sie sich denn nicht schämten, ihn Kindern zu überliefern? Er erfochte endlich mit genauer Noth und mit der eifrigsten Tapferkeit den Sieg, wobey über dreyßigtausend Feinde geblieben waren, und er selbst über tausend Mann eingebüßt hatte.

*) Um sich durch diese Stelle nicht zu einer irrigen Meynung von der Volksmenge der römischen Bürger verleiten zu lassen, muß man des Rualdi Animaduerſ. XXIV. in Plutarchi Caeſarem Opp. Tom. IV. pag. 863. ed. Reisk. und Sveton. Vit. I. Caeſaris cap. 41. 42. damit vergleichen.

Als er aus der Schlacht zurückkam, sagte er zu seine Freunden: Ich habe oft um den Sieg, heute aber zum erstenmale um mein Leben gefochten. Diese Schlacht gewann Cäsar in den Feyertagen des Bacchusfestes, in welchen eben vier Jahre vorher Pompejus der Grosse aus Rom in den bürgerlichen Krieg zu Felde gegangen war. Der jüngere von Pompejus Söhnen entkam durch die Flucht, von dem ältern überbrachte einige Tage nach der Schlacht Didius dem Cäsar den abgeschlagenen Kopf. — Dieß war der letzte Krieg, den Cäsar führte.

Der Triumph, welchen er über diesen Sieg hielt, mißfiel den Römern mehr, als irgend etwas anders. Denn da er keine auswärtige Generale, oder fremde Könige besiegt, sondern die Söhne und das Geschlecht des größten und unglücklichsten Römers vertilgt hatte, so schien es nicht anständig zu seyn, daß er über das Unglück des Vaterlandes einen Triumph hielt, und eine so öffentliche Freude über etwas bezeigte, welches nur durch die Entschuldigung der Nothwehre bey Göttern und Menschen gerechtfertigt werden konnte, und zumal da er vorher bey seinen Siegen in dem bürgerlichen Kriege niemals einen Bothen oder öffentliche Nachricht deswegen nach Rom gesandt, sondern dieser Ehre sich gleichsam geschämt hatte.

Gleichwohl gab man dem Glücke dieses grossen Mannes nach, ließ sich den Zaum der Herrschaft anlegen, und betrachtete die Alleinherrschaft als eine Erholung der Uebel des bürgerlichen Krieges. Er wurde deswegen zum Dictator auf Zeitlebens ernannt. Dieß war eine offenbare Tyranney, weil die

unumschränkte Gewalt auch nun die immerwährende Dauer hatte. Cicero war der erste, der im Senate den Vorschlag that, Cäsarn die größte Ehre zu erweisen, die nur ein Mensch bekommen könnte. Andre setzten immer noch mehr hinzu, und wetteiferten mit einander in übertriebenen Ehrenbezeigungen für den Cäsar, wodurch sie ihn aber bey den billigstdenkenden Männern verhaßt machten. Die seinetwegen erscheinenden Staatsdecrete waren so voller stolzer und seltsamer Verehrung, daß die Feinde Cäsars daran eben so vielen Antheil zu haben scheinen, als seine Schmeichler, um desto mehr Vorwürfe auf ihn zu häufen, und nachher desto stärkern Vorwand zu einem Angriffe auf ihn zu haben. Denn er selbst betrug sich, nach Endigung des bürgerlichen Krieges, ganz untadelhaft, und die Römer errichteten mit gutem Grunde, zum Andenken der von ihm bewiesenen Gelindigkeit, der Göttin Clementia, oder der Gnadengöttin, einen Tempel.

Er schenkte einer Menge von denjenigen, die die Waffen wider ihn geführt hatten, das Leben, einigen ertheilte er noch dazu Aemter und Ehrenstellen, wie dem Brutus und Cassius, die er beyde zu Prätoren machte. Er ließ die umgestürzten Statüen des Pompejus wieder aufrichten, und befestigte dadurch, wie Cicero sagte, seine eignen. Er wollte den Vorschlag seiner Freunde, sich eine Leibwache zu halten, wozu sich viele von ihnen selbst erboten, nicht annehmen, und sagte bey dieser Gelegenheit: Es ist besser einmal zu sterben, als immer in Furcht zu leben. Er bemühte sich dagegen, die allgemeine

Liebe sich zur schönsten und sichersten Leibwache zu machen.

Daher vergnügte er das Volk durch öffentliche Gastmahle und Austheilungen von Getreide, und die Soldaten durch Einräumung neuer Wohnplätze, unter denen die wieder aufgebaueten Städte Carthago und Korinth die vornehmsten waren, welche beyde Städte das Schicksal hatten, daß sie jetzt wieder zu gleicher Zeit aufgebaut wurden, wie sie ehedem zu gleicher Zeit waren zerstört worden. Den Adel in Rom suchte er durch Versprechungen künftiger Consulate und Präturen zu gewinnen, viele verband er sich auch durch ertheilte Aemter und Ehrenstellen. Er machte allen zu etwas Hoffnung, und strebte nach der Ehre, über freywillig Untergebene zu herrschen. So machte er, nach dem Tode des Consuls Maximus, auf dem noch übrigen einzigen Tag im Jahre den Caninius Rebilius zum Consul, weswegen auch Cicero zu denen, die die dabey gebräuchlichen Glückwünschungscomplimente ablegten, und sich zum neuen Consul begaben, sagte: Laßt uns eilen, damit er unsern Glückwünschen nicht zuvorkomme, und eher sein Amt, als wir die Glückwünsche, ablege.

Cäsars grosses und unternehmendes ehrgeitziges Genie konnte so wenig zum ruhigen Genuß der vielen erhaltenen Siege sich entschliessen, daß es dadurch nur vielmehr zu neuen grossen Unternehmungen befeuert wurde, und die gegenwärtige Ehre war ihm gleichsam schon abgenutzt, und nur ein Antrieb, eine neue zu erwerben. Diese Leidenschaft war gleichsam eine Eifersucht gegen sich selbst, und eine Begierde, die schon verrichteten grossen Thaten

immer durch neue andere zu übertreffen. Er entschloß sich daher, und machte auch schon Anstalt, gegen die Parther zu Felde zu ziehn, nach deren Ueberwindung durch Hyrkanien am kaspischen Meere herumzugehen, in Scythien einzufallen, von da durch die an Deutschland grenzenden Länder, und durch Deutschland selbst den Zug fortzusetzen, durch Gallien nach Italien zurückzukehren; und auf solche Art den Umfang der römischen Herrschaft allenthalben bis an das Weltmeer auszubreiten. Er wollte durch einen gewissen Anienus, während dieser Feldzüge, den korinthischen Isthmus durchstechen lassen, und die Tiber durch einen gleich bey der Stadt Rom angehenden grossen Kanal nach Circeji, und von da bey Taracina ins Meer leiten lassen, um dadurch der Handlung nach Rom einen sichern und bequemen Weg zu verschaffen. Ausserdem wollte er die pomptinischen Sümpfe bey Pomentium und Setium ableiten, und auf diese Weise eine grosse Strecke Land, die für viele tausend Menschen hinreichend war, urbar machen lassen. Ferner wollte er das Meer da, wo es Rom am nächsten war, in Dämme einschliessen, auch die gefährliche und unbequeme Anfuhrt bey Ostia reinigen, und einen grossen, der dasigen Schiffahrt angemessenen Hafen anlegen lassen. Zu allen diesen Entwürfen machte er schon die Anstalten.

Einen vortreflichen Nutzen verschafte die wirklich ausgeführte neue Einrichtung des Kalenders und die Verbesserung der Zeitrechnung, welche er mit grosser mathematischer Kenntniß sehr geschickt unternahm, und die er auch zu Stande brachte. Die

Römer hatten in den ältesten Zeiten das Jahr bloß nach dem Mondenlaufe gerechnet, und dadurch war so viele Verwirrung entstanden, daß die nach und nach verrückten Feste auf ganz andre Jahrszeiten fielen, als auf welche sie gehörten. Zu Cäsars Zeiten rechnete man zwar schon das Jahr nach dem Sonnenlaufe, allein niemand verstand diese Rechnung als die Priester, welche öfters plötzlich, und ohne daß es jemand vermuthete, einen Monat einschalteten, der Mercedonius genannt wurde, welche Einschaltung des Monats zuerst der König Numa eingeführt hatte, die aber der Verwirrung nur auf kurze Zeit abhalf, wie ich in dessen Lebensbeschreibung bemerkt habe. Cäsar aber brachte durch die Hülfe der geschicktesten Mathematiker, und mit Hinzuziehung der schon bisher üblichen Methode, eine ganz eigne neue und weit genauere Zeitrechnung zu Stande, deren sich noch bis jetzt die Römer bedienen, und wobey sie weit weniger als alle andre Völker in der Ungleichheit des Jahrs zu irren scheinen. Allein auch dieses gab denjenigen, die Cäsars Gewalt beneideten und nicht ertragen konnten, zu Beschuldigungen wider ihn Anlaß. Der Redner Cicero gab unter andern jemanden, der zu ihm sagte: Morgen wird die Leyer aufgehen, zur Antwort: Ja, auf Cäsars Befehl. So ungern und nur aus Zwang nahmen die Römer auch diese Einrichtung Cäsars an.

Den größten und selbst seine Ermordung beschleunigenden Haß brachte ihm seine Begierde nach der königlichen Würde, welche bey vielen die erste Ursache, bey seinen alten heimlichen Feinden aber

der schicklichste Vorwand wurde. Zwar streueten diejenigen, die Cäsarn gern diese Würde verschaffen wollten, unter dem Volke aus, daß, einer Weissagung in den sibyllinischen Büchern zufolge, das parthische Reich nur alsdenn von den Römern könnte erobert werden, wenn sie von einem Könige angeführt würden, sonst würde es unüberwindlich seyn. Und als Cäsar einstmals von Alba nach Rom zurück kam, wagten es einige, ihm den Titel eines Königs beyzulegen. Weil das Volk aber darüber in grosse Bestürzung gerieth, bezeigte sich Cäsar selbst darüber ungehalten, und sagte: Nennt mich nicht König, sondern Cäsar. Bey der darauf aber erfolgten allgemeinen Stille gieng er mit sehr trüber Miene und mißvergnügt fort.

Der Senat beschloß auch, ihm eine ganz ausserordentliche Ehrenbezeugung zu erweisen, und es begaben sich deswegen die Consuln, Prätoren, und der ganze mitfolgende Senat zu ihm. Cäsar saß eben auf der Rednerbühne: er stand bey der Ankunft des Senats nicht auf, und antwortete ihnen so, als wenn er nur Privatpersonen Gehör gäbe, ohne Umstände: Die Ehrenbezeigungen des Senats gegen ihn bedürfen mehr einer Verminderung als eines Zusatzes. Diese Geringschätzung verdroß nicht allein den Senat, sondern dem ganzen Volke, welches die Stadt Rom in dem Senate beschimpft zu sehen glaubte. Und es giengen auch gleich darauf alle mit niedergeschlagener Miene vom Markte weg, die nicht nothwendig da was zu thun hatten. Cäsar gieng auch, sobald er dieses merkte, nach Hause, und schrie, indem er sich den Hals entblößte, zu seinen

Freunden: Ich bin bereit, jedem, der nur will, meinen Hals darzustrecken. — Nachher aber wandte er zur Entschuldigung seines geringschätzigen Betragens gegen den Senat seine gewöhnliche Epilepsie vor, und gab vor, als wenn diejenigen, die mit dergleichen Zufällen behaftet wären, wegen ihrer reizbaren Nerven nicht lange stille stehen könnten, wenn sie stehend gegen eine Menge Volks reden müßten, sondern zitterten und schwindlicht zu werden pflegten. Dieß Vorgeben aber war falsch, und Cäsar soll wirklich willens gewesen seyn, vor dem ankommenden Senate aufzustehen, aber von einem Freunde, oder vielmehr Schmeichler, dem Cornelius Balbus, mit diesen Worten seyn abgehalten worden: Denkst du nicht daran, daß du Cäsar bist, und willst dich nicht auf eine vorzügliche Art verehren lassen?

Zu diesen Beleidigungen kam noch eine Beschimpfung der Tribunen, am Lupercalienfeste, welches, nach der meisten Meynung, ursprünglich ein Hirtenfest ist, und mit dem arkadischen Feste Lykäa viel Aehnlichkeit hat. An diesem Feste laufen die Jünglinge aus den vornehmsten Häusern, und viele obrigkeitliche Personen in der Stadt nackend herum, und schlagen im Scherze die ihnen entgegen kommenden mit Ruthen. Viele der vornehmsten Frauenzimmer kommen ihnen mit Fleiß entgegen, und reichen, wie die Kinder in der Schule, ihre Hände den Ruthen dar, weil sie glauben, daß dieses Peitschen ihnen die Fruchtbarkeit und auch eine leichte Niederkunft befördere. Cäsar saß in einem Triumphskleide auf dem Markte an der öffentlichen Redner-

bühne, und sahe, von einem goldnen Sessel herab, der feyerlichen Lustbarkeit zu. Antonius, der, weil er Consul war, mit herumlief, gieng, wie er auf den Markt kam, und das umstehende Volk ihm Platz machte, gerade auf den Cäsar zu, und überreichte ihm ein königliches Diadem mit einem Lorbeerkranze. Es entstand ein schwaches Händeklatschen nur von wenigen, die dazu bestellt waren. Als aber Cäsar sich weigerte, das Diadem anzunehmen, klatschte das ganze versammelte Volk. Antonius reichte das Diadem von neuem dem Cäsar, es klatschten wieder nur wenige, und wie es Cäsar abermals ausschlug anzunehmen, fieng wieder das ganze Volk an zu klatschen. Da dieser Versuch so mißlungen war, stand Cäsar auf, und befahl, das Diadem auf das Capitolium zu bringen. Zu gleicher Zeit sahe man alle Statüen Cäsars in der Stadt mit königlichen Diademen geschmückt. Zwey dazu kommende Tribunen, Flavius und Marullus, rissen die Diademen gleich ab, und liessen diejenigen, die zuerst den Cäsar als König begrüßt hatten, ins Gefängniß führen. Das Volk folgte diesen Tribunen mit lautem Frohlocken nach, und nannte sie Brutusse, weil Brutus die königliche Gewalt vertilgt, und die monarchische Regierung in eine Regierung des Senats und des Volks verwandelt hatte. Cäsar aber wurde darüber so erbittert, daß er den Flavius und Marullus von ihrem Amte absetzte, und bey der öffentlichen Anklage derselben beschimpfte er sogar das Volk, und nannte die römischen Bürger öfters Bruter und Cumaner, d. i. dumme, einfältige Leute.

Es richteten daher sehr viele ihre Gedanken auf den Marcus Brutus, der von väterlicher Seite von jenem Brutus abstammen sollte, und von mütterlicher Seite her zu einem andern vornehmen Geschlechte, dem Hause der Servilier, gehörte, und des Cato Eydam und Schwestersohn war. Die vielen Ehrenbezeigungen und Wohlthaten, womit ihn Cäsar überhäufte, hatten seine Empfindung zu stumpf gemacht, als daß er für sich selbst hätte auf den Gedanken kommen können, die Alleinherrschaft zu vertilgen. Er hatte nicht allein selbst, nach der Niederlage des Pompejus in der pharsalischen Schlacht, sein Leben geschenkt bekommen, sondern er hatte auch durch seine Fürsprache beym Cäsar noch vielen andern das Leben erhalten. Er stand beym Cäsar selbst in besonderm Vertrauen. Er hatte in demselben Jahre die vornehmste Prätur bekommen, und war schon zum Consul auf das künftige vierte Jahr ernannt, wobey er dem Cassius, der sein Competent war, vorgezogen wurde. Man erzehlt, daß Cäsar bey dieser Gelegenheit gesagt habe: Cassius hat zwar gerechtere Ansprüche dazu, aber er soll doch dem Brutus nicht zuvorkommen. Als ihn einige vor dem Brutus warnten, da schon die Zusammenverschwörung im Werke war, achtete er nicht darauf, sondern sagte vielmehr, indem er die Hand auf seinen Leib legte: Diese Haut erwartet den Brutus; und deutete dabey an, daß zwar Brutus wegen seiner grossen Eigenschaften der höchsten Gewalt würdig wäre, aber der höchsten Gewalt wegen nicht undankbar und ein schändlicher Verräther werden würde.

Auch diejenigen, die nach einer Revolution trachteten, und dabey auf den Brutus allein, oder doch vorzüglich, ihr Augenmerk richteten, wagten es nicht, mit ihm davon zu sprechen. Sie legten nur des Nachts auf den Platz oder Sessel, auf welchem er als Prätor Gericht hielt, eine Menge Zettel, auf welchen meistens die Worte stunden: Brutus, du schläfst; oder: Du bist nicht Brutus. Wie Cassius merkte, daß der Ehrgeitz des Brutus dadurch war heimlich rege gemacht worden, suchte er ihn mehr als vorher zu reizen und zu erbittern, da er selbst, wegen einiger Ursachen, die ich in dem Leben des Brutus angeführt habe, gegen Cäsarn eine persönliche Feindschaft hatte. Cäsar hatte auch selbst einen Argwohn auf ihn geworfen, und sagte einstmals zu seinen Freunden: Was haltet ihr vom Cassius? mir gefällt dieser blasse Mensch gar nicht. Und ein andermal sagte er, da man gegen ihn äusserte, daß Dollabella und Antonius mit revoltirenden Gedanken umgiengen, und ihnen nicht zu trauen wäre: Ich fürchte mich nicht vor den fetten und gekräuselten, sondern vor den bleichen und hagern, womit er auf den Cassius und Brutus zielte.

Inzwischen scheint Cäsars Schicksal nicht so sehr unerwartet, als von ihm selbst unverhütet gewesen zu seyn. Denn es sollen sich verschiedene merkwürdige Zeichen und Vorbedeutungen ereignet haben. Das sonderbare damalige Wetterleuchten, die in der Nacht herumwandernden Gespenster, und die einzeln auf dem Markt herabfallenden todten Vögel verdienen bey einer so wichtigen Begebenheit kaum erwähnt zu werden. Aber der Philosoph Stra-

bo

so erzehlt verschiedene andere Wunderzeichen. Es erschienen am Himmel viele feurige Männer, die auf einander loszugehen schienen. Der Sklave eines Soldaten schüttelte aus seiner Hand eine Menge Feuer heraus, und schien über und über zu brennen, ohne daß er beschädigt wurde. Bey einem Opfer des Cäsars fand man in dem Opferthiere kein Herz, welches ein entsetzliches Zeichen war, weil von Natur kein Thier pflegt ohne Herz geboren zu werden. Man hört auch noch von vielen erzehlen, daß ein gewisser Wahrsager Cäsarn vorher gewarnt, er möchte sich vor dem funfzehnten Merz, welchen die Römer Idus nennen, in Acht nehmen, weil ihm an diesem Tage eine grosse Gefahr bevorstünde. Cäsar, der an eben diesem Tage in den Senat gieng, grüßte auf dem Wege dahin den Wahrsager, und sagte mit scherzendem Spotte zu ihm: Die Idus sind gekommen. Der Wahrsager aber antwortete leise: Sie sind gekommen, aber noch nicht vorbey.

Den Tag vor seinem Ende speisete Cäsar beym Marcus Lepidus zu Abend, und es trug sich zu, daß eben, als Cäsar sich schon bey der Gesellschaft befand, und, nach seiner Gewohnheit, einige Schriften unterschrieb, die andern Gäste die Frage aufwarfen: Welche Todesart wohl die beste sey? Cäsar rief sogleich, ehe noch jemand sonst darauf antworten konnte, die unerwartete. Nachdem er zu Hause gekommen war, und sich, seiner Gewohnheit nach, zu seiner Gemahlin ins Bett gelegt hatte, thaten sich auf einmal alle Thüren und Fenster seines Schlafzimmers auf. Sein Schrecken über das Geräusch dabey, und den hellen Mondenschein, wurde

dadurch vermehrt, daß seine Gemahlin Calpurnia im tiefen Schlafe lag, und so seufzte und solche unvernehmliche Worte von sich hören ließ, als wenn ihr träumte, ihr Mann wäre ermordet, und sie hielte ihn in ihren Armen und weinte. Einige Schriftsteller leugnen doch diese Erscheinung. Hingegen erzehlt Livius, daß auf Cäsars Hause ein spitziger hoher Giebel, so wie er nur auf den Tempeln der Götter war, gestanden habe, welche Ehre ihm der Senat als ein besonders Zeichen der Hochachtung durch ein Staatsdecret zuerkannt hatte, und dieser Giebel schien der Calpurnia im Traume heruntergestürzt zu werden, worüber sie jammerte und weinte. Frühmorgens darauf bat sie Cäsarn, er möchte, wo möglich, diesen Tag nicht ausgehen, und die Sezion des Senats aufschieben; und wenn er auf ihre Träume nicht achten wollte, so möchte er doch durch andre Arten von Wahrsagungen und Opfer sich wegen bevorstehender Zufälle erkundigen. Es scheint, daß er dadurch selbst in Argwohn und Furcht gerieth, weil er an der Calpurnia niemals vorher einen weibischen Aberglauben bemerkt hatte, und sie doch jetzt so beängstigt sahe. Wie darauf auch die Wahrsager in verschiedenen Opferthieren lauter unglückliche Zeichen gewahr wurden, so entschloß er sich wirklich, den Antonius abzuschicken, und den Senat auseinander gehen zu lassen.

Allein Decimus Brutus, mit dem Zunamen Albinus, ein Mann, der Cäsars so ganz besonders Vertrauen genoß, daß er auch von ihm zu seinem zweyten Erben eingesetzt war, der aber doch an der Verschwörung des andern Brutus und des Cassius

Antheil hatte, furchte sich, daß ihr Anschlag möchte verrathen werden, wenn ihnen Cäsar diesen Tag entrisse. Er spottete daher über die Wahrsager, und machte Cäsarn Vorwürfe, daß er sich viele Beschuldigungen zuziehen, und den Rath zu beschimpfen scheinen würde. Der Senat, sagte er, ist auf deinen Befehl zusammen gekommen, und ist insgesammt in willens, durch ein Staatsdecret dich zum Könige aller Provinzen, ausserhalb Italiens, zu erklären, und dir zu gestatten, ausser Italiens Grenzen, allenthalben, zu Lande und auf dem Meere, das königliche Diadem zu tragen. Wenn nun jemand käme, der dem versammelten Senate die Nachricht brächte, daß er aus einander gehn, und dann wieder kommen sollte, wenn Calpurnia bessere Träume haben würde, was würden deine Neider sagen? Und werden deine Freunde wohl Gehör finden, wenn sie dich entschuldigen und zeigen wollen, daß dieses kein Beweis ihrer Sklaverey und deiner Tyranney sey? Wenn du aber ja diesen Tag für unglücklich hältst, so ists besser, daß du dich selbst in den Senat begiebst, und ihn auseinander gehen heissest. Mit diesen Worten ergrif Brutus Cäsarn bey der Hand und führte ihn fort.

Cäsar war nur erst einige Schritte von seinem Hause weggegangen, als ein fremder Sklave auf ihn zugelaufen kam, und ihn sprechen wollte: wie er aber von dem Gedränge des Volks, das um Cäsarn herum war, weggestossen wurde, lief er in Cäsars Haus, und bat die Calpurnia, ihn so lange bey sich zu behalten, bis Cäsar wieder käme, weil er ihm sehr wichtige Dinge zu sagen habe. Es kam

auch Cäsarn unterwegens Artemidorus entgegen, ein Knidier von Geburt, welcher wegen seiner Kenntnisse in den griechischen Wissenschaften mit einigen von der Parthey des Brutus bekannt war, und viel von der Verschwörung erfahren hatte. Er wollte Cäsarn eine Schrift übergeben, in welcher er ihm die Sache entdeckt hatte, und wie er sahe, daß Cäsar die ihm überreichten Schriften seinen Bedienten gab, trat er ganz nahe zu ihm, und gab ihm sein Schreiben mit diesen Worten: Dieß hier, Cäsar, lies allein, und geschwind, es enthält wichtige Sachen, die dich selbst betreffen. Cäsar nahm zwar die Schrift selbst an, wurde aber von der Menge Leute, die sich zu ihm drängten, verhindert, sie sogleich zu lesen, so oft er es auch thun wollte. Er behielt sie alleine in der Hand, und gieng so damit in den Senat. Einige erzehlen, daß ein andrer diese Schrift übergeben, und Artemidorus gar nicht an den Cäsar habe kommen können, sondern den ganzen Weg hindurch weggedrungen worden sey.

Dieß alles könnte sich wohl von ungefähr zugetragen haben. Allein der Ort, an welchem die Ermordung geschahe, und an welchem sich damals der Senat versammelt hatte, in welchem des Pompejus Bildsäule stand, und den Pompejus selbst als ein Nebengebäude seines Theaters erbaut *) und eingeweiht hatte, scheint allerdings anzudeuten, daß diese That unter der Anführung und dem Geheisse eines

*) ἀνάθημα γεγονὼς τῶν προσκεκοσμημένων τῷ θεάτρῳ. Nach der Lesart des du Soul, welcher ich gefolgt bin. Reiske schlägt vor, προσκεκολλημένων.

höhern Wesens ausgeführt worden. Man meldet auch, daß Cassius vorher, ehe er den Angrif gethan, die Statüe des Pompejus angeblickt, und sie heimlich um Beystand angerufen habe, ob er gleich sonst den epicuräischen Grundsätzen zugethan war. Hier aber scheint der Zeitpunkt der bevorstehenden Gefahr anstatt seiner Grundsätze ihn mit Enthusiasmus angefüllt zu haben. Den Antonius, der dem Cäsar getreu, und stark von Körper war, hielt unterdessen Brutus Albinus draussen vor dem Rathhause mit einer weitläuftigen Unterredung auf, die gar kein Ende nahm.

Wie Cäsar in die Versammlung trat, stand der Senat auf, um ihm seine Hochachtung zu beweisen, von der Parthey des Brutus aber traten einige hinter Cäsars Sessel, andere giengen gerade auf ihn zu, und stellten sich, als wenn sie dem Marcus Tullius Cimber, *) der um die Zurückberufung seines vertriebenen Bruders bat, wollten helfen eine Fürbitte für denselben einlegen, und giengen so dem Cäsar bis an seinen Stuhl nach. Wie sich aber Cäsar niedergesetzt hatte, ihnen ihre Bitte abschlug, und bey ihrem fortgesetzten dringenden Anhalten auf alle ungehalten wurde, so ergrif ihn Cimber beym Oberrocke, und riß ihm denselben vom Halse ab. Dieß war das verabredete Zeichen zum Angriffe. Casca brachte ihm den ersten Stich mit dem Degen im Genicke bey, welcher aber weder tödtlich noch gefährlich war, weil er, wie leicht zu vermuthen, beym

*) Nach Dacier höchstwahrscheinlicher Verbesserung. Im Texte des Plutarchs steht Metillius Cimber.

ersten Anfange dieser grossen Verwegenheit mochte gezittert haben. Daher drehete sich auch Cäsar noch um, ergrif den Dolch des Casca, und hielt ihn. Beyde schrien zu gleicher Zeit, der verwundete Cäsar auf römisch: Verfluchter Casca, was machst du? und dieser auf griechisch: Bruder, hilf mir. Dieser Vorfall setzte gleich alle diejenigen, die von der Verschwörung nichts wußten, in solches Schrecken, daß sie weder entflohen, noch den Cäsar vertheidigten, noch sich wagten, einen Laut hören zu lassen. Die Verschwornen zogen aber sogleich ihre Degen, und umringten Cäsarn, der allenthalben, wo er hinsahe, den bloßen Degen und Stichen ausgesetzt war, und in die Augen und ins Gesicht gestochen, und endlich, wie ein wildes Thier, von vielen Händen erlegt wurde. Denn die Verschwornen hatten unter sich ausgemacht, daß ein jeder von ihnen an dem Morde einen thätlichen Antheil nehmen mußte, daher auch Brutus dem Cäsar noch einen Stich im Unterleibe beybrachte. Einige erzehlen, Cäsar habe sich anfänglich gegen die andern gewehrt, und sich bald da, bald dorthin gewandt, und geschrien, wie er aber gesehen, daß Brutus den Degen gezogen, habe er seinen Rock übers Gesicht gezogen, und sich seinen Mördern überlassen. Er soll, entweder von ungefähr, oder von seinen Mördern an des Pompejus Statüe seyn gestossen worden, und dieselbe mit seinem Blute bespritzt haben, so daß gleichsam Pompejus selbst bey der Bestrafung seines Feindes gegenwärtig gewesen, und ihn zu seinen Füssen liegend und unter vielen Wunden sterben gesehen. Denn Cäsar soll drey und zwanzig Wunden bekommen, und seine Mör-

der, indem sie alle zugleich auf ihn losgestochen, sich selbst unter einander verwundet haben.

Nach vollbrachtem Morde trat Brutus in die Mitte hervor, um wegen der verübten That einen Vortrag an den Senat zu thun. Allein dieser wartete nicht länger, sondern floh in der größten Eile zu allen Thüren heraus, und setzte durch diese seine Flucht das versammelte Volk in Schrecken und zweifelhafte Furcht. Einige verschlossen ihre Häuser, andere ihre Wechselbänke und Laden, andere liefen hin, um das Schauspiel der Ermordung zu sehen, andere kamen von daher zurück gelaufen. Antonius und Lepidus, Cäsars eifrigste Freunde, entflohen, und versteckten sich in fremde Häuser. Brutus und seine Mitverschwornen giengen, noch ganz warm vom Blute, mit bloßen Degen, von dem Rathhause aufs Capitolium, nicht als Fliehende, sondern mit der heitersten zuversichtlichsten Miene, und riefen das Volk zur Vertheidigung der Freyheit auf, und nahmen die Vornehmsten, die sie unterweges antrafen, mit sich. Einige gesellten sich von freyen Stücken zu ihnen, und giengen mit aufs Capitolium, um an der verübten That Antheil zu nehmen, und sich die Ehre davon mit zuzueignen, unter welchen sich auch Cajus Octavius und Lentulus Spinther befanden. Sie wurden aber nachher vor ihre Frechheit durch den Antonius und jungen Cäsar bestraft, welche sie hinrichten ließen, und sie genossen nicht einmal die Ehre, an der Sache Antheil gehabt zu haben, wegen welcher sie umkamen; denn niemand glaubte, daß sie mit Cäsars Ermordung etwas zu thun gehabt hätten. Und sie wurden auch nicht we-

gen der That, sondern wegen des bösen Willens dabey bestraft.

Den Tag darauf erschien Brutus auf dem Markte, und hielt eine Rede an das Volk, welches ihm, ohne weder Unwillen noch Beyfall zu bezeugen, in allgemeiner Stille zuhörte, und dadurch eben so grosses Mitleiden über den ermordeten Cäsar, als Ehrfurcht gegen den Brutus bezeigte. Der Senat aber beschäftigte sich mit einer allgemein zu ertheilenden Amnestie, und Wiederherstellung der Ordnung, und befahl zugleich durch ein Staatsdecret, den Cäsar als einen Gott zu verehren, und von allen seinen Einrichtungen und Verordnungen nicht das geringste zu verändern. Den Brutus aber und seinen Anhängern ertheilte er Statthalterschaften und andere schickliche Ehrenbezeigungen. Jedermann glaubte, daß alles nunmehr beruhigt wäre, und die Staatsverfassung wieder in ihre Ordnung käme.

Allein dieses dauerte nur bis Cäsars Testament eröfnet wurde, und man darinnen fand, daß er jedem römischen Bürger etwas beträchtliches vermacht hatte. Denn wie darauf das Volk Cäsars so übel zugerichteten Körper über den Markt zum Begräbnisse tragen sahe, ließ es sich nicht mehr bändigen, noch in Ruhe erhalten, sondern schleppte vom Markte alle Bänke, Gegitter und Tische zusammen, und zündete es zum Scheiterhaufen für Cäsars Leichnam an. Viele liefen darauf mit den Feuerbränden zu den Häusern der Mörder, um sie in den Brand zu stecken, andere suchten die Mörder selbst in der ganzen Stadt allenthalben auf, um sie zu ergreifen und in Stücken zu zerreissen, es fiel ihnen aber keiner

davon in die Hände, denn sie hatten sich insgesammt versteckt und verschlossen.

Aber einer von Cäsars Freunden, ein gewisser Cinna, der in der Nacht vorher einen seltsamen Traum gehabt hatte, als wenn ihn Cäsar zum Abendessen bäte, und da er es abschlug, ihn selbst bey der Hand ergriffe und mit fortführte; dieser konnte sich nicht halten, wie er hörte, daß auf dem Markte Cäsars Leichnam verbrannt würde, seinem Freunde die letzte Ehre zu erweisen, und lief dahin, ob er gleich das Fieber hatte, und auch wegen seines Traums bekümmert war. Sobald er aber nur auf dem Markte erschienen war, und jemand seinen Namen einem andern aus dem Volke gesagt hatte, so sagte es dieser wieder einem andern, und der wieder weiter, bis sich endlich unter allen das Gerücht ausbreitete, daß einer von Cäsars Mördern sich mit auf dem Markte befände; denn ein anderer, der eben diesen Namen hatte, war wirklich einer der Verschwornen, und man hielt diesen Cinna irrig für jenen. Sogleich fiel das rasende Volk über ihn her, und riß ihn mitten auf dem Markte in Stücken. Brutus und Cassius geriethen vor dieser Wuth des Pöbels in solche Furcht, daß sie wenige Tage darauf sich aus der Stadt begaben. Was ihre fernern Thaten und Schicksale bis zu ihrem Ende gewesen, habe ich im Leben des Brutus erzehlt.

Cäsar starb in seinem sechs und funfzigsten Jahre, und hatte den Pompejus nicht viel länger als vier Jahre überlebt. Er hatte sich endlich mit Mühe die Gewalt und Oberherrschaft erworben, nach welcher er beständig unter den größten Gefahren ge-

strebt hatte, aber davon nicht viel mehr als den blossen Namen, und die neidvolle Ehre, die ihm den Haß seiner Mitbürger zuzog, genossen. Allein sein grosser Schutzgeist, welcher ihm in seinem ganzen Leben beystand, wurde auch nach seinem Tode noch der Rächer seines Mordes, und verfolgte diejenigen, die ihn umgebracht hatten, in allen Ländern und auf allen Meeren, bis keiner, der Hand an ihn gelegt hatte, oder nur durch Rath dazu behülflich gewesen war, mehr übrig blieb.

Unter den menschlichen Zufällen war dieß das sonderbarste, daß Cassius nach der Niederlage bey Philippi sich mit eben dem Dolche umbrachte, den er gegen Cäsarn gebraucht hatte. Unter den höhern Ereignissen war der grosse Komet merkwürdig, welcher sieben Nächte hindurch nach Cäsars Ermordung erschien, und darauf verschwand, ingleichen die Verdunkelung des Sonnenglanzes. Denn dasselbige ganze Jahr hindurch gieng die Sonne mit einem bleichen Scheine auf, und warf keine Strahlen, und gab auch nur eine schwache geringe Wärme, daher auch die Luft wegen der schwachen Sonnenwärme immer neblicht und dicke war, und die Früchte nicht vollkommen reif wurden, und vor der Zeit verwelkten.

Am meisten bewies das Gespenst, welches dem Brutus erschien, wie sehr die Götter Cäsars Ermordung mißbilligten. Als nämlich Brutus sein Heer von Abydus an das gegenseitige Ufer übersetzen wollte, und des Nachts vorher in seinem Zelte, wie er gewohnt war, sich niederlegte, ohne zu schlafen, sondern sich mit vielen sorgenvollen Gedanken beschäftigte, wie er denn unter allen Feldherrn der

wachsamste gewesen, und sehr wenig geschlafen, so kam es ihm vor, als wenn an seiner Thüre ein Geräusch entstünde, und da er sich bey dem schwachen Scheine der schon verlöschenden Lampe umsah, erblickte er eine fürchterliche Gestalt eines ungeheuer grossen Mannes, der ein schreckliches Ansehen hatte. Er erschrack anfänglich, wie er aber sahe, daß diese Gestalt weder etwas that, noch sprach, sondern ganz stille sich bey seinem Bette hinstellte, fragte er ihn, wer er wäre? Das Gespenst antwortete: Ich bin dein böser Geist, Brutus, und du wirst mich bey Philippi wieder sehen. Brutus versetzte darauf unerschrocken: Gut, ich werde dich sehen. Worauf der Geist verschwand. Als in der folgenden Zeit Brutus bey Philippi gegen den Antonius und Cäsar die erste Schlacht gewonnen, den gegen ihn über stehenden Flügel geschlagen, des jungen Cäsars Lager geplündert hatte, und nun die zweyte Schlacht liefern wollte, erschien ihm das Gespenst in der Nacht wieder, ohne etwas zu sagen. Brutus schloß daraus, daß sein Ende vorhanden sey, und stürzte sich selbst in die größte Gefahr. Er blieb jedoch nicht auf dem Platze, sondern wie seine Armee geschlagen war, floh er auf einen Hügel, setzte sich den Degen an die Brust, und brachte sich, noch durch die Hülfe eines Freundes, um, der ihn mit Gewalt in den Degen stieß.

Phocion.

Der Redner Demades, welcher zu Athen dadurch, daß er in den Staatsgeschäften die Parthey Antipaters und der Macedonier hielt, das Uebergewicht im Staate sich erworben hatte, pflegte, da er sich genöthigt sahe, viele Sachen zu unternehmen und vorzutragen, die wider die Würde und die bisherige Gewohnheit des Staats waren, sich damit zu entschuldigen, daß er Nachsicht verdiene, weil er die Trümmer eines schifbrüchigen Staats regieren müsse. Dieser stolze Ausdruck wird völlig wahr, wenn man ihn auf die Staatsverwaltung des Phocions anwendet. Denn Demades war selber ein Trümmer des schifbrüchigen Staats, und lebte und handelte so ausschweifend, daß Antipater von ihm, da er alt wurde, sagte: Es sey von ihm, wie von einem geopferten Thiere, nichts mehr als noch der Bauch und die Zunge übrig. Die Tugend des Phocions aber fiel in einen harten und schweren Zeitpunkt, mit welchem sie kämpfen mußte, und die Unglücksfälle Griechenlands verdunkelten den Glanz ihrer Ehre. Denn Sophokles hat Unrecht, wenn er die Tugend so schwach macht, daß er von ihr sagt: „Auch den Klügsten entweicht der Verstand, wenn sie unglücklich sind.*)“ Man kann dem Glücke, das sich rechtschaffenen Männern widersetzt, nur so viel

*) In Antigon. vers. 573.

Gewalt zugestehen, daß es einigen anstatt der verdienten Ehre und Dankbarkeit boshaften Tadel und Verleumdungen zuwege bringt, und den Credit ihrer Tugend schwächt.

Zwar scheint das Volk in Republiken sich alsdenn am meisten gegen rechtschaffene Männer frech zu bezeigen, wenn es durch grosses Glück und Gewalt stolz wird. Oft aber geschieht auch das Gegentheil. Denn Unglücksfälle machen die Gemüther immer erbittert und verdrüßlich, und zum Zorne geneigt, und die Ohren so empfindlich, daß sie jeder nachdrückliche Ausdruck beleidigt. Denn wer Leute tadelt, welche Fehler begangen haben, scheint über ihr Unglück zu spotten, und der Freymüthige sie zu verachten. Und so wie Honig, wenn es auf Wunden und Geschwüre gelegt wird, wehe thut, so pflegen öfters kluge und der Wahrheit gemässe Reden die Unglücklichen zu beleidigen und aufzubringen, wenn sie nicht mit nachsichtiger Gelindigkeit vorgetragen werden. Daher pflegt Homer die Sanftmuth μενοεικὲς, eine Nachsicht der Heftigkeit, zu nennen, mit welcher man erbitterten Gemüthern nachgiebt, und ihnen nicht widerstreitet. Ein sichtiges Auge sieht immer am liebsten auf dunkle und blasse Farben, und wendet sich von den blendenden, die zu viel Glanz haben, weg. Eben so pflegt ein ins Unglück gerathener Staat wegen seiner Schwäche einen freymüthigen und strengen Tadel nicht zu vertragen, wenn er ihn eben am meisten wegen der Fehler, die auf keine andre Art können verbessert werden, nöthig hat. Es ist deswegen unter solchen Umständen die Staatsverwaltung immer sehr gefährlich. Die Bür-

ger des Staats reiſſen alsdenn denjenigen, der ihnen ſchmeichelt, mit ſich ins Verderben, wenn ſie vorher den, der ihnen nicht ſchmeichelte, aufgeopfert haben. — So wie, nach der Bemerkung der Aſtronomen, die Sonne weder eine mit dem Himmel gleiche noch auch entgegen gerichtete, ſondern eine ſchräge und allmählich abweichende Bewegung hat, und durch dieſe weite krumme, und um ſich herumlaufende Bahn alles in der Welt erhält, und die beſte Witterung verurſacht; ſo iſt ebenfalls in der Staatsverwaltung ein gar zu gerades und dem Volke in allem widerſprechendes Betragen unangenehm und hart, hingegen iſt es auch gefährlich, ſich mit den Fehlern hinreiſſen zu laſſen, welche der gröſte Haufe billigt. Die vortheilhafteſte Regierungsart iſt, den Untergebenen nachzuſehen, und ihnen gefällig zu ſeyn, wenn ſie in vielen Dingen einen willigen Gehorſam beweiſen, und ſich nur nicht deſpotiſch und gewaltſam wollen beherrſchen laſſen, aber auf das nützliche auch dabey zu bringen. Aber es iſt ſehr mühſam und ſchwer, auf ſolche Art den Ernſt mit der Gelindigkeit zu verbinden, und durch dieſe Temperatur die ſchönſte und angenehmſte aller Harmonien und Uebereinſtimmungen zu Stande zu bringen. Auf ſolche Art regiert Gott ſelbſt die Welt, und läßt die nothwendigen Schickſale nicht durch Gewalt, ſondern durch Vernunft und Gründe ausgeführt werden.

Eben dieſe Betrachtung findet auch bey dem jüngern Cato ſtatt. Dieſer Mann hatte nichts überredendes und dem Volke gefälliges an ſich, und erwarb ſich daher bey ſeinen Staatsgeſchäften durch keine Freundlichkeit Beyfall. Er hielt daher auch vergeb-

lich um das Consulat an, weil er, wie Cicero sagte, sich nicht wie ein Bürger unter dem Abschaume von Romulus Nachkommen, sondern wie in einer platonischen Republik betrug. Mich dünkt, es gieng ihm so, wie den zur Unzeit kommenden Früchten. Man sieht sie an, bewundert sie, genießt sie aber nicht. So erlangten Catos alte Sitten, die einige Jahrhunderte zu spät kamen, unter der damals ganz verderbten Lebensart, grossen Ruhm und Bewunderung, sie schickten sich aber, wegen ihrer Strenge und Vollkommenheit, nicht für die damalige Zeit, und schaften keinen Nutzen. Doch war sein Vaterland noch nicht so weit herab gesunken, als Athen zu Phocions Zeit, sondern nur von einem stürmischen Ungewitter angegriffen, bey welchem er mithalf die Segel und Seile regieren, und denjenigen beystand, die mehr, wie er, vermochten, und wie er vom Ruder weggestossen wurde, so hielt er doch mit dem Schicksale noch einen harten Kampf. Zwar warf dieses den Staat durch andre darnieder, aber mit so vieler Mühe, und so langsam, daß er beynahe noch durch den Cato und Catos Tapferkeit das Schicksal besiegt hätte.

Ich vergleiche deswegen den Cato mit Phocion, ohne dabey bloß auf die gemeinen Aehnlichkeiten, die sie als rechtschafne Leute und Staatsmänner einander gleich machten, zu sehen. Denn es giebt auch einen Unterschied zwischen Tapferkeit und Tapferkeit, wie beym Alcibiades und Epaminondas, und zwischen Klugheit und Klugheit, wie beym Themistokles und Aristides, ingleichen zwischen Gerechtigkeit und Gerechtigkeit, wie beym Numa,

und Agesilaus. Allein die beyden Männer, Phocion und Cato, zeigen, bis auf geringe und fast unmerkliche Unterschiede, ganz einerley Charakter, und einerley Bildung und Kolorit ihrer Denkungsart. Es war bey ihnen auf ganz gleiche Weise der Ernst mit Menschenfreundlichkeit, die Vorsichtigkeit mit Herzhaftigkeit, die Sorgfalt für andre mit Furchtlosigkeit in Absicht ihrer selbst, die Entfernung von aller Unanständigkeit mit dem Eifer für die Gerechtigkeit, verbunden, so daß nur die subtilste Scharfsichtigkeit die Verschiedenheit dieser beyden Männer auffinden kann.

Es ist bekannt, daß Cato aus einem sehr berühmten Geschlechte herstammte, wie ich in dessen Leben anführen werde: und aller Vermuthung nach stammte auch Phocion aus keiner unansehnlichen oder verächtlichen Familie her. Denn wenn sein Vater, wie Idomeneus sagt, ein Löffelmacher gewesen wäre, so würde gewiß Glaucippus, des Hyperides Sohn, in seiner Rede wider den Phocion, worinnen er tausend Dinge zu des Phocions Beschimpfung zusammengeraft und angeführt hat, seine schlechte Herkunft nicht mit Stillschweigen übergangen haben, und Phocion würde auch keine so anständige und weise Erziehung genossen haben; denn er hörte, noch als Knabe, den Plato, genoß nachher den Unterricht des Xenokrates in der Akademie, und bildete sich gleich von Jugend auf nach dem Muster der vorzüglichsten Männer.

Niemand zu Athen hat jemals den Phocion, wie Duris erzehlt, weder lachen, noch leicht weinen, noch in einer öffentlichen Badstube erscheinen, noch seine Hand aus dem Mantel hervorstrecken

cken *) gesehen, wenn er einen Mantel anhatte. Auf Reisen und Feldzügen gebrauchte er weder Schuhe noch Mantel, wenn nicht eine sehr heftige Kälte war, deswegen es auch die Soldaten im Scherze für ein Zeichen eines strengen Winters hielten, wenn Phocion einen Mantel und Schuhe anhatte.

So gefällig und menschenfreundlich sein Charakter war, so mürrisch und finster war sein Gesicht, daher auch, ausser denen, die ihn genau kannten, niemand gern mit ihm allein sprach, und Chares spottete einstmals über sein finstres Gesicht, so daß alle Athenienser lachten. Allein Phocion sagte gleich darauf zu den Athenienfern: Mein finstres Gesicht hat euch noch niemals traurig gemacht, das Gelächter dieser Leute aber hat der Stadt schon viele Thränen gekostet. Eben so waren die Reden Phocions auch immer durch lehrreiche Gedanken **) und gute Maximen unterrichtend, aber sie hatten eine gewisse gebietrische, strenge und unangenehme Kürze. Phocion richtete sich nach der Regel des Zeno, daß ein Weiser seine Worte in Verstand eintauchen müsse, und legte auch in den geringsten Ausdruck einen starken Sinn. Darauf scheint auch Polyeukt gezielt zu haben, da er sagte: Demosthenes sey zwar der beste, Phocion aber der geschickteste Redner. Und der Werth einer Rede beruht auch wirklich darauf,

*) Es war ein Zeichen eines besondern Wohlstandes, die Hände unter dem Mantel zu behalten, und sie nicht herauszustrecken.

**) ἐνθυμήμασι anstatt des offenbar falschen Wortes ἐυτυχήμασι.

daß mit wenigem viel gesagt werde, so wie der Werth einer Münze darinnen besteht, daß sie in einem kleinen Umfange viel Gewicht habe. Man erzehlt, daß Phocion einstmals, da schon der Schauplatz ganz mit Zuhörern erfüllt gewesen, noch hinter demselben, in tiefen Gedanken mit sich selbst herumgegangen sey. Einer seiner Freunde sagte darüber zu ihm: Phocion, du scheinst scharf nachzudenken! — Ja wohl, antwortete Phocion, ich denke nach, was ich noch etwa aus der Rede, die ich an die Athenienser halten will, auslassen kann. Demosthenes verachtete alle andern Redner, wenn aber Phocion aufstand, pflegte er zu seinen Freunden leise zu sagen: Jetzt tritt die Axt meiner Reden auf. Vielleicht kam auch der Nachdruck seiner Reden mit von seinem Charakter her, denn ein Wort, oder auch nur ein Wink eines tugendhaften Mannes hat oft mehr Eingang als tausend schöne Gedanken und Wendungen.

Phocion hielt sich in seiner Jugend zum Chabrias, und begleitete diesen General auf seinen Feldzügen, von welchen er auch viele Erfahrung und Kriegswissenschaft lernte. Zuweilen verbesserte er selbst die Fehler seines Meisters, denn Chabrias war von Natur träge und schwer zu etwas zu bewegen, in den Gefechten aber wurde er oft zu hitzig, und wagte sich in größre Gefahr, als die kühnsten zu thun pflegen, auf welche Art er auch sein Leben bey Chios einbüßte, da er mit seinem Schife zuerst an die Insel stieß, und mit Gewalt die Landung ausführen wollte. Phocion, der zugleich vorsichtig und thätig war, erwärmte den Muth des Chabrias, wenn er

zauderte, und milderte hinwiederum seine Hitze, wenn es zur Unzeit war. Chabrias gewann ihn deswegen ungemein lieb, übertrug ihm verschiede Expeditionen und Commandos, machte ihn den Griechen bekannt, und gebrauchte ihn zu den wichtigsten Geschäften. Besonders verschafte das Seetreffen bey Naxos dem Phocion einen grossen Ruhm und Ehre. Er hatte dabey den linken Flügel commandirt, wo das Gefecht sehr scharf gewesen war, und hatte sehr bald dem Siege den Ausschlag gegeben. Dieß war das erste Seetreffen, welches die Stadt Athen, nach ihrer Eroberung durch die Lacedämonier gegen Griechen, allein, ohne fremde Hülfe, gewonnen hatte. Chabrias erwarb sich dadurch allgemeine Liebe, und Phocion den Ruhm eines geschickten Capitains. Dieser Sieg wurde an dem Feste der grossen Mysterien, am sechzehnten August, gewonnen, und Chabrias ließ, zu dessen Andenken, jährlich an diesem Tage dem athenienſischen Volke eine Menge Wein austheilen.

Chabrias gab ihm Order, mit zwanzig Schifen abzusegeln, und die rückständige Beysteuer von den Inseln einzutreiben. Er antwortete aber darauf, wenn er diese Beysteuer mit Krieg und Gewalt eintreiben sollte so wären zwanzig Schife zu wenig, wenn er sie aber von den Einwohnern, als athenienſischen Bundesgenossen, abholen sollte, so wäre ein einziges Schif genug. Er segelte auch wirklich mit seinem einzigen Schife ab, und pflog mit den Städten und deren Obrigkeiten so billige und aufrichtige Unterhandlungen, daß er mit vielen Schifen, auf welchen die Bundesgenossen die Gelder

ihrer Beyträge übersandten, wieder nach Athen zurück kam.

Er verehrte den Chabrias nicht nur so lange dieser lebte mit der größten Hochachtung, sondern nahm sich auch noch nach seinem Tode seiner Anverwandten bestens an, und suchte aus des Chabrias Sohn, Ktesippus, einen brauchbaren Mann zu machen, er sparte auch bey diesem wilden und verdorbenen Menschen keine Mühe der Besserung, und verhehlte seine schändlichen Vergehungen. Nur ein einzigmal soll er gesagt haben, da dieser junge Mensch auf einem Feldzuge ihm sehr beschwerlich fiel, und mit unzeitigen Fragen und Rathschlägen ihn belästigte: „O Chabrias, Chabrias, ich vergelte dir durch die Geduld, die ich mit deinem Sohne habe, die Freundschaft, die du mir erzeigt hast, überflüßig.“

Diejenigen, welche damals zu Athen an den Staatsgeschäften Antheil hatten, schienen sich, gleichsam durchs Loos, in die Rednerbühne und die Anführung der Kriegsheere getheilt zu haben. Einige redten bloß in den Versammlungen des Volks, und schrieben für dasselbe, als Eubulus, Aristophon, Demosthenes, Lykurg, Hyperides: andre als Diopethes, Menestheus, Leosthenes, Chares, suchten durch militairische Verdienste sich groß und berühmt zu machen. Phocion trachtete darnach, daß er nach dem Muster des Perikles, Aristides, und Solon, durch Verdienste in beyden Fächern, eine ganz vollkommne, alles umfassende Staatskenntniß bewiese. Denn von jenen drey Männern war jeder, um mit dem Archilochus zu reden, „beydes, sowohl ein

Diener des Kriegsgottes, als ein Kenner der süssen Gaben der Musen.“ Und Minerva, die Schutzgöttin Athens, war ja selbst zugleich eine Göttin des Krieges und der Weisheit, und führte von beyden den Namen.

Diesem seinem Systeme zufolge bezeigte er sich bey den Staatsgeschäften immer zum Frieden und zur Ruhe geneigt, und that gleichwohl mehr Feldzüge als alle Feldherren zu seiner Zeit und vor ihm. Er bot sich nicht an, und suchte diese Ehre nicht, aber er wich ihr auch nicht aus, wenn ihn das Vaterland dazu berief. Er hat, nach der einstimmigen Angabe, fünf und vierzig Feldzüge commandirt, und war nicht ein einzigsmal bey der Wahl zugegen, sondern wurde immer abwesend dazu ernannt und berufen. Unverständige Leute wunderten sich daher auch darüber, daß das athenienſische Volk den Phocion, der ihm am meisten widersprach, und niemals durch Reden oder Thaten sich gefällig zu machen suche, meistens dazu ernannte, und daß es seine schmeichelnden gefälligen Redner nur gleichsam zum Scherz und zur Belustigung brauchte, so wie die Könige, wenn sie sich zur Tafel setzen, sich von Schmeichlern unterhalten lassen, hingegen mit einer ernsthaften Klugheit zu den Befehlshaberstellen immer den mürrischten aber einsichtsvollsten erwählte, der entweder ganz allein oder doch unten allen am heftigsten dem Verlangen und Entschlüssen des Volks widerstrebte. Es kam daher auch einstmals ein Orakel von Delphos an, des Inhalts, daß bey der allgemeinen Uebereinstimmung der Stadt doch ein Mann eine ganz andre Meynung hätte, als die übrigen

insgesammt. Wie dieses Orakel in der allgemeinen Versammlung des Volks abgelesen wurde, trat Phocion sogleich hervor, und sagte: Sie sollten sich nicht lange bekümmern und den Mann suchen, er wäre es, denn ihm allein mißfiele das, was sie vornähmen. Als er bey einer, der Volksversammlung vorgetragenen Meynung grossen Beyfall erhielt, und alle einstimmig seinen Vorschlag annahmen, wandte er sich zu seinen Freunden um, und sagte: Habe ich etwan, ohne daß ichs selbst weiß, etwas unrechtes gesagt?

Einstmals foderten die Athenienser zu einem gewissen Opfer einen Beytrag von ihm, und nachdem sie alle das Ihrige entrichtet hatten, riefen sie ihm vielmals, auch das Seinige beyzutragen. Er antwortete aber: Bittet die Reichen darum, ich würde mich schämen, wenn ich euch das gäbe, und nachher diesen hier, bey welchen Worten er auf den Geldwechsler Kallikles wies, nicht bezahlen könnte. Als sie aber nicht aufhörten, in ihn zu dringen, und ihm zuzuschreyen, erzehlte er ihnen folgende Fabel: Ein feiger Mensch zog in den Krieg, und da er einige Krähen schreyen hörte, legte er die Waffen nieder und stand stille. Er ergrif sie nachher wieder und zog fort, als die Krähen aber wieder zu schreyen anfiengen, blieb er wieder stehen. — Mich aber, setzte er endlich zum Schlusse hinzu, sollt ihr nicht irre machen, ihr möget schreyen, so viel ihr könnt.

Ein andermal gaben ihm die Athenienser Ordre, wider die Feinde ins Feld zu rücken, und wie er das nicht wollte, schalten sie ihn einen feigen und verzagten Mann. Er antwortete darauf: Ihr seyd eben

so wenig vermögend, mich kühn, als ich euch feigherzig zu machen. Wir kennen aber einander schon. Als das Volk bey eben sehr gefährlichen Umständen mit Ungestüm von ihm verlangte, daß er wegen seines geführten Commando Rechenschaft geben sollte, sagte er: Ihr guten Leute, denkt vorerst an eure Errettung. Da sie während dem Kriege sehr demüthig und furchtsam gewesen waren, und nach erfolgtem Frieden frech wurden, und wider ihn schrieen, daß er ihnen den Sieg entrissen hätte, antwortete er: Ihr seyd sehr glücklich, daß ihr einen Feldherrn habt, der euch kennt, sonst wäret ihr schon längst verloren gewesen.

Da die Athenienser wegen einer mit den Böotiern entstandenen Grenzstreitigkeit sich auf keine gütliche Unterhandlung einlassen, sondern den Krieg erklären wollten, gab ihnen Phocion den Rath, sie möchten lieber die Worte gebrauchen, worinnen sie den Böotiern überlegen wären, als die Waffen, worinnen die Böotier sie übertrafen. Und als sie seinem Vortrage kein Gehör geben wollten, sagte er: Ihr könnt mich zwar zwingen, etwas zu thun, was ich nicht will, aber ihr könnt mich nicht zwingen, wider meine Meynung das zu sagen, was ich für unrecht halte. Demosthenes, der ihm ebenfalls, wie die andern Redner, öfters widerstritt, sagte einstmals zu ihm: Phocion, die Athenienser werden dich noch in ihrer Raserey umbringen. Und dich, antwortete Phocion, wenn sie bey gesundem Verstande sind. Als er sahe, daß Polienkt die Athenienser zum Kriege gegen den König Philippus zu bereden suchte, und dieser fette Mann bey der grossen

Hitze, während seiner Rede sehr keuchte und schwitzte, und öfters dazwischen Wasser trinken mußte, sagte er: Es ist billig, daß die Athenienser diesem Manne Beyfall geben, und den Krieg beschliessen, denn was wird derjenige nicht im Panzer und mit dem Schilde, wenn er vor dem Feind steht, ausrichten, der bey einer Rede, die er vorher ausgearbeitet hat, in Gefahr ist zu ersticken? Als Lykurg unter vielen andern wider ihn in der öffentlichen Volksversammlung vorgebrachten Beschuldigungen ihm auch vorwarf, daß er dazu gerathen, die zehn athenienſischen Bürger, die Alexander verlangt, denselben auszuliefern, sagte er: Ich habe den Athenienſern viel gutes und Nützliches gerathen, aber ſie haben mir nicht gefolgt.

Es lebte damals zu Athen ein gewisser Archibiades, welcher einen langen Bart und lacedämoniſchen Mantel trug, und dabey immer verdrüßlich aussahe, man nannte ihn deswegen einen Lakoniten. Diesen Mann rief Phocion, da er einstmals in einer Versammlung heftigen Widerstand fand, zu Hülfe, daß er ihm zeugen und seinem Vortrage beystehen sollte. Wie Archibiades aber in seiner Rede ſich ganz nach dem Geſchmacke der Athenienſer ausdrückte, und ihrer Meynung Beyfall gab, faßte ihn Phocion beym Barte, und sagte: O Archibiades, warum läßt du dir denn nicht den Bart abſcheeren, wenn du so wie jetzt ſprechen willſt? Den Sykophanten Ariſtogiton, der in den Versammlungen immer sehr kriegeriſch ſprach, und das Volk zu vielen Dingen aufhetzte, machte er auf eine andere Art lächerlich, indem er bey einer Muſterung der athe-

nienſiſchen Bürger, da er ihn von ferne am Stocke und mit verbundenem Fuſſe ankommen ſahe, aufſchrie: Vergiß auch nicht den lahmen und böſen Ariſtogiton aufzuſchreiben.

Man muß ſich verwundern, wie und aus welchem Grunde ein ſo rauher und ſtrenger Mann den Zunamen des Guten hat bekommen können. Allein es iſt, dünkt mich, zwar ſchwer, doch nicht unmöglich, daß ein Menſch, ſo wie ein Wein, zugleich herbe und angenehm ſeyn kann, ſo wie hingegen andre ſehr angenehm zu ſeyn ſcheinen, und doch denen, die mit ihnen umgehen, ſehr beſchwerlich und gar ſchädlich werden. Daher ſagte Hyperides zum athenienſiſchen Volke: Sehet nicht darauf, Athenienſer, daß ich bitter bin, ſondern ob ich ohne Urſache bitter bin; gleichſam als wenn die Menge nur diejenigen haßte und verabſcheute, welche bloß durch ihre Habſucht läſtig fallen, und nicht vielmehr die, welche ihr Anſehn im Staate zur Frechheit, zum Neide, zur Rachſucht, und zu andern ehrgeitzigen Leidenſchaften mißbrauchen.

Phocion that aus Feindſchaft keinem von ſeinen Mitbürgern etwas Leide, auch hielt er keinen für ſeinen Feind, aber nur in ſo fern war er ſtreng, hart und unerbittlich, als er denjenigen widerſtreiten mußte, welche ſeinen Bemühungen zum Beſten des Vaterlandes ſich widerſetzten. In allen andern Dingen bewies er ſich gegen jedermann willfährig, gemein, und ſo menſchenfreundlich, daß er ſelbſt ſeinen Gegnern Beyſtand leiſtete, wenn ihnen ein Unglück begegnete, und vor Gerichte ſie vertheidigte. Seinen Freunden, die ihn tadelten, daß er vor Ge-

richte zum Besten eines bösen Menschen gesprochen, antwortete er: Die guten brauchen keinen Beystand vor Gerichte. Er besuchte auch den Sykophanten Aristogiton nach seiner Verurtheilung im Gefängnisse, da er ihn darum bitten ließ, und sagte zu seinen Freunden, die ihn davon abhalten wollten: Laßt mich doch hingehen, ihr guten Leute, denn wo könnte man den Aristogiton lieber, als dort sprechen?

Wenn die Athenienser zu ihren Bundesgenossen auf den Inseln Flotten abschickten, so pflegten die Einwohner, wenn ein andrer General commandirte, sich wie gegen Feinde zu verhalten, befestigten ihre Städte, versperrten ihre Hafen, und schaften ihr Vieh, ihre Sklaven, Weiber und Kinder in die Städte; wenn aber Phocion der Anführer war, giengen sie ihm, mit Kränzen geschmückt, weit entgegen, und holten ihn mit Freudensbezeigungen ein.

Als König Philippus eine Anzahl Truppen aus Macedonien nach Euböa übergesetzt, sich davon Meister gemacht, und die dasigen Städte durch Tyrannen auf seine Parthey gebracht hatte, so rief Plutarch aus Eretria die Athenienser zu Hülfe, und bat sie, die Macedonier von dem Besitze dieser Insel zu vertreiben. Zu dieser Expedition wurde Phocion als General mit einem nicht starken Corps abgeschickt, weil man vermuthete, daß in Euböa alles bereit sey, auf seine Seite zu treten. Allein er fand das Land voller Verräther, in dem verderbtesten Zustande, und die meisten durch Bestechungen vom Philippus gewonnen. Er gerieth in grosse Gefahr. Er besetzte daher einen Hügel ohnweit der Ebene bey Tamyn, von welcher man ihn aber, wegen eines tiefen da-

zwischen liegenden Thales nicht übersehen konnte, und hier verschanzte er sich mit den tapfersten von seinen Truppen. Es liefen ihm hier eine Menge undisciplinirter schlechter und prahlerischer Soldaten aus dem Lager davon, worüber er aber die Officiere tröstete, und sie bat, sich nicht um dergleichen undisciplinirte Leute zu bekümmern, welche wegen ihrer Unordnung im Lager nur unbrauchbar, und in der Schlacht sogar schädlich seyn würden, und, setzte er hinzu, „da sie sich ihres Verbrechens bewußt sind, so werden sie desto weniger in Athen wider uns schreyen, und uns verläumden können.“

Beym erfolgten Angriffe der Feinde befahl er seinen in Schlachtordnung gestellten Truppen, sich so lange ruhig zu verhalten, bis er sein Opfer vollendet hätte. Es dauerte dieses aber sehr lange, weil er entweder unglückliche Anzeichen fand, oder die Feinde näher heranlocken wollte. Daher gerieth Plutarch auf die Vermuthung, daß Phocion aus Feigherzigkeit zaudre, und grif mit den fremden Hülfstruppen die Feinde an. Sobald die Reuterey dieses sahe, ließ sie sich auch nicht länger halten, sondern stürzte auf die Feinde aus dem Lager haufenweise, und ohne formirte Ordnung. Sie wurden bey diesem ersten Angriffe geschlagen, gänzlich zerstreut, und Plutarch entfloh. Eine Parthey Feinde rückte schon auf den Wall des Lagers an, und suchten es zu erobern. Schon glaubten sie den völligen Sieg in Händen zu haben. Inzwischen war Phocion mit seinem Opfer fertig. Er ließ die Athenienser einen Ausfall thun, welche die Feinde schlugen, und eine grosse Anzahl vor dem Lager auf der Flucht tödteten.

Darauf stellte er sein Fussvolk in neue Schlachtordnung, und ließ die vorher geschlagenen und auf der Flucht zerstreuten wieder zusammenbringen, und griff selbst die Feinde an. Das Gefecht wurde sehr hart, und alle bewiesen, ohne sich zu schonen, die eifrigste Tapferkeit; vorzüglich aber thaten sich Thallus, des Kineas Sohn, und Glaucus, des Polymedes Sohn, die zunächst beym Phocion standen, hervor. Eine ganz besondre Ehre erwarb sich auch Kleophanes in diesem Treffen. Er sammelte die auf der Flucht zerstreuten Reuter, und schrie und ermunterte sie, ihren Feldherrn in der Gefahr nicht zu verlassen, und brachte sie zu einem neuen Angriffe zurück, wodurch sie den Sieg der Fußvölker vollkommen machten. Phocion jagte darauf den Plutarch *) aus Eretria, und eroberte das bequem gelegene Schloß Zaretra, welches da steht, wo die Insel in eine schmale Erdzunge zusammen läuft, und von beyden Seiten vom Meere eingeschlossen ist. Die Griechen, welche er gefangen bekommen hatte, ließ er insgesammt los, weil er besorgte, die Redner zu Athen möchten das Volk so sehr wider sie erbittern, daß es grausam gegen sie verführe.

Sobald Phocion, nach verrichteter Expedition, wieder nach Athen zurückgesegelt war, vermißten die

*) Herr Kind führt in seiner Uebersetzung an, daß D. Schulze in dieser Stelle lieber Klitarch für Plutarch gesetzt wissen wolle, weil Plutarch ja die Athenienser zu Hülfe gerufen, und ihre Parthey gehalten habe, hingegen Diodorus Siculus ausdrücklich melde, daß ein gewisser Klitarch mit Hülfe der Macedonier sich von Eretria Meister gemacht habe. Diese Verbesserung ist allerdings sehr wahrscheinlich.

Bundesgenossen sogleich die Gütigkeit und Rechtschaffenheit dieses Mannes, und die Athenienser lernten bald seine Kriegserfahrung und Tapferkeit erkennen. Denn der General, der nach ihm das Commando übernahm, setzte den Krieg so unglücklich fort, daß er selbst lebendig den Feinden in die Hände gerieth, und Philippus machte sich schon so weitläuftige Entwürfe von Hoffnungen, daß er mit seiner ganzen Kriegsmacht an den Hellespont zog, um zu gleicher Zeit Chersones, Perinth und Byzanz zu erobern.

Die Athenienser beschlossen, Hülfsvölker dahin abzusenden, und die Redner drangen mit ihrem Vorschlage durch, daß Chares das Commando darüber erhielt. Er segelte ab, that aber nichts, was seiner ihm mitgegebenen Kriegsmacht werth gewesen wäre, und da die Städte seine Flotte nicht aufnahmen, sondern sich insgesammt mißtrauisch gegen ihn bezeigten, so kreuzte er herum, und trieb bloß Gelder von den Bundesgenossen ein, und wurde von den Feinden verachtet. Das von den Rednern aufgehetzte Volk wurde unwillig, und bereuete es, daß es den Byzantinern Hülfe geschickt hatte. Aber Phocion trat auf, und sagte: Man muß nicht auf die Bundesgenossen, die sich mißtrauisch bezeigen, sondern auf die Generale, die dieses Mißtrauen verursachen, unwillig werden; denn diese haben euch sogar denenjenigen, die sich ohne eure Hülfe nicht retten können, fürchterlich gemacht.

Diese Rede bewegte das Volk zur Veränderung seiner Gedanken, und es gab dem Phocion Befehl, mit einer neuen Kriegsmacht den Bundesgenossen am Hellespont zu Hülfe zu gehen. Dieses gab den größ-

ten Ausschlag zur Errettung der Byzantiner. Denn Phocion stand schon in grossem Rufe, und Kleon, einer der ersten Männer in Byzanz, der noch von der Bekanntschaft in der Akademie her des Phocions Freund war, verbürgte sich gegen seine Mitbürger für die Treue desselben, worauf sie ihm die Thore öffneten, und die Athenienser bey sich aufnahmen, welche auch nicht allein eine gute Aufführung und Mannszucht beobachteten, sondern auch wegen des in sie gesetzten Vertrauens in den Gefechten sich sehr tapfer hielten. Dadurch verlor endlich Philippus seine Absicht, den Hellespont einzunehmen, und gerieth zu eben der Zeit in Verachtung, da er sich für unüberwindlich und unwiderstehlich gehalten hatte. Phocion nahm ihm verschiedene Schife weg, eroberte einige von ihm besetzte Städte, that an vielen Orten der dasigen Gegend Landung, und verwüstete die Küsten, bis er endlich wegen einer empfangenen Wunde sich genöthiget sahe, wieder nach Athen zurück zu segeln.

Die Megarenser liessen darauf die Athenienser heimlich um Hülfe bitten. Phocion, der besorgte, daß die Böotier es erfahren, und den Athenienſern zuvorkommen möchten, stellte gleich mit dem frühesten Morgen eine Versammlung des Volks an, und da man den Entschluß gefaßt, den Megarenſern Hülfe zu schicken, ließ er sogleich zur Stellung derjenigen, die die Waffen zu dieser Expedition ergreifen wollten, mit der Kriegstrompete das Zeichen geben, und gieng unverzüglich ab. Er wurde von den Megarenſern mit Bereitwilligkeit aufgenommen, befestigte den Hafen Nisäa, und ließ von der Stadt

bis an den Hafen zwey Mauern führen, wodurch er die Stadt mit dem Meere verband, daß sie von der Landseite her von den Feinden nichts zu befürchten hatte, worauf sie auch stets die Parthey der Athenienser hielt.

Inzwischen hatten die Athenienser dem Könige Philippus öffentlich den Krieg erklärt, und in Phocions Abwesenheit andere Feldherren erwählt. Sobald er aber von den Inseln wieder zurückgekommen war, bemühte er sich, das Volk zu bereden, daß sie die vom Philippus vorgeschlagenen Friedensbedingungen annehmen möchten, weil Philippus, aus starker Furcht vor der bevorstehenden Gefahr, wirklich zum Frieden geneigt war. Und als sich einer von denjenigen, die sich meistens vor dem heliäschen Gerichte einzufinden, und Anklagen wider ehrliche Bürger vorzubringen pflegten, ihm widersetzte und sagte: Du unterstehst dich, Phocion, die Athenienser vom Kriege abzuhalten, da sie schon die Waffen in den Händen haben, antwortete er: Ja, das thue, und ob ich gleich auch wohl weiß, daß ich im Kriege dir, und du im Frieden mir, zu befehlen haben wirst. Als er aber seine Meynung nicht durchsetzen konnte, sondern Demosthenes mit der seinigen die Oberhand behielt, und den Rath gab, den Ort der Schlacht so weit als möglich vom attischen Gebiete zu entfernen, so sagte Phocion: O laß uns nicht darauf denken, wo wir schlagen, sondern wie wir siegen wollen, denn alsdann wird der Krieg immer von uns entfernt seyn, wenn wir aber geschlagen werden, ist uns unser Unglück doch beständig nahe.

Es erfolgte darauf jene Schlacht, in welcher die Athenienser eine völlige Niederlage erlitten, *) und die unruhigen Köpfe in der Stadt wollten mit Gewalt den Charidemus auf die Rednerbühne schleppen, und ihn zum Strategus erwählen. Die bestgesinnten geriethen darüber in Furcht und Schrecken, nahmen den Beystand des Areopagus zu Hülfe, **) und brachten es endlich durch Bitten und Thränen mit Mühe beym Volke dahin, daß man dem Phocion das Regiment des Staats auftrug. Dieser war der Meynung, daß man die billigen und guten Vorschläge des Königs Philippus annehmen müsse. Als aber Demades vorschlug, man sollte suchen, daß Athen in dem allgemeinen Frieden mit eingeschlossen, und in den grossen Rath Griechenlands mit aufgenommen würde, so wollte er es nicht eher zulassen, als bis man wüßte, was für Bedingungen dabey Philippus den Griechen machen würde. Allein der Vorschlag des Demades behielt doch, wegen der damaligen Umstände, die Oberhand. Als es aber bald darauf die Athenienser bereueten, da sie dem Philippus Schife und Reuterey überlassen mußten, so sagte Phocion in öffentlicher Versammlung: Das habe ich vorher befürchtet, und deswegen der Sache widerstritten: da ihr nun aber einmal den Vertrag eingegangen seyd, so müßt ihr euch nicht darüber beschweren,

*) Die berühmte und bekannte Schlacht bey Chäronea, in welcher die griechische Freyheit vom Philippus zerstört wurde.

**) Weil der Senat des sogenannten Areopagus das Recht hatte, die fehlerhaften Schlüsse des Volks zu verbessern und zu ändern.

ren, aber auch nicht muthlos werden, sondern ihr müßt vielmehr daran denken, daß auch eure Vorfahren bald die Oberherrschaft gehabt, bald andern unterwürfig gewesen sind, und in beyden Fällen sich weise betragen, und ihren Staat und Griechenland dadurch erhalten haben.

Als nach des Königs Philippus Tode das athenienſiſche Volk ein Dankopfer halten wollte, so ließ er es nicht zu, und sagte, es sey niederträchtig, sich über einen solchen Zufall zu freyen, und das Heer, das bey Chäronea die Athenienſer geſchlagen, sey nur um einen Mann geringer geworden. Gegen den Demoſthenes, welcher auf den Alexander, da er ſchon gegen Theben marſchirte, viele Schmähungen ausſtieß, gebrauchte er den Ausdruck des Homers: Unglücklicher, warum willſt du den wilden Mann erzürnen? *) einen König, der so sehr nach Ruhm strebt? Willſt du denn mit einem Feuerbrande, der uns so nahe iſt, die Stadt anſtecken? aber ich will es nicht zugeben, daß ſich die athenienſiſchen Bürger ins Verderben ſtürzen, wenn ſie gleich ſelbſt wollten, denn deswegen führe ich die Regierung des Staats.

Als Theben zerſtört war, und Alexander von den Athenienſern verlangte, daß ſie ihm den Demoſthenes, Lykurgus, Hyperides und Charidemus ausliefern ſollten, so richtete das verſammelte Volk ſeine Augen bloß auf den Phocion, und rief ihn öfters namentlich auf. Er trat endlich hervor, ſtellte ſeinen Freund Nikokles, welchen er beſtändig mit

*) Odyſſ. Libr. I. verſ. 494.

der größten Vertraulichkeit liebte, neben sich, und sagte: Diese Leute haben die Stadt so tief herunter gebracht, daß ich selbst diesen Nikokles hier auszuliefern rathen würde, wenn man ihn deswegen verlangte; denn ich selbst würde es für ein Glück für mich achten, wenn ich für euch insgesammt sterben könnte. Ich bedaure auch, fuhr er fort, die armen Thebaner, die hieher zu uns ihre Zuflucht genommen haben; allein es ist für Griechenland genug, daß Theben weint, und besser, für sie und für uns, beym Sieger zu bitten, als mit ihm zu fechten.

Der erste Schluß der Athenienser mißfiel Alexandern so sehr, daß er ihn, wie er übergeschickt wurde, vor die Füsse warf, und den Gesandten den Rücken zukehrte. Die zweyte Erklärung der Athenienser aber, welche Phocion überbrachte, nahm er an, weil er von seinen ältern Räthen hörte, daß Philippus den Phocion sehr hochgeschätzt habe. Er ließ sich auch mit ihm in Unterredung ein, und hörte nicht nur seine Bitten, sondern auch seine Rathschläge geneigt an. Phocion gab ihm den Rath, „wenn er die Ruhe suchte, den Krieg zu endigen, wenn er aber nach Ruhm strebte, seine Waffen von den Griechen gegen die Perser zu wenden.“ Er sprach auch mit so grosser Geschicklichkeit nach Alexanders Charakter und Wünschen, daß dieser in seiner Gesinnung ganz verändert und so gütig und geneigt wurde, daß er sagte: „die Athenienser sollten auf die Staatsangelegenheiten Griechenlands ihre Aufmerksamkeit richten, weil es ihnen zukäme, wenn er mit Tode abgehn sollte, die Oberherrschaft über Griechenland zu behaupten. Mit dem Phocion errich-

tete er eine Privatfreundschaft und das Gastrecht, und würdigte ihn so grosser Hochachtung, wie nur wenige von seinen beständigen Vertrauten genossen. Wie er in der Folge so groß geworden war, und den Darius überwunden hatte, ließ er, nach der Bemerkung des Duris, in allen seinen Briefen, ausser in denen an den Phocion, den Titel: χαιρειν, weg. Bloß nur gegen den Phocion, und den Antipater gebrauchte er noch diese Höflichkeit, wie auch Chares erzehlt.

Es wird von allen Schriftstellern einstimmig erzehlt, daß Alexander dem Phocion hundert Talente zum Geschenke schickte. Phocion fragte diejenigen, welche ihm diese Summe nach Athen überbrachten, warum Alexander unter allen Athenienfern nur ihn allein so beschenken wollte? — Weil er dich allein, antworteten sie, für einen vortreflichen rechtschaffnen Mann hält. Phocion erwiederte darauf: So lasse Alexander mich auch fernerhin dafür gehalten werden, und es beständig bleiben. Die Gesandten bemerkten in seinem Hause eine grosse Sparsamkeit, und sahen, daß Phocions Gemahlin selbst knetete, und Phocion selbst Wasser aus dem Brunnen holte, die Füsse zu waschen, und drangen darauf noch mehr mit einer Art von Unwillen in ihn, daß er das Geschenk annehmen sollte, denn es sey höchst unschicklich, daß der Freund des Königs so schlecht lebte. Phocion aber, welcher eben einen armen alten Mann in einem abgetragenen Mantel vorbey gehen sahe, fragte sie, ob sie ihn für geringer als diesen Mann da hielten? Und da sie ihm das Gegentheil versicherten, sagte er: Nun dieser Mann lebt noch von

wenigern als ich, und ist doch zufrieden. Ueberhaupt, setzte er hinzu, wenn ich das viele mir geschenkte Geld nicht brauche, so werde ich es vergeblich haben, und wenn ich es brauche, so werde ich mir und dem Könige bey meinen Mitbürgern Vorwürfe zuziehen. Auf diese Weise mußte das Geld wieder aus Athen mit weggenommen werden, und Phocion zeigte den Griechen, daß derjenige reicher war, der so viel nicht brauchte, als derjenige, der es schenkte.

Alexander schrieb darauf dem Phocion, daß er diese Verweigerung ihm übel nähme, und diejenigen nicht für seine Freunde hielte, die nichts von ihm annähmen. Gleichwohl verbat Phocion das Geschenk, und bat dagegen Alexandern, daß er den Sophisten Echekratides, den Athenodorus von Imbros und zwey Rhodier, den Demarathus und Sparto, die wegen einiger Beschuldigungen in Sardis gefangen saßen, in Freyheit setzen möchte. Alexander ließ auch diese Männer sogleich los, und trug dem Kraterus, den er nach Macedonien schickte, auf, dem Phocion eine von den vier Städten in Asien, Kios, Gergethus, Mylassis, Elåa, welche er selbst wählen würde, zu übergeben, daß er die Einkünfte davon genösse, und sie regierte, und darauf zu dringen, daß Phocion dieses annähme, weil die Verweigerung übel aufgenommen werden würde. Allein Phocion nahm dieses doch nicht an, und Alexander starb bald darauf.

Das Haus des Phocions wird noch jetzt in Melite gezeigt, und ist mit Kupferplatten belegt, übrigens aber ganz schlecht und simpel gebaut. Von der ersten Gemahlin Phocions findet man weiter nichts

bemerkt, als daß der Bildhauer Kephisdotous ihr Bruder gewesen ist. Seine zweyte Gemahlin aber stand bey den Athenienſern wegen ihrer mäßigen simpeln Aufführung in eben so groſſem Ruhme, als er wegen seiner Rechtschaffenheit. Als daher einstmals, bey der Aufführung eines neuen Schauspiels in Athen, ein Komödiant, der die Rolle einer Königin spielen sollte, vom Melanthius, der dieſes Schauspiel aufführen ließ, eine Menge prächtig gekleideter Dienerinnen zu seinem Gefolge verlangte, und da sie ihm Melanthius nicht geben wollte, gar nicht auf dem Theater erscheinen wollte, und die Vorstellung aufhielt, so zog ihn Melanthius mit Gewalt aufs Theater, und schrie: Siehst du nicht, daß die Gemahlin des Phocions beſtändig nur mit einer einzigen Dienerin ausgeht? und du willst so viel Staat machen, und unser Frauenzimmer verführen? Alle Zuschauer hörten kaum diese Worte, als sie ihm mit einem ungeſtümen Lärmen applaudirten. Eben dieſe Gemahlin Phocions antwortete einer fremden Jonierin, die ihr ihren goldenen Schmuck und die mit Edelsteinen beſetzten Halsketten und Armbänder zeigte: Mein ganzer Schmuck ist Phocion, welcher nun seit zwanzig Jahren beſtändig zum Anführer der Athenienſer erwählt worden ist.

Als Phocions Sohn Lust bekam, sich in den Wettspielen an dem panathenäischen Feſte zu zeigen, so erlaubte er ihm bloß, im Springen sich zu zeigen, nicht sowohl, daß er den Preis erhalten möchte, sondern daß er seinen Körper übte, und sich beſſerte; denn dieſer junge Menſch führte sich unordentlich auf, und war dem Trunke ergeben. Er erhielt den

Preis, und nun wollten viele diese Ehre durch Gastmale feyern, aber Phocion verbat es bey allen bis auf einen einzigen, dem er diese Ehrenbezeigung erlaubte. Er kam selbst zu diesem Gastmale, wie er aber die kostbare Zurichtung dabey sahe, und daß man sogar die Füsse mit Wein und kostbaren Salben waschen wollte, rief er seinen Sohn und sagte: Willst du es geschehen lassen, Phocus, daß dein Freund deinen Sieg so beschimpft? Um seinen Sohn von seiner unordentlichen Lebensart ganz zurück zu ziehen, brachte er ihn nach Lacedämon, und ließ ihn dort ganz nach der spartanischen Weise erziehen. Dieß verdroß die Athenienser, und sie hielten es für eine Verachtung ihrer eingeführten Sitte, daher auch der Redner Demades zu ihm sagte: Phocion, wollen wir nicht den Athenienfern rathen, daß sie die lacedämonische Staatsverfassung einführen? wenn du Lust dazu hast, so bin ich bereit, darüber ein Gesetz öffentlich in Vorschlag zu bringen. Allein Phocion antwortete: Es würde sich sehr gut für dich schicken, da du so von Salben riechest, und einen so prächtigen Rock trägst, den Athenienfern der Lacedämonier schlechte Kost und des Lykurgus Gesetze anzupreisen.

Als Alexander von den Athenienfern schriftlich verlangte, daß sie ihm Schife schicken sollten, und die Redner sich dagegen setzten, so befahl der Senat dem Phocion, seine Meynung darüber zu sagen. Er erklärte sich mit diesen Worten: Nach meinem Gutachten müssen wir entweder mit den Waffen siegen, oder mit den Siegern Freunde seyn. Und zum Pytheas, der damals erst angefangen hatte, in den öf-

fentlichen Volksversammlungen aufzutreten, und sich schon als einen frechen Schwätzer zeigte, sagte er: Willst du nicht aufhören zu schwatzen, da du doch nur erst kürzlich vom Volk erkauft worden bist?

Einige Zeit darauf kam Harpalus, der Alexandern ungetreu geworden, und aus Asien entflohen war, mit vielem Gelde nach Athen. Diejenigen, die sich durch ihre Reden auf der Bühne zu bereichern pflegten, liefen häufig zu ihm, und boten ihm ihre Dienste um die Wette an. Er gab ihnen von seinem vielen Gelde nur geringe Summen, um sie anzulocken, dem Phocion aber ließ er siebenhundert Talente, ja alle Schätze anbieten, und wollte sich mit seinem ganzen Vermögen ganz allein seinem Schutze anvertrauen. Allein Phocion ließ ihm eine harte Antwort sagen, und ihm drohen, wenn er nicht aufhören würde, die Stadt zu verführen. Harpalus wurde auch dadurch so niedergeschlagen, daß er damals von seinem Vorsatze, in Athen seinen Aufenthalt zu nehmen, abstand. Bald darauf aber hielten die Athenienser Berathschlagungen, wie sie sich in Absicht seiner zu verhalten hätten, und da sahe Harpalus, daß diejenigen, die Geld von ihm genommen hatten, sich ganz wider ihn erklärten, und vieles wider die Aufnahme und Beschützung von ihm vorbrachten, Phocion hingegen, der nichts genommen hatte, sich alle mögliche Mühe gab, das gemeine Beste mit seiner Erhaltung zu verbinden. Er suchte daher wieder von neuen, dem Phocion Gefälligkeiten zu erzeigen, allein er fand bey allen Umwegen, die er nahm, daß dem Phocion, wie ei-

ner Festung, auf keiner Seite beyzukommen, und er gegen alles Geld unüberwindlich war.

Er machte nunmehr den Schwiegersohn des Phocions, Charikles, zu seinem Freunde und Vertrauten, und überließ sich ihm gänzlich in allen Dingen, wodurch er aber dem Charikles einen üblen Ruf zuzog. Harpalus aber übertrug auch dem Charikles die Besorgung eines Grabmals, welches er seiner verstorbenen Buhlerin Pythionice, mit welcher er eine Tochter erzeugt hatte, mit grossen Kosten errichten ließ. So unanständig aber auch schon an sich selbst dieser Dienst war, so sehr beschimpfte die Verfertigung dieses Grabmals den Charikles, denn man sahe demselben, so wie man es noch heutiges Tages in Hermeum, auf dem Wege aus Athen nach Eleusis zeiget, die dreyßig Talente nicht an, welche Charikles dem Harpalus dafür soll in Rechnung gebracht haben. Nach dem Tode des Harpalus nahmen Phocion und Charikles dessen Tochter zu sich, und wandten auf ihre Erziehung alle Sorgfalt.

Charikles wurde aber darauf verklagt, daß er sich vom Harpalus habe bestechen lassen. Er bat den Phocion, mit ihm vors Gericht zu gehen, und ihm Beystand zu leisten; allein Phocion schlug es ihm mit diesen Worten ab: Charikles, ich habe dich nur zu gerechten Endzwecken zu meinem Schwiegersohne erwählt.

Als Asklepiades, des Hipparchus Sohn, den Athenienfern die erste Nachricht von Alexanders Tode gab, so behauptete Demades, daß man diese Nachricht nicht glauben müsse, weil sonst schon längst die ganze Welt nach dem Todten müßte gerochen

haben. Phocion aber, welcher bemerkte, daß das Volk darüber in grosse Bewegung gerieth, bemühte sich, es zurück zu halten und zu beruhigen. Es sprangen aber eine Menge Redner auf die Bühne hervor, und schrien, die Nachricht des Asklepiades sey zuverläßig, und Alexander wirklich todt. Phocion sagte darauf: Je nun, wenn er heute todt ist, so wird er auch morgen und übermorgen todt seyn, und wir können uns Zeit nehmen, einen sichern Schluß in Ruhe zu fassen.

Leosthenes verwickelte darauf Athen in den so genannten griechischen Krieg, und als sich Phocion widersetzte, fragte er ihn mit Hohngelächter, was er denn der Stadt in den vielen Jahren, da er Feldherr gewesen, für Vortheile verschaft hätte? Phocion antwortete darauf: Ist das etwas geringes, daß die Bürger in ihren eigenen Begräbnissen begraben werden können? Wie Leosthenes fortfuhr, mit grossen Hoffnungen zu pralen, sagte endlich Phocion zu ihm: Junger Mann, deine Reden sind den Cypressen gleich, welche hoch und groß sind, aber keine Früchte tragen. Hyperides trat darauf hervor, und fragte den Phocion, wenn er denn einmal den Athenienſern zum Kriege rathen würde? — Wenn ich sehen werde, antwortete er, daß die Jungen ihren Posten nicht verlassen, die Reichen Geld zum Kriege hergeben, und die Redner nicht mehr die öffentliche Schatzkammer bestehlen. Bey der allgemeinen Bewunderung über die vom Leosthenes zusammen gebrachte Kriegsmacht fragte man den Phocion: Wie ihm diese Kriegsmacht gefiele? — Sehr gut, antwortete er, für einen kurzen Krieg.

aber ich befürchte die Dauer des Krieges, zu welcher die Stadt weiter kein Geld, keine Schife und keine Soldaten hat.

Der Erfolg zeigte auch, wie gegründet Phocions Besorgniß gewesen war. Zwar erwarb sich Leosthenes anfänglich durch seine Verrichtungen vielen Ruhm. Er schlug die Böotier, und schloß dem Antipater in Lamia ein. Athen wurde durch grosse Hoffnungen ermuntert: man feyerte über die erhaltenen guten Nachrichten häufige Dankfeste, man stellte öftere Freudenopfer an, Phocion aber antwortete denen, welche ihm seine vorigen Rathschläge vorwarfen, und fragten, ob er nicht selbst wünschte, dergleichen Thaten gethan zu haben? das wünsche er allerdings, aber er bliebe immer noch bey seiner vorigen Meynung. Und da immer eine frohe Bothschaft über die andere aus dem Lager ankam, sagte er: Wenn werden wir denn aufhören zu siegen!

Leosthenes kam bald darauf um, und weil man besorgte, daß Phocion möchte zum Feldherrn erwählt werden, und alsdenn den Krieg bald endigen, so stiftete man einen gewissen gemeinen Menschen an, daß er in der Versammlung des Volks auftrat, und den Athenienfern vorstellte, sie möchten den Phocion, seinen Freund, mit dem er noch in die Schule gegangen, doch nicht der Gefahr des Krieges aussetzen, sondern sich ihn zu erhalten suchen, weil sie keinen hätten, der seine Stelle ersetzen könnte, und sie möchten dafür lieber dem Antiphilus das Commando der Armee auftragen. Dieser Vorschlag fand Beyfall, und wurde von den Athenienfern angenommen. Darauf trat Phocion selbst auf, und versi-

cherte, daß er mit diesem Menschen nicht in die Schule gegangen, noch mit demselben irgend eine Bekanntschaft oder Freundschaft habe: Aber von dem heutigen Tage an, setzte er hinzu, mache ich dich zu meinen Freund und Vertrauten, denn du hast einen Rath gegeben, der sehr zu meinem Besten gereicht.

Dem Feldzuge, den die Athenienser wider die Böotier unternehmen wollten, widersetzte er sich auch anfänglich, und als ihm seine Freunde vorstellten, die Athenienser würden ihn umbringen, wenn er ihnen so widerstritte, antwortete er: Wenn ich zu ihrem Besten rathe, so thun sie daran Unrecht, suche ich aber dabey ihren Schaden, so thun sie Recht. Weil er aber sahe, daß sie nicht nachliessen, sondern immer fortschrien, befahl er dem Herolde, öffentlich auszurufen, daß alle Athenienser, die über sechzig Jahr alt wären, sich auf fünf Tage mit Proviant versorgen, und ihm sogleich nach der Versammlung nachfolgen sollten. Darüber entstand ein grosses Getümmel, und die alten Männer sprangen hervor, und schrien dagegen. Phocion sagte zu ihnen: Das ist ja nichts so schreckliches, denn ich selbst, der ich schon achtzig Jahr alt bin, werde an eure Spitze treten und euch anführen. Durch diesen Kunstgrif hintertrieb er noch damals die Sache, und beruhigte das Volk.

Bald darauf wurde die athenienſische Küste vom Mikio verwüstet, welcher mit einer starken Mannschaft von Macedoniern und Miethssoldaten bey Rhamnus gelandet hatte, und die ganze Gegend da durchzog. Gegen diesen Einfall zog Phocion mit den athe-

nienſiſchen Truppen zu Felde. Es wollten dabey aber eine Menge Leute befehlen, und liefen bald dahin, bald dorthin, und einige verlangten, er ſollte einen Hügel einnehmen, andere, er ſollte die Reuterey herumflankiren laſſen, andere, er ſollte an einem andern Platze ein Lager beziehen, weswegen er ausrief: O Herkules, was ſind das für viele Generale, und wie wenige Soldaten! Einer lief ſogar, bey ſchon geſtellter Schlachtordnung, eine Strecke voraus, und als ſich ihm ein Feind entgegen ſtellte, furchte er ſich, und kam wieder zurück gelaufen: Und du ſchämſt dich nicht, ſagte Phocion zu ihm, auf einmal zwey Poſten zu verlaſſen, den, den dir dein Feldherr anwies, und den, an welchem du dich ſelbſt geſtellt hatteſt? Er gewann in der darauf erfolgten Schlacht den Sieg, und es blieben eine groſſe Menge Feinde, und der Anführer Mikio ſelbſt. Es ſiegte auch hernach in Theſſalien, wo ſich Antipater und Leonnatus mit den aus Aſien angekommenen Macedoniern vereinigt hatten, das vereinigte griechiſche Heer, und Leonnatus ſelbſt blieb auf dem Platze. Antiphilus hatte in dieſer Schlacht das Fußvolk, und der Theſſalier Menon die Reuterey commandirt.

Allein kurze Zeit darauf brachte Kraterus aus Aſien den Feinden eine groſſe Armee zu Hülfe, und es erfolgte eine abermalige Schlacht bey Kranon, in welcher die Griechen geſchlagen wurden. Der Sieg war eben nicht wichtig, und es blieb auch nicht viel Volk, allein die Griechen zerſtreuten ſich doch gleich darauf, und gaben ihre Freyheit auf eine ſchändliche Art preis, weil ſie theils ihren zu gelinden und

jungen Anführern nicht Gehorsam leisten wollten, theils Antipater die Städte einzeln zu gewinnen suchte. Antipater rückte darauf unverzüglich gegen die Stadt Athen selbst an. Demosthenes und Hyperides entflohen. Demades aber, welcher von der ihm zuerkannten Strafe, weil er sieben schädliche Gesetzvorschläge gethan, nicht einen Theil hatte bezahlen können, und daher unehrlich geworden war, und nicht auf der Rednerbühne erscheinen durfte, bekam unter diesen Umständen die Freyheit, wieder öffentlich auftreten zu dürfen, und that einen Vorschlag zu einem friedlichen Vergleiche, welcher auch dem Antipater durch Bevollmächtigte übersandt wurde. Das furchtsame Volk aber rief den Phocion, und wollte sich seiner Führung allein überlassen. Phocion sagte darauf: Wenn ihr meinen ehemaligen Rathschlägen gefolgt wäret, so würden wir uns jetzt nicht über solche Dinge berathschlagen dürfen. Der Schluß des Volks, dem Phocion die Friedensunterhandlung aufzutragen, kam zu Stande, und Phocion begab sich zum Antipater, welcher sich bey Kadmea gelagert hatte, und im Begrif war, ins attische Gebiet einzurücken.

Die erste Bitte Phocions an den Antipater war, daß er nicht weiter vorrücken, sondern an dem Orte, wo er stände, die Friedensunterhandlungen schliessen möchte. Kraterus antwortete auf diesen Antrag: „Phocion bittet uns um etwas unbilliges, denn wir müßten ja alsdenn hier im Lande unsrer Freunde und Bundesgenossen stehen bleiben, und ihnen zur Last fallen, da wir doch auf Kosten unserer Feinde leben könnten.“ Aber Antipater faßte den Kraterus bey

der Hand, und sagte: „Laß uns doch dem Phocion diesen Gefallen thun.“ Wegen der übrigen Friedensbedingungen aber verlangte er, daß die Athenienser sie ihm zu bestimmen gänzlich überlassen sollten, so wie er es in Lamia gegen den Leosthenes hätte thun sollen.

Phocion begab sich darauf nach Athen zurück, und da die Athenienser sich das Verlangen des Antipaters aus Noth mußten gefallen lassen, so gieng er wieder mit einigen andern Gesandten nach Theben, unter welchen sich auch der Philosoph Xenokrates befand. Diesen hatte man vorzüglich deswegen mit zur Gesandtschaft erwählt, weil er wegen seiner erhabenen Tugend in so grossem Ansehen und Rufe stand, daß man glaubte, es möchte ein Mensch auch noch so frech, grausam und grimmig seyn, so müßte er doch durch den blossen Anblick des Xenokrates in eine gewisse Art von Scheu und Ehrfurcht gesetzt werden. Allein es erfolgte das Gegentheil, weil Antipater die Tugend verabscheute und haßte. Antipater würdigte den Xenokrates nicht einmal eines Grusses, indem er den andern Gesandten die Hand reichte, weswegen Xenokrates soll gesagt haben: Antipater thut sehr Recht daran, daß er wegen der Grausamkeit, die er gegen Athen begehen will, sich ganz allein für mich schämt. Als darauf Xenokrates anfangen wollte zu sprechen, so fiel er ihm mit Verdruß in die Rede, und gebot ihm Stillschweigen. Auf den Antrag des Phocions aber gab er zur Antwort, er sey bereit, mit den Athenienser Frieden und ein Bündniß zu errichten, unter den Bedingungen, daß sie ihm den Demosthenes und Hy-

perides auslieferten, an der Regierung ihres Staats wieder, nach der vorigen Einrichtung, nur solche Personen, die ein gewisses bestimmtes Vermögen besässen, Antheil nehmen liessen, eine macedonische Besatzung in Munychia einnähmen, und dann die Kriegskosten und eine gewisse Geldstrafe bezahlten. Die andern Gesandten hielten diese Friedensbedingungen für billig, und nahmen sie an, ausser dem Xenokrates, welcher meynte, daß sie für Sklaven zwar billig, für freye Leute aber zu hart wären. Phocion bat nur den Artikel wegen der macedonischen Besatzung wegzulassen, worauf ihm Antipater antwortete: Phocion, wir wollen dir gern alles zugestehen, ausser was zu deinem eigenen und zu unsern Schaden gereicht. Andere hingegen erzehlen die Sache nicht so, sondern daß Antipater gefragt habe, ob Phocion dafür Bürge seyn wolle, daß die Athenienser den Frieden nicht brechen und sich ruhig verhalten würden, wenn er sie mit der Besatzung verschonte? und da Phocion darauf stille geschwiegen, und mit der Antwort gezaudert habe, sey Kallimedon Karabus, ein frecher Mann und Feind der Demokratie, aufgesprungen, und habe gesagt: Antipater, und wenn auch dieser Mann hier dir ein leeres Versprechen thäte, willst du demselben trauen, und deinen beschlossenen Vorsatz ändern?

Die Athenienser nahmen also macedonische Besatzung an, welche Menyllus, ein billiger Mann, und Phocions Freund, commandirte. Das Verfahren des Antipaters aber schien sehr übermüthig, und mehr ein Beweis zu seyn, wie stolz er auf seine Gewalt wäre, als daß die Umstände eine solche Bese-

tzung nöthig gemacht hätten. Nicht wenig wurde dieses Mißgeschick durch die Zeit, in die es traf, vermehrt. Denn die fremde Besatzung zog am zwanzigsten Tage des Monats Boedromion ein, an welchem eben die Mysterien gefeyert wurden, und die feyerliche Procession mit dem Jacchus aus der Stadt nach Eleusis gehalten wurde. Man verglich daher, da dieses Fest so gestört wurde, die ehemaligen göttlichen Fügungen mit den gegenwärtigen. Man erinnerte sich, daß vormals in den glücklichsten Zeiten der Athenienser allerhand mystische Erscheinungen und Stimmen der Götter an diesem Feste die Feinde in Furcht und Schrecken gesetzt hätten, jetzt aber die Götter das entsetzlichste Schicksal Griechenlandes ruhig ansähen und geschehen liessen, daß die heiligsten und ihnen angenehmsten Tage beschimpft, und mit dem Beynamen des größten Unglücks benennt würden.

Es hatte aber schon einige Jahre vorher das Orakel zu Dodona die Stadt Athen gewarnt, sie möchten die Vorgebürge der Diana bewahren, daß sie nicht von Fremden eingenommen würden. Und in den damaligen Tagen waren die Bänder, mit welchen die heilige Wiege des Jacchus pflegte umwunden zu werden, bey der Färbung, anstatt roth zu werden, ganz bleich und gelb geworden, und das merkwürdigste dabey war, daß das, was andre zu ihrem Privatgebrauch hatten färben lassen, die gehörige Farbe bekommen hatte. Ingleichen war ein Priester, welcher in dem Hafen Kantharus ein kleines Schwein abwaschen wollte, von einem Wallfische ergriffen, und ihm der untere Theil des Körpers bis an den Bauch abgerissen und verschlungen worden,

wo-

wodurch die Götter deutlich anzeigten, daß die Athenienser den untern Theil ihrer Stadt am Meere verlieren, und nur den obern Theil behalten würden.

Die macedonische Besatzung unter dem Commando des Menyllus beläſtigte die Athenienser nicht. Allein die Anzahl derjenigen, welche nunmehr, wegen Armuth, der neuen Verordnung gemäß, von allem Antheile an der Staatsverwaltung ausgeschloſſen wurden, belief sich auf zwölftausend, von denen ein Theil in der Stadt blieb, und die neue Verordnung als ungerecht und schimpflich für sich beklagten, ein groſſer Theil aber verließ deswegen die Stadt, und zog nach Thracien, wo ihnen Antipater ein Stück Land und eine Stadt einräumte, so daß es wirklich eben so gut war, als wenn Athen wäre erobert worden.

Nachdem Demosthenes in Kalaurien, und Hyperides zu Kleone gestorben war, wie ich an einem andern Orte umständlich erzehlt habe, fiengen die Athenienser an, den Alexander und Philippus zu vermiſſen und lieb zu gewinnen. Es gieng hier fast so zu, wie in Asien, da Antigonus umgekommen war, und diejenigen, die ihn getödtet hatten, anfiengen, lauter Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten auszuüben, und ein Bauer in Phrygien in die Erde grub, und auf die Frage, was er da mache? zur Antwort gab: Ich suche den Antigonus. So kam vielen damals ein ähnlicher Gedanke ein, wenn sie sich erinnerten, wie groß, edelmüthig und versöhnlich sich diese Könige auch in ihrem Zorne betragen hatten, da hingegen Antipater, unter der Maske eines Privatmannes, und in einem simpeln Rocke,

und bey gemeiner Lebensart, seine Gewalt verbarg, und sich gegen diejenigen, denen er nicht wohl wollte, grausam und wie ein harter Tyrann bewies. Gleichwohl befreyete noch Phocion durch seine Fürbitten beym Antipater viele Athenienser von ihrem Exile, und bewirkte es auch für viele Vertriebene, daß sie nicht, wie andre, über die cerauniſchen Gebirge und den Tänarus verwiesen wurden, sondern in Peloponnes sich aufhalten durften, unter welcher Anzahl sich auch der Sykophant Agonides befand.

Er besorgte die Regierungsangelegenheiten von Athen mit vieler Billigkeit und Gerechtigkeit. Diejenigen, die sich wohl und schicklich betrugen, ließ er beständig in den ihnen anvertrauten Aemtern, die unruhigen Köpfe aber lehrte er eben dadurch, daß er sie von allen Aemtern entfernte, und ihnen also die Gelegenheit benahm, Unruhen anzufangen, eine Neigung zum ländlichen Leben und zum Ackerbau gewinnen. Er wollte auch den Xenokrates, da er ihn das Schutzgeld, wie einen Fremden, bezahlen sahe, unter die Zahl der athenienſiſchen Bürger aufnehmen, dieſer aber verbat es mit dem Ausdrucke, daß er an einer solchen Staatsverfassung keinen Antheil haben möchte, zu deren Abwendung er selbst eine Gesandtschaft übernommen habe.

Menyllus bot dem Phocion Geschenke und Geld an, er antwortete ihm aber, „Menyllus sey nicht besser als Alexander, und er habe jetzt keine wichtigere Ursache, warum er Geschenke annehmen sollte, da er sie vom Alexander nicht angenommen habe.“ Menyllus erwiederte darauf, daß er die Geschenke doch für seinen Sohn Phocus annehmen möchte.

Aber Phocion sagte: „Wenn mein Sohn sich bessert, und mäßig lebt, so wird sein väterliches Vermögen für ihn hinreichend seyn, wenn er aber so fortlebt, wie jetzt, so wird kein Vermögen für ihn groß genug seyn.“ Dem Antipater antwortete er noch härter, da er ihm etwas unanständiges zumuthete: — Antipater kann nicht wollen, daß ich zugleich sein Freund und sein Schmeichler seyn soll. Antipater selbst soll gesagt haben, er habe zwey Freunde zu Athen, den Phocion und Demades, den einen könne er nicht bewegen, etwas von ihm anzunehmen, und dem andern könne er nicht genug geben. Phocion zeigte den Athenienſern, daß die Armuth eine Tugend sey, und blieb bis in sein Alter arm, ob er gleich so oft die höchſten Aemter im Staate verwaltet hatte, und der Könige Freund gewesen war.

Demades hingegen machte sich eine Ehre daraus, daß er sich durch Ungerechtigkeiten bereicherte. — Es war damals durch ein Gesetz zu Athen verboten, daß niemand einen fremden Sänger oder Komödianten bey tausend Drachmen Strafe für jeden Fremden auf den Schauplatz bringen sollte. Demades führte bey einem Schauspiele lauter Fremde, hundert an der Zahl, auf das Theater, und brachte zugleich die bestimmte Geldstrafe, tausend Drachmen für jeden, gleich auf das Theater mit. *) Zu seinem Sohne Demeas sagte er an dessen Hochzeitsfeste: „Da ich, mein lieber Sohn, mit deiner Mutter Hochzeit hielt,

*) Tausend Drachmen betragen ungefähr 164 Thaler, 8 Groschen, und also die ganze Summe, welche Demades gleich baar mitbrachte, über 16,600 Reichsthaler.

merkte kaum der nächste Nachbar etwas davon, zu deiner Hochzeit machen dir Könige und Fürsten Geschenke."

Die Athenienser lagen dem Phocion beständig an, daß er den Antipater bewegen möchte, sie von der Besatzung zu befreyen, allein er verweigerte immer eine Gesandtschaft deswegen zu übernehmen, weil er entweder keinen glücklichen Erfolg hoffte, oder bemerkte, daß das Volk aus Furcht sich jetzt bescheidner und ordentlicher als vormals betrug; er wirkte beym Antipater nur so viel aus, daß er nicht so scharf auf die Eintreibung der Contributionen drang, sondern ihnen einige Fristen gab.

Man wandte sich also an den Demades, der die Gesandtschaft bereitwillig übernahm, und sich nach Macedonien mit seinem Sohne begab. Es schien, als wenn ihn ein böser Geist zu eben der Zeit dahin brachte; da Antipater schon krank lag, und Kassander, der sich der obersten Gewalt bemächtiget hatte, eben einen Brief in die Hände bekam, den Demades an den Antigonus nach Asien geschrieben, in welchem er ihn ermunterte, nach Griechenland und Macedonien zu kommen, welches gleichsam nur noch an einem alten und morschen Faden hienge, wodurch er über den Antipater spottete. Sobald er also nur angekommen war, ließ ihn Kassander sogleich gefangen nehmen, und zuerst seinen Sohn vor seinen Augen so nahe vor ihm ermorden, daß das Blut in seinen Schoos sprang, und er über und über bespritzt wurde, und darauf ließ er ihn selbst, unter den heftigsten Vorwürfen über seine Undankbarkeit und Verrätherey hinrichten.

Antipater hatte vor seinem Tode den Polyperchon zum Feldherrn, und den Kassander nur zu einem Obersten ernannt. Dieser aber eilte dem Polyperchon in Behauptung der obersten Gewalt zuvorzukommen, und schickte in aller Geschwindigkeit den Nikanor nach Munychien, um dort des Menyllus Nachfolger zu seyn, und das Commando der Besatzung zu übernehmen, ehe der Tod Antipaters bekannt würde. Die Sache wurde auch glücklich ausgeführt, und die Athenienser erfuhren erst einige Tage darauf, daß Antipater gestorben wäre. Aber Phocion zog sich darüber viele Beschuldigungen zu, daß er, aus Gefälligkeit gegen den Nikanor, die Sache gewußt und verschwiegen hatte. Er bekümmerte sich jedoch nicht viel darum; den Nikanor aber bewog er, sich gegen die Athenienser überhaupt gelinde und gütig zu betragen, und auch dem Volke einige Geschenke zu machen, und Schauspiele auf seine Kosten aufführen zu lassen.

Inzwischen schickte Polyperchon, welcher des Königs Vormund war, und der den Kassander zu unterdrücken trachtete, ein Schreiben an die atheniensischen Bürger, in welchem er ihnen meldete, daß ihnen der König ihre vorige demokratische Staatsverfassung wieder gestattete, und daß nunmehr wieder alle athenienſischen Bürger, nach der vormals eingeführten Weise, an der Staatsverwaltung Antheil haben sollten. Dieß war eine gegen den Phocion abgezweckte List, und Polyperchon trachtete selbst darnach, wie er in der Folge durch sein Verfahren genug bewies, sich der Stadt Athen zu bemächtigen, er hoffte aber nicht seinen Endzweck zu erreichen,

wenn nicht vorher Phocion aus der Stadt getrieben wäre, und dieses war ganz gewiß zu vermuthen, sobald nur diejenigen, die bisher von allem Antheile an der Staatsverwaltung waren ausgeschlossen worden, wieder nach Athen zurück kämen, und die Rednerbühne wieder von Dämagogen und Sykophanten eingenommen würde.

Die Athenienser kamen über das Schreiben des Polyperchon in grosse Bewegung. Nikanor wollte darüber mit ihnen in Unterhandlung treten, und fand sich in Piräeus ein, wo sich der athenienſische Senat hinbegab. Er verließ sich in Absicht der Sicherheit seiner Person gänzlich auf die Versicherung Phocions. Allein Derkyllus, welcher macedonischer Statthalter des attischen Landes war, machte Anstalten, den Nikanor gefangen zu nehmen. Dieser erfuhr es noch zu rechter Zeit, eilte geschwind zurück, und es war offenbar, daß er nun sogleich sich an der Stadt Athen rächen wollte. Phocion wurde beschuldigt, daß er den Nikanor mit Fleiß hätte entwischen lassen, er sagte deswegen: Ich traue dem Nikanor und besorge von ihm nichts böses für die Stadt. Sollte es aber geschehen, so will ich lieber offenbar Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Wenn man diese Worte an und für sich selbst betrachtet, so scheinen sie Rechtschaffenheit und Großmuth auszudrücken. Wenn man aber die Gefahr bedenkt, in welcher Phocion sein Vaterland damals sahe, von welchem er noch dazu Regent und Feldherr war, so weiß ich nicht, ob er bey dieser Großmuth gegen den Nikanor nicht die weit gröſſere und wichtigere Pflicht gegen seine Mitbürger verletzte.

Man kann auch nicht sagen, daß er, aus Furcht, die Stadt in einen Krieg zu verwickeln, den Nikanor entkommen ließ, und ihm durch eine so grosse Treue und Gerechtigkeit verpflichten wollte, sich vor ihm zu scheuen, ruhig zu verhalten, und die Athenienser nicht feindlich anzugreifen. Vielmehr scheint er ein wirklich starkes Zutrauen zum Nikanor gehabt zu haben, denn er wollte auch sogar den häufigen ihm vorgebrachten Nachrichten und Vermuthungen, daß Nikanor in der Absicht, den Piräeus einzunehmen, fremde Miethstruppen nach Salamis übersetze, und einige Einwohner im Piräeus zu gewinnen suche, keinen Glauben beymessen, und selbst da Philomedes, der Lamprenser, ein Edict in Vorschlag brachte, daß alle athenienſischen Bürger die Waffen ergreifen, und zu jedem Befehle des Feldherrn Phocions sich bereit halten sollten, bewies er sich immerfort saumselig, bis Nikanor mit der Besatzung aus Munychien ausrückte, und den Hafen Piräeus einschloß.

Sobald sich dieser Vorfall ereignete, empörte sich das athenienſische Volk wider ihn, und gehorchte auch nicht mehr seinen Befehlen, da er wider den Nikanor anrücken wollte. Es kam inzwischen Alexander, des Polyperchons Sohn, mit einer Anzahl Truppen heranmarschirt, unter dem Vorgeben, der Stadt Athen wider Nikanorn Hülfe zu leisten, in der That aber, sich von Athen selbst Meister zu machen. Diese Stadt brachte sich jetzt selbst ins Verderben; denn die Vertriebenen, die mit Alexandern angekommen waren, liefen sogleich herein, und die fremden Einwohner, und die vorher zu Ehrenstellen für unfähig erklärten, verbanden sich mit ihnen, und

ſtellten in der größten Verwirrung und Unordnung eine allgemeine Volksverſammlung an, in welcher Phocion ſeiner Regentſchaft entſetzt, und andre Feldherren erwählt wurden. Athen wäre auch ſeiner damaligen Gefahr gar nicht entgangen, wenn man nicht bemerkt hätte, daß Alexander mit Nikanorn öfters an der Mauer ganz allein ſich unterredete, welches denn den Athenienſern Verdacht erweckte.

Inzwiſchen trat nun der Redner Agnonides auf, und klagte den Phocion mit ſeinen Freunden als Verräther des Vaterlandes an. Kallimedon und Charikles flüchteten aus Furcht ſogleich aus der Stadt, Phocion aber begab ſich mit den bey ihm gebliebenen Freunden zum Polyperchon, und es begleiteten ihn aus Freundſchaft Solon aus Platäa, und Dinarch aus Korinth, welche beyde Freunde und Vertraute vom Polyperchon zu ſeyn ſchienen. Weil aber Dinarch unterwegens krank wurde, mußten ſie etliche Tage zu Elatäa bleiben. Während dieſer Zeit brachte Archeſtratus, durch die gehaltenen Reden des Agnonides, einen Schluß zu Stande, welchem zufolge das athenienſiſche Volk eine Geſandtſchaft abſchickte, die den Phocion beym Polyperchon verklagen ſollte. Phocion kam mit dieſen Abgeordneten zu gleicher Zeit beym Polyperchon an, welcher eben mit dem Könige ſich auf der Reiſe in einem gewiſſen Flecken in Phocis, Pharyga genannt, befand, welcher Flecken an dem Berge Akrurion, der jetzo Galate heißt, liegt. Hier ließ Polyperchon den König mit ſeinen Räthen unter einem goldnen Himmel ſich niederſetzen, und befahl, daß Dinarch ſogleich ergriffen, gefoltert und getödtet wurde, den

Athenienſern aber ertheilte er Audienz. Sie fiengen aber ein ſolches Lärmen und Geſchrey an, und verklagten ſich vor dem Gerichte ſo unordentlich unter einander, daß Agnonides hervortrat, und ſagte: Schließt uns alle mit einander in einen Keficht, und ſchickt uns zur Ausführung unſrer Sache nach Athen. Der König lachte über den Einfall, die Macedonier und Fremden aber, welche ſich in der Verſammlung befanden, und gute Muße hatten, wollten ſie gern weiter hören, und winkten den Geſandten, ihre Anklage ordentlich vorzubringen. Es gieng aber bey dieſem Verhöre ſehr partheyiſch zu, und Polyperchon fiel dem Phocion, wenn er anfieng zu ſprechen, öfters in die Rede, ſtieß auch endlich mit dem Stocke auf die Erde, und befahl dem Phocion ſtille zu ſchweigen. Er wurde auch ſehr erbittert, da Hegemon zu ihm ſagte: „Du kannſt ſelbſt von meiner Neigung gegen das Volk ein Zeuge ſeyn;“ und antwortete mit Heftigkeit: Höre auf, dem Könige Unwahrheiten von mir vorzuſagen. Der König ſprang bey dieſen Worten ſelbſt auf, und wollte den Hegemon mit der Lanze durchſtechen, wovon ihn aber Polyperchon noch abhielt, und ſo wurde dieſes Verhör beſchloſſen.

Phocion wurde mit ſeinen Freunden einer Wache übergeben, und ſobald die andern etwas entfernt ſtehenden dieſes ſahen, verhüllten ſie gleich ihr Geſicht, und retteten ſich mit der Flucht. Die Gefangenen führte Klitus nach Athen ab, dem Vorgeben nach, um dort das Gericht über ſie halten zu laſſen, in der That aber ſie dort hinzurichten, da ihr Todesurtheil ſchon beſchloſſen war. Ihre Abführung

machte ein trauriges Schauspiel: sie wurden auf Wagen durch den Keramikus auf den Schauplatz gefahren, wo sie Klitus vorführte, und so lange in seinem Gewahrsam behielt, bis die Archonten eine allgemeine Volksversammlung zusammengebracht hatten, in welcher allen Sklaven, Fremden, Unehrlichen, der Zutritt gestattet war, und jedermann der Gerichtsort und die Rednerbühne offen stand.

Nachdem darauf ein Schreiben des Königs verlesen worden war, in welchem er erklärte, „daß er von der Verrätherey der Gefangenen völlig sey überzeugt worden, aber die Verurtheilung derselben den Athenienſern, als freyen Leuten, die nach ihren Gesetzen richten sollten, überliesse;" so übergab Klitus die Gefangenen der Versammlung. Die redlichsten Bürger verhüllten beym Anblicke des Phocions das Gesicht, sahen zur Erde nieder, und weinten. Einer von ihnen wagte es zu sagen: Da der König dem athenienſischen Volke ein so wichtiges Gericht überlassen hat, so wäre es wohl schicklich, wenn man die Unfreyen und Fremden von dieser Versammlung ausschlösse. Allein das darüber ergrimmte Volk fieng ein Lärmen und Geschrey an, daß man die Freunde der Oligarchie, und die Feinde des Volks steinigen sollte, worauf sich weiter niemand unterstand, ein Wort zum Besten des Phocions zu sagen, und er selbst konnte nur mit Mühe und genauer Noth dazu gelangen, ein paar Worte zu sprechen. Er fragte: Wollt ihr mich denn nach Recht und Gerechtigkeit, oder auf eine ungerechte Art umbringen? Einige antworteten darauf: Nach Recht und Gerechtigkeit. — Wie könnt ihr aber, erwiederte Phocion, dieses thun,

wenn ihr mich nicht anhören wollt? Da man ihn aber dennoch nicht weiter anhören wollte, trat er näher zum Volke hervor, und sagte: Ich bekenne, daß ich Unrecht gethan, und Fehler bey meiner Staatsverwaltung begangen habe, die mich des Todes schuldig machen. Aber, Athenienser, warum wollt ihr diese hier tödten, die euch kein Unrecht zugefügt haben? Es antwortete darauf eine ganze Menge: Weil sie deine Freunde sind; worauf Phocion sogleich zurücktrat, und stille schwieg.

Agnonides las hierauf ein von ihm abgefaßtes Staatsdecret ab, des Inhalts, daß das Volk zur Stimmensammlung schreiten sollte, ob die Gefangenen Verbrecher wären? und daß sie, wenn sie verurtheilt würden, hingerichtet werden sollten. Einige wollten dabey noch den Zusatz machen, daß Phocion vor seiner Hinrichtung noch gefoltert werden, und die Henker und die Folter herbeygebracht werden sollten. Weil aber Agnonides sahe, daß selbst Klitus dieses mißbilligte, und es für zu grausam und barbarisch hielt, sagte er zu der Versammlung: Wenn wir den Böswicht Kallimedon in unsre Hände bekommen, so wollen wir ihn foltern, wegen des Phocions kann ich dergleichen nicht rathen. Einer von den rechtschaffensten Bürgern rief dabey aus: Da thust du sehr wohl daran, denn wenn wir den Phocion auf die Tortur bringen, was werden wir dir thun?

Das vom Agnonides abgefaßte Staatsdecret wurde bestätigt, und zur Stimmensammlung geschritten. Es blieb dabey kein einziger sitzen, sondern alle standen auf, und viele hatten sich sogar bekränzt,

und verurtheilten die Gefangenen zum Tode, welches auſſer dem Phocion noch Nikokles, Thudippus, Hegemon, und Pythokles waren. Demetrius Phalereus aber, Kallimedon, Charikles, und einige andre wurden in ihrer Abwesenheit zum Tode verdammt.

Als nach geschlossener Versammlung die Verurtheilten ins Gefängniß abgeführt wurden, umarmten die andern ihre Freunde und Anverwandten, und giengen mit Heulen und Weinen ab: Phocion aber behielt eben die Miene bey, mit welcher er sonst aus der Versammlung gegangen war, wenn ihn das Volk zum Feldherrn erwählt, und nach Hause begleitet hatte, so daß jedermann die Gleichgültigkeit und Erhabenheit dieses Mannes bewundern mußte. Seine Feinde liefen neben ihm her, und schimpften auf ihn, einer von ihnen spie ihm sogar ins Gesicht, wobey Phocion nur die Archonten angesehen und gesagt haben soll: Wird niemand diesem Unverschämten Einhalt thun?

Thudippus beklagte im Gefängnisse, da er sahe, daß das Gift zubereitet wurde, sein Schicksal, und beweinte es, daß er so ungerechter Weise mit dem Phocion hingerichtet würde. Phocion aber sagte zu ihm: Ist es dir nicht lieb, daß du mit dem Phocion zugleich stirbst? Auf die Frage eines Freundes, ob er an seinen Sohn Phocus noch etwas zu bestellen habe? antwortete er: Ja allerdings, er soll nicht an den Athenienſern meinetwegen Rache üben! Nikokles, welches sein vertrautester Freund war, bat ihn, daß er ihn zuerst aus dem Giftbecher trinken liesse. Er antwortete: Es ist eine harte und schwere Bitte, mein lieber Nikokles, da ich dir aber sonst

niemals etwas in meinem Leben abgeschlagen habe, will ich dir auch dieses zugestehen. Als die andern alle schon das Gift getrunken hatten, reichte es nicht mehr zu, und der Henker wollte nichts neues mehr zubereiten, wenn man ihm nicht zwölf Drachmen gäbe, so viel das Pfund davon kostete. Darüber entstand ein Verzug, bis Phocion einen von seinen Freunden bat, dem Menschen das Geld zu geben, wobey er noch sagte: Also kann man in Athen nicht einmal umsonst sterben.

Es war der neunzehnte Tag des Monats März, da diese Hinrichtung geschahe, an welchem Tage die Ritter eine feyerliche Procession durch die Stadt zu dem Tempel Jupiters zu halten pflegen. Wie sie bey dem Gefängnisse vorbey kamen, nahmen viele ihre Kränze ab, andre sahen mit Thränen nach den Thüren hin. Alle diejenigen, die nicht durch Rachsucht und Neid schon ganz verderbt und grausam geworden waren, hielten es für etwas abscheuliches, daß man nicht diesen Tag vorher abgewartet, und die Stadt an diesem Feste mit einer öffentlichen Hinrichtung verunreinigt hatte. Aber seinen Feinden schien ihr Triumph über den Phocion noch nicht genugthuend zu seyn, sie brachten einen Befehl zu Stande, den Körper desselben nicht in dem attischen Gebiete zu begraben, und jedem Athenienser zu verbieten, daß er ihn verbrennte, weswegen sich auch niemand von seinen Freunden unterstand, ihn anzurühren.

Es schafte daher ein gewisser Konopion, der dergleichen Dienste für Geld that, den Körper des Phocions über Eleusis hinaus, und holte aus dem

Hause einer megarischen Frau Feuer, um ihn zu verbrennen. Die megarische Frau blieb mit ihren Mägden bey der Verbrennung zugegen, errichtete dem Phocion ein Grabmal, opferte dabey, und trug die Gebeine desselben des Nachts in ihrem Schooße in ihr Haus, wo sie sie bey dem Opferheerde mit diesen Worten vergrub: Dir, geliebter Heerd, vertraue ich den Rest eines rechtschaffnen Mannes, du wirst ihn für das väterliche Begräbniß wieder hergeben, wenn die Athenienser werden klüger werden.

Und kurze Zeit darauf lernten die Athenienser durch ihre üble Umstände einsehen, was für einen Vorsteher und Wächter der Klugheit und Gerechtigkeit sie an dem Phocion verloren hatten. Sie liessen seine Statüe von Erzt aufrichten, und begruben seine Gebeine auf öffentliche Kosten. Den einen von seinen Anklägern, Agnonides, verdammten sie durch allgemeine Stimmensammlung zum Tode, und liessen ihn hinrichten. Den Epicurus und Demophilus, welche aus der Stadt entliefen, fand des Phocions Sohn auf, und rächte an ihnen seines Vaters Tod. Es soll aber dieser Sohn des Phocions ein unnützer Mensch gewesen seyn. Er verliebte sich in eine Magd, die ein Hurenwirth unterhielt, und befand sich eben von ungefähr einmal im Lyceum, da Theodorus, der Atheist, den Satz vortrug, wenn es nichts schändliches sey, einen Freund aus der Sklaverey loszukaufen, so könne es ebenfalls nichts schändliches seyn, eine Freundin loszukaufen, denn was von dem einen gelte, das gelte auch von der andern. Diesen Satz wandte Phocus auf seine Lei-

denschaft an, hielt ihn für ganz richtig, und kaufte die Magd los.

Uebrigens brachte das Verfahren gegen den Phocion bey den Griechen die Erinnerung an das Schicksal des Sokrates wieder zurück, da sowohl die Beschuldigungen dieser beyden Männer, als die darauf erfolgten Unglücksfälle der Stadt Athen viel ähnliches mit einander hatten.

Artaxerxes.

Artaxerxes, der erste dieses Namens unter den persischen Königen, und der sie alle durch seinen leutseligen und großmüthigen Charakter übertraf, bekam den Zunamen des Langhändigen, weil seine rechte Hand länger war als die linke. Er war des Xerxes Sohn. Artaxerxes der zweyte, dessen Leben wir gegenwärtig beschreiben wollen, führte den Zunamen Mnemon, und war des erstern Tochtersohn. Darius hatte mit der Parysatis vier Prinzen erzeugt, den Artaxerxes, Cyrus, Ostanes und Oxathres. Cyrus hatte seinen Namen nach dem alten Cyrus bekommen, und dieser war von der Sonne her so genannt worden, denn die Perser sollen die Sonne Cyrus nennen. Artaxerxes führte erstlich den Namen Arsikas, obgleich Dinon sagt, er habe Oartes geheissen. Denn Ktesias wird doch wahrscheinlich den Namen seines Königs gewußt haben, bey welchem, und dessen Gemahlin, Mutter und Kindern, er

Leibarzt war, ob er gleich sonst seine Geschichtbücher mit einer Menge von unglaublichen und abgeschmackten Mährchen angefüllt hat.

Cyrus zeigte von Jugend auf einen hitzigen und heftigen Charakter, Artaxerxes hingegen war in allen Dingen immer viel sanfter und gelassener. Er vermählte sich auf Befehl seiner Aeltern mit einer schönen und vortreflichen Perserin, und erhielt sie sich, da seine Aeltern sie von ihm verstossen wollten. Der König hatte ihren Bruder umbringen lassen, und wollte auch sie hinrichten: aber Arsikas fiel seiner Mutter zu Füssen, und bewegte sie endlich mit vielen Bitten und Thränen, daß seine Gemahlin beym Leben, und bey ihm gelassen wurde.

Seine Mutter aber liebte den Cyrus ganz besonders, und suchte ihm sogar zum königlichen Throne zu verhelfen. Sie ließ ihn deswegen, sobald der Vater gefährlich krank wurde, von der Seeküste an den Hof kommen, und Cyrus hatte wirklich grosse Hoffnung, durch Hülfe seiner Mutter, zum Nachfolger in der Regierung ernannt zu werden. Denn Parysatis gebrauchte eben den scheinbaren Vorwand, den Xerxes vormals, auf Anrathen des Demaratus, gebraucht hatte, daß nemlich Darius den Arsikas noch als Prinz, den Cyrus aber als König gezeugt hätte. Allein ihr Vorhaben schlug ihr fehl; der älteste Prinz wurde unter dem Namen Artaxerxes zum Könige ernannt, und Cyrus wurde Statthalter von Lydien und General der Seeküste.

Kurz nach dem Tode des Darius begab sich der neue König nach Pasargada, um dort von den persischen Priestern die gewöhnliche Einweihung zu empfan-

pfangen. Es steht da ein Tempel der Kriegsgöttin, die der Minerva ähnlich zu seyn scheint. In diesen Tempel muß sich der König, der eingeweiht werden soll, begeben, seinen eigenen Rock, den er an hat, ausziehen, und denjenigen anlegen, den der alte Cyrus trug, ehe er König von Persien wurde, einige trockene Feigen essen, Terpentinblätter verschlucken, einen Becher saurer Milch trinken, und man weiß nicht, ob er nicht noch einige andere unbekannte Ceremonien verrichten muß. Artaxerxes war eben im Begrif, diese Einweihung zu halten, als Tissaphernes sich zu ihm verfügte, und einen Priester mit sich brachte, welcher beym Cyrus in dessen Jugend Hofmeister gewesen war, und ihn in den magischen Wissenschaften unterrichtet hatte, und der mehr als irgend ein anderer Perser darüber mißvergnügt seyn mußte, daß Cyrus nicht König geworden war. Eben diese Umstände machten, daß er desto mehr Glauben fand, da er den Cyrus anklagte, daß er dem Könige in diesem Tempel nach dem Leben trachtete, und wenn der König sein Kleid würde ausgezogen haben, würde er ihn überfallen und umbringen. Nach einigen Nachrichten wurde Cyrus sogleich auf diese Aussage in Verhaft genommen, nach andern aber kam Cyrus wirklich in den Tempel, und versteckte sich, und wurde von dem erwähnten Priester verrathen. Er sollte darauf hingerichtet werden, allein seine Mutter umschlang ihn mit ihren Armen, umwickelte ihn mit ihren Haarzöpfen, hielt seinen Hals fest an den ihrigen, und errettete ihm endlich noch mit vielen Thränen und Bitten das Leben. Er wurde darauf wieder in sei-

ne Statthalterschaft an der Seeküste abgeschickt, aber er war mit dieser Stelle nicht zufrieden, erinnerte sich nicht seiner Loslassung *), sondern nur seiner Gefangenschaft, und trachtete, voll Rachsucht, nunmehr noch weit heftiger als vorher, nach dem königlichen Throne.

Einige geben als den Grund seiner Empörung wider den König an, daß dasjenige, was ihm der König zu seinem Unterhalte bestimmt hätte, nicht zureichend gewesen wäre. Allein dieß Vorgeben ist abgeschmackt, denn wenn er auch sonst gar nichts gehabt hätte, so konnte er von seiner Mutter, die ihm nichts abschlug, alles, was er nur brauchte und wollte, bekommen, und die grosse Anzahl von Miethssoldaten, die er, wie Xenophon meldet, durch seine Freunde und Bekannten allenthalben unterhielt, beweist hinlänglich, wie reich seine Einkünfte müssen gewesen seyn. Er ließ diese Soldaten nicht in Haufen beysammen stehen, weil er seine Kriegsrüstung verbergen wollte, sondern sie allenthalben unter vielerley Vorwande unterhalten. Seine Mutter, die sich beym Könige gegenwärtig befand, benahm ihm allen Verdacht, und Cyrus selbst schrieb immer schmeichelhafte Briefe an den König, worinnen er ihn entweder um etwas bat, oder sich über den Tissaphernes beschwerte, mit welchem er in beständiger Eifersucht und Streitigkeit lebte. Der König war auch von Natur etwas träge, welches die meisten für Sanftmuth hielten. Im Anfange

*) διήσεως anstatt δεήσεως, nach der höchst wahrscheinlichen Leseart der Engländischen Editoren, Bryan und Moses du Soul.

schien er gänzlich den gütigen Charakter des Artaxerxes, dessen Namen er führte, nachahmen zu wollen. Er ertheilte jedermann freundliches Gehör, und ehrte und belohnte die Verdienste auf eine vorzügliche Art. Er suchte, wenn er strafte, das Schimpfliche dabey wegzulassen, und freute sich über die ihm dargebrachten Geschenke eben so sehr, als diejenigen, die sie ihn brachten, oder die selbst welche bekamen. Wenn er etwas schenkte, so geschah es mit Freundlichkeit und einem fröhlichen Wesen, und wenn ihm etwas geschenkt wurde, so war nichts so gering, was er nicht mit vieler Güte hätte aufnehmen sollen. Da ihm einstmals ein gewisser Mann, Namens Omisus, eine ungemein grosse Zitrone zum Geschenke brachte, sagte er: „Bey der Sonne, dieser Mann sollte eine kleine Stadt, die man ihm anvertrauete, bald angesehen und groß machen.“

Als ihm auf einer Reise einer dieß, der andere jenes zum Geschenke brachte, und ein gemeiner Mann, der bloß von seiner Handarbeit lebte, und nichts sogleich finden konnte, was er dem Könige hätte darreichen können, an den Fluß hinlief, mit beyden Händen Wasser schöpfte, und es ihm überbrachte, freuete er sich so sehr, daß er ihm eine goldene Schaale nebst tausend Darikern überschickte. Dem Lacedämonier Euklidas, welcher sich mit übermüthiger Freyheit gegen ihn ausgedrückt hatte, ließ er durch einen Obersten zur Antwort sagen: Du kannst gegen den König sagen, was du willst, aber der König kann nicht allein sagen, sondern auch thun, was er will.

Tiribaz zeigte ihm einstmals auf der Jagd sei-

nen zerrissenen Rock. Der König antwortete: Was ist dabey zu thun? — Zieh du einen andern Rock an, sagte Tiribaz, und gieb mir deinen. Der König that es, sagte aber dabey: Ich schenke dir zwar hier diesen Rock, ich verbiete dir ihn aber zu tragen. Tiribaz aber, der zwar kein boshafter, aber ein leichtsinniger und unbesonnener Mann war, achtete auf das Verbot nicht, sondern zog den königlichen Rock sogleich an, und schmückte sich zugleich mit dem ihm vom Könige geschenkten goldnen Schmucke, den nur Frauenzimmer zu tragen pflegten. Jedermann bezeigte darüber seinen Unwillen, der König aber lachte und sagte: Ich erlaube dir den goldenen Schmuck zu tragen, als einem Weibe, und meinen Rock, als einem Narren. Es pflegte, dem persischen Ceremoniel gemäß, sonst niemand an die königliche Tafel gezogen zu werden, als die Mutter und die Gemahlin des Königs: jene saß über, und diese unter dem Könige, Artaxerxes aber zog auch seine beyden jüngern Brüder, Ostanes und Oxathres, an seine Tafel. Seine Gemahlin Statira gab auch den Persern einen ungemein angenehmen Anblick, da sie sich immer in einer Sänfte ohne Vorhänge tragen ließ, und allen Perserinen erlaubte, sie zu grüssen, und sich ihr zu nähern, wodurch sie sich allgemein beliebt machte.

Inzwischen fiengen schon einige unruhige und empörerische Köpfe an, auf den Gedanken zu gerathen, daß die Umstände einen Mann von so erhabenen und kriegerischen Geiste, und von solcher Ergebenheit gegen seine Freunde, wie Cyrus wäre, erforderten, und daß die Größe des persischen Reichs

eines Königs nöthig hätte, welcher Herzhaftigkeit und Ehrgeiz besäße. Cyrus wurde durch dergleichen Gesinnungen in den obern Provinzen eben so sehr, wie durch die in seiner Statthalterschaft gereizt, gegen seinen Bruder, den König, Krieg anzufangen. Er bat die Lacedämonier schriftlich um ihren Beystand, und ihm Hülfstruppen zu schicken, und versprach dabey, dem Fußvolke Pferde, den Reutern Wagen, denen, die schon Güter besäßen, Dörfer, und denen, die Dörfer hätten, Städte zu schenken; er wolle auch den Soldaten ihren Sold nicht zuzählen, sondern zumessen. Er rühmte vielfältig seine Vorzüge, er habe ein edleres Herz als sein Bruder, besitze mehr Kenntnisse, sey besser in den magischen Künsten unterrichtet, könne mehr Wein trinken und vertragen, sein Bruder, der König, sey so feigherzig und weichlich, daß er sich auf der Jagd niemals auf einem Pferde, und im Kriege niemals auf einem Wagen sehen ließe.

Die Lacedämonier schickten dem Klearch einen geheimen Befehl zu, den Cyrus in allem, was er verlangen würde, Beystand zu leisten. Cyrus zog darauf gegen den König zu Felde. Er hatte ein starkes persisches Heer bey sich, und beynahe auf dreyzehntausend Mann griechische Hülfstruppen. Er brachte einen Vorwand nach dem andern vor, warum er diesen Krieg unternommen habe.

Sein Vorhaben blieb nicht lange verborgen. Tissaphernes kam zum Könige, und überbrachte ihm selbst davon Nachricht. Die königliche Residenz gerieth in Bestürzung und Unruhe. Der Paryfatis, des Königs und des Cyrus Mutter, wurde die mei-

ste Schuld des Krieges zugeschrieben, und alle ihre Freunde kamen mit in Verdacht und Beschuldigung. Besonders setzte Statira, welche bey diesem Kriege voller Angst und Furcht war, der Paryſatis sehr zu. Wo sind nun, sagte sie, deine vorigen Versicherungen? was haben nun deine Fürbitten, mit welchen du dem Cyrus, da er seinem Bruder nach dem Leben getrachtet hatte, errettetest, für Erfolg gehabt, da du uns in diesen Krieg, und so grosses Unglück verwickelst? — Von dieser Zeit an faßte Paryſatis auf die Statira einen bittern Haß, und ihre rachsüchtige und unversöhnliche Grausamkeit trieb sie gleich so weit, daß sie beschloß, die Statira ums Leben zu bringen. Dinon erzehlt, daß sie ihren Vorsatz noch währendem Kriege ausgeführt: Kteſias aber sagt, daß es erst nachher geschehen sey, und da er, als ein Augenzeuge von diesen Begebenheiten, die Zeit doch genau hat wissen können, und keinen Grund gehabt hat, warum er eine falsche Zeit hätte angeben sollen, ob er gleich sonst viele Umstände in seiner Geschichte verfälscht, und eine Menge von Fabeln und wunderbaren Erzehlungen eingemischt hat, so will ich diese Begebenheit nachher bey demjenigen Zeitpunkte erzehlen, in welche sie Kteſias gesetzt hat.

Cyrus bekam auf seinem Marsche von verschiedenen Orten Nachrichten, daß der König den Entschluß gefaßt hätte, sich nicht sogleich in eine Schlacht einzulassen, noch ihm sogleich entgegen zu rücken, sondern in Persien so lange stehen zu bleiben, bis seine Heere von allen Orten her zu ihm gestossen wären. Es hatte Artaxerxes deswegen auch einen Graben aufführen lassen, der zehn Ellen breit und

eben so tief war, *) und durch eine Ebene von vierhundert Stadien weit gieng, und auch diese Verschanzung ließ er den Cyrus übersteigen, welcher nun ganz nahe gegen Babylon anrückte. Tiribaz aber wagte es, wie man erzehlt, zuerst die Meynung zu äusern, daß der König nicht eine Schlacht vermeiden, noch Meden, Babylonien, Susa dem Feinde preis geben, noch sich nach Persien ziehn müsse, da er dem Feinde weit überlegen wäre, und viele tausend Satrapen und Officiere hätte, die den Cyrus an Klugheit und Tapferkeit übertrafen. Der König faßte auf diese Vorstellungen den Entschluß, sobald als möglich eine Schlacht zu liefern.

Er erschien mit seiner vortreflich gerüsteten Armee von neunmalhunderttausend Mann den Feinden, die ihn verachtet hatten, und eben in Unordnung und unbewafnet auf dem Marsche begriffen waren, so plötzlich und unvermuthet im Gesichte, daß sie in Bestürzung und Verwirrung geriethen, und Cyrus bey dem entsetzlichen Tumulte und Geschreye kaum im Stande war, sie in Ordnung zu stellen. Er rückte nachher mit einer solchen ruhigen und gesetzten Ordnung an, daß sich die Griechen darüber verwunderten, welche vermuthet hatten, daß die Feinde bey ihrer ungeheuren Menge mit einem verwirrten Geschrey und tumultuarischer Unordnung und zer-

*) Xenophon erzehlt, (pag. 155. ed. Leunclav.) daß dieser Graben fünf Ellen breit, und drey Ellen tief gewesen, welches auch viel wahrscheinlicher ist, als Plutarchs Angabe, von welchen Xenophon auch in vielen andern Dingen abgeht.

streut den Angrif thun würden. Er hatte auch sehr geschickt seine stärksten Streitwagen den Griechen gegen über vor sein Fußvolk gestellt, in Absicht durch ihr reissendes Durchrennen die Glieder zu trennen, ehe es zum Handgemenge käme.

Es haben viele Schriftsteller diese Schlacht beschrieben, aber besonders hat Xenophon sie so lebhaft beschrieben, daß er sie dem Leser gleichsam vor Augen stellt, und sie so geschildert, als wenn sie nicht schon längst geschehen wäre, sondern eben noch gehalten würde, durch welche mahlerische Beschreibung er die Phantasie so zu erwecken weiß, daß es ist, als wenn man sich selbst bey der Schlacht gegenwärtig befände. Es wäre daher thöricht, wenn ich hier davon mehr als noch einige merkwürdige Umstände erzehlen wollte, welche Xenophon übergangen hat.

Der Ort, wo die Schlacht vorfiel, heißt Kunaxa, und liegt fünfhundert Stadien von Babylon. Klearch ermahnte vor der Schlacht den Cyrus, daß er sich hinter die Macedonier *) stellen, und nicht der Gefahr aussetzen sollte, aber Cyrus antwortete ihm: Was sagst du, Klearch? Du willst, daß ich, indem ich eben nach dem Throne ringe, mich des Thrones unwürdig mache.

Cyrus begieng einen grossen Fehler, daß er sich ganz unvorsichtig in die größte Gefahr begab, aber Klearch begieng einen eben so grossen, wo nicht

*) Es soll ohnstreitig wohl hier Lacedämonier heissen, da niemand von Macedoniern, die bey dieser Schlacht zugegen gewesen, etwas erwähnt.

noch grössern, daß er die griechischen Truppen nicht dem Könige entgegen stellen wollte, sondern sich mit dem rechen Flügel an den Fluß zog, um nicht überflügelt zu werden. Denn wenn er bloß in allem auf Sicherheit sehen wollte, und nur darauf bedacht war, daß er keinen Schaden litte, so hätte er am besten gethan, wenn er gar zu Hause geblieben wäre. Aber viele tausend Stadien vom Meere her mit einer Armee herauf zu ziehen, ohne durch einen andern Grund dazu bewogen zu werden, als daß er den Cyrus auf den königlichen Thron setzte, und dann in der entscheidenden Schlacht sich einen Platz auszusuchen, wo er seinen Feldherrn, der ihn besoldete, nicht retten konnte: sondern sich nur so stellte, daß er für seine Person sicher und ohne Gefahr fechten konnte, das schien einen Mann anzuzeigen, der aus Furcht vor der gegenwärtigen Gefahr die Gedanken an das, worauf alles ankam, verlor, und den Endzweck des ganzen Feldzugs vernachläßigte. Und der Ausgang der Schlacht bewies deutlich genug, daß die Truppen, die bey dem Könige standen, den Angrif der Griechen nicht würden ausgehalten haben, und wenn sie über den Haufen geworfen wären, und der König wäre entweder geflohen oder geblieben, so hätte nichts mehr dem Cyrus den Sieg und den Thron rauben können. Man muß daher bey dem Unglücke des Cyrus mehr der Furchtsamkeit des Klearchs als der Kühnheit des Cyrus selbst die Schuld beymessen. Denn wenn der König selbst hätte einen Platz aussuchen sollen, wo er die Griechen hinstellte, um den wenigsten Schaden von ihnen zu leiden, so hätte er keinen andern,

als eben den, wo Klearch stand, wählen können, der von ihm am weitesten entfernt war, und wo er nicht einmal merkte, daß seine Truppen besiegt wurden, so daß Cyrus eher umkam, als Klearch den auf seiner Seite erhaltenen Sieg im geringsten nutzen konnte. Cyrus verstand seinen Vortheil besser, und wollte den Klearch in den Mittelpunkt des Treffens stellen, aber dieser versicherte, er wolle schon dafür sorgen, daß alles gut gehen sollte, und verdarb dadurch alles.

Die Griechen schlugen auf ihren Flügel die Perser gänzlich, und verfolgten sie eine weite Strecke. Cyrus aber, der ein stolzes und wildes Pferd ritt, welches den Namen Pasaka führte, stieß, wie Ktesias erzehlt, auf den Artagerses, den General der Kadusier. Dieser schrie ihm zu: O du ungerechter und unsinnigster der Menschen, der du den Namen Cyrus, den schönsten persischen Namen, so beschimpfst, und die feindseligen Griechen einen so üblen Weg führst, die Güter der Perser zu plündern, und deinen Herrn und Bruder tödten willst, der viele tausend Sklaven hat, die besser sind als du, du sollst es gleich erfahren, wie es dir geht, und eher deinen Kopf verlieren, als des Königs Angesicht sehen. Mit diesen Worten schoß Artagerses einen Pfeil nach den Cyrus. Der starke Panzer hielt zwar den Pfeil so auf, daß Cyrus keine Wunde bekam, aber er wurde doch von der Gewalt des Schlages heftig erschüttert. Er schoß aber selbst gleich wieder auf den Artagerses, da dieser sein Pferd umwandt, und traf ihn durch den Hals. Daß Artagerses vom Cyrus getödtet worden, erzehlen alle Geschichtschreiber ein-

stimmig, aber die Art und Weise, wie Cyrus selbst umgekommen, erzehlt Xenophon nur ganz kurz und ohne bemerkte Umstände, weil er selbst an dem Orte nicht gegenwärtig gewesen ist, daher hindert uns hier nichts, davon zuerst des Dinon, und dann des Ktesias Nachricht anzuführen.

Dinons Erzehlung lautet folgendermassen. Als Artagerses gefallen war, jagte Cyrus mit aller Gewalt unter die Truppen, die vor dem Könige standen, und verwundete des Königs Pferd, so daß er herabfiel. Tiribaz aber hob ihn auf, und setzte ihn geschwind wieder auf ein ander Pferd, mit diesen Worten: O König, vergiß den heutigen Tag nicht, er ist es werth, daß du dich stets daran erinnerst. Cyrus sprengte darauf wieder gegen den Artaxerxes an. Bey wiederholtem dritten Anfalle gerieth der König endlich in Hitze, sagte zu den Umstehenden: Es ist besser, daß ich nicht mehr lebe, und ritt auf den Cyrus los, der blindlings in die ihm entgegen fliegenden Pfeile rannte, die der König selbst und die um ihn herum waren abschossen. Er fiel, wie einige melden, von des Königs Pfeile, nach andern aber, von dem Pfeile eines Kariers getroffen, welchen der König nachher, zur Belohnung dieser That, das Vorrecht ertheilte, daß er mit einem goldnen Hahne auf seiner Lanze beständig in den Feldzügen sich an die Spitze der Armee stellen durfte, und die Karier werden überhaupt von den Persern, wegen der Federbüsche, womit sie ihre Helme zu zieren pflegen, Hähne genannt.

Des Ktesias weitläuftige Erzehlung, die ich nur ins Kurze fassen will, lautet auf folgende Art. Cy-

rus ritt, sobald er den Artagerses getödtet hatte, auf den König selbst los, und dieser ihm entgegen, ohne daß einer von beyden ein Wort sagte. Ein Freund des Cyrus, Ariäus, schoß zuerst nach dem Könige, verwundete ihn aber nicht. Der König stieß darauf mit der Lanze nach den Cyrus, traf ihn aber nicht, sondern den Tissaphernes, einen getreuen und tapfern Freund des Cyrus, und tödtete ihn. Darauf warf Cyrus einen Wurfspieß, und traf den König durch den Panzer zwey Finger tief in die Brust. Der König fiel vom Pferde, und die um ihn herum waren, kamen in Verwirrung und ergriffen die Flucht. Aber der König richtete sich wieder auf, und nahm mit den wenigen, die bey ihm geblieben waren, unter denen sich auch Ktesias befand, einen Hügel ein, wo er ganz ruhig blieb. Cyrus aber wurde von seinem wilden Pferde, daß sich nicht mehr halten ließ, mitten unter die Feinde gerissen, da es schon anfieng dunkel zu werden, und von den Feinden nicht erkannt, von seinen Freunden aber allenthalben gesucht. Er war auf seinen Sieg so stolz, und so voller Muth und Kühnheit, daß er währendem Jagen immer schrie: Macht Platz, ihr nichtswürdigen Leute! Er schrie diese Worte auf persisch vielfältig, und viele wichen ihm aus, und fielen vor ihm als König nieder. Inzwischen fiel ihm seine Tiare vom Kopfe, und ein junger Perser, Namens Mithridates, kam herbeygelaufen, und traf ihn, ohne zu wissen, wer es war, mit dem Wurfspiesse in die Schläfe nahe beym Auge. Cyrus verlor so viel Blut aus dieser Wunde, daß er schwindlicht wurde, und ohnmächtig niederfiel. Das Pferd riß aus, und rennte herum, der

Knecht des Mithridates aber hob den herabgefallenen blutigen Sattel auf. Einige wenige Verschnittene, die sich noch beym Cyrus befanden, versuchten ihn wieder auf ein frisches Pferd zu bringen, und zu retten, da er aber dazu nicht vermögend war, und selbst gehen wollte, faßten sie ihn unter die Arme, und führten ihn. Er konnte vor Schwäche seinen Kopf nicht mehr halten, und wankte hin und her, blieb aber immer in der Meynung, daß er gesiegt hätte, und hörte auch, daß viele Flüchtige ihn König nannten, und um Verschonung ihres Lebens baten. Inzwischen kamen von ungefähr einige schlechte armselige Kaunier, die in dem Trosse der königlichen Armee zu den niedrigsten Diensten gebraucht wurden unter die Begleiter des Cyrus, als Freunde. Sie wurden aber kaum die rothen Oberkleider über den Panzern gewahr, als sie sahen, daß sie sich unter Feinden befanden, weil alle Soldaten in des Königs Armee weisse Oberkleider trugen. Einer von diesen Leuten wagte es, von hinten zu auf den Cyrus mit einem Wurfspiesse zu schiessen, ohne ihn zu kennen. Er traf den Cyrus in die Sehne an der Kniekehle, und zerschoß sie, worauf Cyrus sogleich niederfiel, und mit der verwundeten Schläfe auf einen Stein stieß, und starb. — So erzehlt Ktesias die Umstände, der den Cyrus gleichsam mit einem stumpfen Dolche nach und nach tödtet.

Cyrus war schon todt, als Artasyras, des Königs Auge, *) von ungefähr an den Ort hingeritten kam, und wie er die Verschnittenen so heulen

*) So hiessen in Persien, auf eine sehr schickliche Art, des Königs geheimen Räthe.

sahe, fragte er denjenigen, dem er am meisten traute: Bey wem sitzest du hier, Pariska, und wen beweinst du so? Der Verschnittene antwortete: Siehst du nicht, daß hier Cyrus todt liegt? Artasyras erstaunte, tröstete den Verschnittenen, und befahl ihm, auf den todten Körper Achtung zu geben, eilte aber selbst zum Artaxerxes, der schon alles verloren gab, und vor Schmerz an seiner Wunde, und vor Durst sich sehr übel befand. Er brachte ihm die frohe Nachricht, daß er selbst den Cyrus todt gesehn. Artaxerxes wollte anfänglich an den Ort selbst hingehen, und befahl dem Artasyras, ihn dahin zu führen, weil sich aber das Gerücht verbreitete, daß die Griechen allenthalben siegten, und die Flüchtigen verfolgten, so änderte er bey dem allgemeinen Schrecken seinen Vorsatz, und schickte dreyßig Mann mit Fackeln an den Ort hin, wo Cyrus lag.

Er kam aber beynahe selbst vor Heftigkeit vom Durste um, daher der verschnittene Satibarzanes allenthalben herumlief, und Wasser suchte, denn in der dasigen Gegend war kein Wasser, und das Lager war weit entfernt. Satibarzanes traf einen von den oberwähnten armseligen Kauniern an, welcher in einem elenden Schlauche ohngefähr acht Nöffel verdorbenes und stinkendes Wasser hatte, er nahm es sogleich und trugs zum Könige. Wie es der König getrunken hatte, fragte er ihn, ob der Trunk nicht recht elend sey? Artaxerxes aber versicherte bey den Göttern, daß ihm niemals Wein, oder das beste und reinste Wasser besser geschmeckt habe. Und wenn ich, setzte er hinzu, den Menschen nicht ausfündig machen kann, der dir das Wasser gab,

und ihn selbst belohnen kann, so wünsche ich daß die Götter ihn dafür zum glücklichen und reichen Manne machen mögen.

Inzwischen kamen die abgeschickten dreyßig Mann mit lebhafter Freude zurück, und bestätigten die frohe Nachricht von des Cyrus Tode. Es sammelten sich auch wieder eine so grosse Menge Truppen um den König herum, daß er den Muth faßte, sich wieder von dem Hügel herunter, unter Begleitung von vielen Fackeln, zu begeben. Als er zu dem todten Cyrus hinkam, und ihm, dem persischen Gesetze gemäß, die rechte Hand und der Kopf abgehauen war, befahl er, ihm dem Kopf zu bringen. Er faßte ihn bey seinen langen dicken Haaren an, und zeigte ihn den Truppen, die noch muthlos hin und her flohen. Sie erstaunten, und fielen vor dem Könige nieder. Darauf kamen in kurzer Zeit wieder siebzigtausend Mann um ihn herum zusammen, mit welchen er ins Lager rückte.

Nach dem Ktesias hat sich die Anzahl der königlichen Truppen bey dieser Schlacht auf viermalhunderttausend Mann belaufen. Dinon und Xenophon aber geben eine weit grössere Menge an. Ktesias erzehlt, daß die Anzahl der Gebliebenen, nach der dem Könige vorgelegten Todtenliste, neuntausend Mann gewesen sey, daß er aber glaube, es wären zum wenigsten über zwanzigtausend Mann geblieben. Dieser Umstand ist also zweifelhaft. Allein das ist eine offenbare Unwahrheit des Ktesias, daß er sagt, er sey nebst dem Zazynthier Phayllus und einigen andern an die Griechen abgeschickt worden. Denn Xenophon, der wohl wußte, daß Ktesias sich an dem königlichen Hofe aufhielt, auch seiner er-

wähnt, und seine Geschichtsbücher ganz gewiß vor Augen gehabt hat, würde seinen Namen nicht mit Stillschweigen übergangen haben, da er sogar den Zazynthier namentlich angiebt, wenn er bey einem so wichtigen Geschäfte Gesandter gewesen wäre. Aber Ktesias ist auf eine übertriebene Art ehrgeizig, und dabey ein Freund der Lacedämonier und des Klearchs, daher er sich immer selbst in seiner Geschichte wichtige Stellen giebt, und darinnen vieles zum Ruhme des Klearchs und der Lacedämonier anführt.

Der König schickte, nach dem Siege, dem Sohne des Artagerses, den Cyrus getödtet hatte, grosse und prächtige Geschenke: er ertheilte auch dem Ktesias und andern schöne Belohnungen. Den Kaunier, der ihm den Schlauch mit dem Wasser gegeben hatte, machte er auch ausfindig, und machte ihn aus einen armen geringen zu einem geehrten reichen Manne. Er bewies auch bey der Bestrafung der Verbrechen grosse Mäßigung. Einen gewissen Meder, Namens Arbaces, welcher währender Schlacht zum Cyrus übergegangen, und nach des Cyrus Tode wieder zur königlichen Armee zurück gekommen war, schrieb er keine Verrätherey noch Bosheit, sondern Furchtsamkeit und Feigherzigkeit zu, und er mußte zur Strafe eine nackte Hure auf den Rücken und um den Hals nehmen, und sie so einen ganzen Tag auf dem Markte herumtragen. Einen andern, der ebenfalls zu den Feinden übergegangen war, und noch dazu log, daß er zwey Feinde getödtet hätte, ließ er die Zunge mit drey Nadeln durchstechen.

Er wollte gern, daß jedermann glauben und sagen sollte, er habe selbst den Cyrus getödtet. Er

ließ

ließ deswegen dem Mithridates, der den Cyrus die erste Wunde beygebracht hatte, viele Geschenke mit dem Beyfügen überreichen: Diese Ehrengeschenke übersendet dir der König, weil du den Sattel des Cyrus gefunden und ihm überbracht hast. Dem Karier, *) welcher den Cyrus an der Kniekehle verwundet hatte, daß er gefallen war, und der sich eine Belohnung dafür ausbat, ließ er bey Uebersendung der Geschenke diese Worte sagen: Diese Ehrengeschenke übersendet dir der König, weil du der zweyte bist, der ihm die fröhliche Nachricht von dem Tode des Cyrus überbracht hat, denn der erste war Artasyras, und du kamst nach ihm, und meldetest den Tod des Cyrus. Mithridates begab sich still und mißvergnügt hinweg, der arme Karier aber ließ sich aus Unbesonnenheit von der so gewöhnlichen Eitelkeit hinreissen. Sein gegenwärtiges Glück hatte ihn so verblendet, daß er nach Dingen strebte, die über ihn erhaben waren. Er wollte die dargebrachten Geschenke nicht als eine Belohnung seiner fröhlichen Nachricht erkennen, sondern schrie und betheuerte mit Unwillen, daß niemand anders als er den Cyrus getödtet habe, und man ihm unrechtmäßiger Weise diese Ehre raubte. Der König wurde darüber sehr erbittert, und befahl, dem Menschen den Kopf abzuschlagen. Die Mutter des Königs aber, die eben zugegen war, sagte: König, willst du diesen Bösewicht mit einer so leichten Strafe davon kommen lassen. Ueberlaß es mir, ihn so zu bestrafen,

*) Plutarch hat sich hier im Namen versehn; es soll Kaunier anstatt Karier heissen, wie aus der kurz vorherge angenen Erzehlung erhellet.

wie es die Verwegenheit seines Vergehens verdient. Der König erlaubte es ihr, und Parysatis ließ den unglücklichen Menschen durch die Henker zehn Tage lang martern, ihm hernach die Augen ausstechen, und geschmolzenes Bley in die Ohren giessen, bis er starb.

Kurze Zeit drauf kam auch Mithridates durch seine Unbesonnenheit auf eine elende Art um. Er wurde zu einem Gastmahle gebeten, wobey sich auch des Königs und der königlichen Mutter Verschnittene befanden. Er erschien dabey in dem prächtigen Kleide, und dem goldenen Schmucke, den er vom Könige geschenkt bekommen hatte. Wie es zum Trinken kam, sagte der Verschnittene der Parysatis, der bey ihr am meisten galt, zu ihm: „Was ist das für ein schönes Kleid, Mithridates, das dir der König geschenkt hat, und was für schöne Armbänder und Halskette, der Säbel hier ist auch gewiß viel werth. Der König hat dich zu einem sehr glücklichen Manne gemacht, auf den alle Menschen ihre Augen richten.“ Mithridates, der schon zu viel getrunken hatte, sagte darauf: „Was will das sagen, Sparamixes, ich habe in jener grossen Schlacht dem Könige solche Dienste geleistet, die wohl noch grösserer und schönerer Geschenke werth wären.“ Sparamixes lächelte. — Ich beneide dich nicht, Mithridates, sagte er, aber, weil man doch, nach dem griechischen Sprüchworte, beym Weine die Wahrheit sagt, was ist denn das für ein grosses Verdienst, daß du den abgefallenen Sattel gefunden, und dem Könige gebracht hast?“ Der Verschnittene sagte das nicht aus Unwissenheit der Sache, sondern er wollte dadurch

gern die Leichtsinnigkeit des Mithridates dahin bringen, daß er in Gegenwart der ganzen Gesellschaft die Sache entdeckte, und Mithridates, den der Wein schon sehr schwatzhaft und unvorsichtig gemacht hatte, hielt sich auch nicht länger zurück, und sagte: „Sprecht, was ihr wollet, vom Sattel und solchen Kleinigkeiten, ich sage euch hier unverhohlen, durch diese Hand ist Cyrus getödtet. Ich habe nicht, wie Artagerses, vergeblich nach dem Cyrus geschossen, und er ist auch an dieser Wunde gestorben.“ Die andern Anwesenden sahen sogleich das bevorstehende Ende und Unglück des Mithridates vorher, und schlugen ihre Augen betrübt nieder, der Wirth aber sagte: „Laß uns doch jetzt essen und trinken, Mithridates, und des Königs guten Schutzgeist anbeten, solche Reden aber, die über uns erhaben sind, nicht führen.“

Der Verschnittene der Parysatis hinterbrachte ihr sogleich die Reden des Mithridates, und diese dem Könige, welcher darüber, weil ihm Mithridates gleichsam die Unwahrheit vorgeworfen hatte, sehr erbittert wurde. Er glaubte dadurch den schönsten und angenehmsten Ruhm des Sieges zu verlieren, denn er wollte, daß alle Perser und Griechen glauben sollten, er habe bey dem persönlichen Angriff des Cyrus auf ihn, da beyde auf einander zu Pferd losgiengen, zwar eine Wunde bekommen, aber selbst den Cyrus getödtet. Er gab daher Befehl, daß Mithridates in dem Troge sollte hingerichtet werden.

Mit dieser Art von Todesstrafe hatte es folgende Beschaffenheit. Es wurden zwey Tröge, die gerade auf einander paßten, genommen, und in den

einen der Verurtheilte auf den Rücken gelegt, der andre Trog aber genau darauf gedeckt, so daß der Kopf, die Hände und die Füsse ausserhalb den Trögen frey blieben, der übrige Körper aber zugedeckt war. Darauf gab man dem Missethäter zu essen, und zwang ihn dazu, wenn er nicht wollte, und stach ihn in die Augen, und wenn er gegessen hatte, goß man ihm Honig und Milch in den Mund und übers ganze Gesicht. Hierauf kehrte man sein Gesicht gegen die Sonne, da denn eine Menge Fliegen sich auf sein Gesicht setzten, und es über und über bedeckten. Inzwischen wuchsen auch aus dem inwendigen Kothe, der durch die genossenen Speisen nothwendig erfolgte, eine Menge Würmer und Maden hervor, welche den inwendigen Theil des Körpers aufrassen. Wenn der Mensch gestorben war, nahm man den obern Trog weg, da man denn sahe, daß sein Fleisch abgefressen war, und die Würmer an den Eingeweiden nagten. Auf solche Art wurde Mithridates siebzehn Tage lang gemartert, bis er starb.

Nun war für die Rache der Paryfatis nur noch einer übrig, der Verschnittene des Königs Mesabatas, der dem Cyrus die Hand und den Kopf abgehauen hatte. Da er aber selbst keine Gelegenheit gab, an ihn zu kommen, ersann Paryfatis folgende List. Sie war eine sehr kluge Frau, und verstand auch das Brettspiel sehr gut, daher sie vor dem Kriege öfters mit dem Könige spielte. Als sie sich nach dem Kriege wieder mit dem Könige ausgesöhnt hatte, nahm sie an allen seinen Ergötzlichkeiten Theil, scherzte und spielte öfters mit ihm, war ihm auch bey seinen Liebesangelegenheiten behülflich, und

fast immer um ihn herum, so daß sie die Statira den König nur selten und kurze Zeit genießen ließ, weil sie sie ohnehin äusserst haßte, und gern selbst beym Könige das meiste gelten wollte. Wie sie einstmals sahe, daß der König keine Beschäftigung und Langeweile hatte, ergrif sie die Gelegenheit, und schlug ihm vor, mit ihr um tausend Dariker zu spielen. Sie ließ den König gewinnen, und bezahlte ihm das Geld, stellte sich aber darüber unzufrieden und mißvergnügt an, und verlangte, der König sollte noch einmal mit ihr, und zwar um einen Verschnittenen spielen. Der König nahm die Parthie an. Beyde machten mit einander aus, daß jeder die fünf getreuesten von seinen Verschnittenen ausnehmen sollte, von den andern aber sollte der, der verlieren würde, dem gewinnenden die freye Wahl lassen. Sie spielten darauf mit einander, und Parysatis gab genau Achtung aufs Spiel, und die Würfel fielen ihr auch so glücklich, daß sie das Spiel gewann. Sie las sich darauf den Mesabates aus, denn der war nicht unter den fünfen, die der König ausgenommen hatte. Ehe noch der König deswegen einen Verdacht schöpfen konnte, übergab sie den Mesabates darauf sogleich den Henkern, und befahl, ihn lebendig zu schinden, den Körper ausgespannt an drey Kreuze zu nageln, und die Haut besonders auf Pfähle zu stecken. Der König, der die Sache erfuhr, wie sie schon geschehen war, nahm es sehr übel, und wurde wider seine Mutter sehr aufgebracht, sie antwortete ihm aber mit Lachen: Was du für ein artiger und seltsamer Mann bist, du bist wegen eines alten unnützen Verschnittenen böse, und

ich habe tausend Dariker an dich verloren, und bin doch zufrieden. Der König schwieg, und bereuete es, daß er sich so hatte hintergehen lassen. Statira aber, die über alle dergleichen Dinge der Parysatis offenbar ihr Mißvergnügen zu erkennen gab, bezeigte auch besonders darüber ihren Unwillen, daß sie die getreuesten Diener des Königs, des Cyrus wegen, auf eine so grausame und ungerechte Art hinrichten ließ.

Tissaphernes betrog nach der Schlacht den Klearch und die andern griechischen Feldherren, nahm sie, wider sein eidlich gegebenes Versprechen, gefangen, und schickte sie in Ketten und Banden an den König. Unter diesen Umständen wurde Ktesias, wie er selbst erzehlt, vom Klearch gebeten, ihm einen Kamm zu verschaffen, und der ihm dadurch geleistete Dienst gefiel ihm so sehr, daß er dem Ktesias dafür seinen Siegelring schenkte, auf welchem ein karyaditischer Tanz geschnitten war, welchen Ktesias, wenn er einmal nach Lacedämon käme, als einen Beweis der Freundschaft, bey den Freunden und Verwandten des Klearchs brauchen sollte. Ktesias erzehlt weiter, die andern Soldaten im Gefängnisse hätten von dem dem Klearch zugeschickten Essen immer das meiste verzehrt, und ihm nur sehr wenig davon gelassen, er, Ktesias, habe auch diesem Uebel abgeholfen, und es durch die Gunst und Verwendung der Parysatis dahin gebracht, daß dem Klearch mehr, und den Soldaten ihre Portionen besonders, zugeschickt worden wären. Weil dem Klearch täglich mit zu seiner Kost wäre ein Schinken gesandt worden, so habe er ihn, den Ktesias gebeten, einen

kleinen Dolch heimlich in den Schinken zu stecken, damit er das Schicksal seines Todes nicht der Grausamkeit des Königs überlassen dürfte, allein Ktesias habe aus Furcht dieses nicht thun wollen. Der König habe der Paryfatis, auf ihre Fürbitte, mit einem Eyde versprochen, daß er den Klearch nicht wolle tödten lassen, auf Zureden der Statira aber hätte er nachher doch alle Gefangene, bis auf den einzigen Menon, hinrichten lassen. Von der Zeit habe Paryfatis der Statira nach dem Leben getrachtet, und dazu selbst Gift zubereitet. Es ist aber dieses ein sehr unwahrscheinlicher und ungereimter Grund, wenn man die Gefahr betrachtet, welcher sich Paryfatis aussetzte, da sie ein so grosses Verbrechen unternahm, die eigne Gemahlin des Königs, und Mutter der zum Throne bestimmten Prinzen, umzubringen. Es ist vielmehr deutlich, daß Ktesias diesen Umstand, um dem Andenken des Klearchs noch mehr Ruhm zu erwerben, hinzu gedichtet habe. Denn er erzehlt auch, zum übertriebenen Ruhme des Klearchs, daß die Körper der andern hingerichteten Generale von den Hunden und Vögeln wären verzehrt worden, über den Körper des Klearchs aber habe ein entstandener Sturmwind einen solchen Haufen Erde geworfen, daß er ganz bedeckt geworden wäre, und einige an diesem Platze einzeln stehende Palmbäume wären in kurzer Zeit zu einem Walde herangewachsen, der den ganzen Platz umschattet hätte: dem Könige hätte es deswegen auch sehr gereut, daß er den Klearch, einen von den Göttern so geliebten Mann, hatte hinrichten lassen.

Paryſatis, die ſchon längſt mit Haß und Eiferſucht gegen die Statira erfüllt war, ſahe mit Verdruß, daß ſie beym Könige nur aus Scheu und Achtung Anſehn hatte. Statira hingegen Liebe und Zutrauen, und eine darauf feſtgegründete Gewalt beym Könige beſaß. Sie faßte daher den Entſchluß, wegen ihres wichtigſten Glückes, wie ſie meynte, das äußerſte zu wagen. Sie hatte eine getreue Dienerin, Namens Gigis, welche, nach dem Dinon, ihr das Gift zubereiten half, nach dem Kteſias aber, nur wider ihren Willen, darum wußte. Dieſer nennt auch den Mann, der ihr das Gift gab, Belitaras, Dinon hingegen Melantas. Beyde Königinnen hatten nunmehr, nach ihrer vorigen Eiferſucht und Mißhelligkeit, wieder angefangen, zu einander zu kommen, und mit einander zu ſpeiſen, doch furchten ſie ſich ſo ſehr vor einander, daß jede nur von dem aß, wovon die andre auch mit aß. Es giebt in Perſien einen kleinen Vogel, der Rhyntaces heißt, und der nichts unreines bey ſich hat, ſondern inwendig in den Eingeweiden lauter Fett hat, daher man auch glaubt, daß er ſich bloß vom Winde und Thau nähre. Dieſen nun zerſchnitt Paryſatis, wie Kteſias erzehlt, mit einem Meſſer, deſſen eine Seite vergiftet war, und gab die auf ſolche Art vergiftete eine Hälfte des Vogels der Statira, die andere reine und unvergiftete Hälfte aß ſie ſelbſt. Dinon ſagt, daß nicht Paryſatis, ſondern Melantas den Vogel mit dem vergifteten Meſſer durchſchnitten, und die vergiftete Hälfte der Statira vorgelegt habe. Statira ſtarb gleich darauf unter vielen Schmerzen und Krämpfen, merkte ſelbſt die Urſache ihres Todes, und brachte

auch dem Könige Verdacht wider seine Mutter bey, deren unversöhnliche und viehische Gesinnung er kannte. Er ließ deswegen sogleich eine Untersuchung darüber anstellen, die Bedienten und Tafelaufwärter seiner Mutter in Verhaft nehmen und auf die Folter legen. Die Gigis aber behielt Parysatis eine lange Zeit bey sich, und lieferte sie, auf Verlangen des Königs, nicht aus. Als sie aber nachher einmal die Königin bat, bey Nachtzeit nach Hause gehn zu dürfen, erfuhr es der König sogleich, ließ sie durch auflauernde Soldaten greifen und hinrichten. Nach den persischen Gesetzen werden die Giftmischer auf folgende Art getödtet. Ihr Kopf wird auf einen breiten Stein gelegt, und darauf mit einem andern Steine so lange geschlagen, bis das Gesichte und der Kopf ganz zermalmt ist. Auf diese Art wurde Gigis hingerichtet. Der Parysatis sagte und that Artaxerxes nichts weiter, als daß er sie nach Babylon, wie sie selbst wollte, ziehen ließ, und dabey sagte, er würde Babylon nicht sehen, so lange sie lebte. — Dieß waren die Vorfälle, die in dem königlichen Pallaste vorgiengen.

In Absicht der Staatsangelegenheiten bemühte sich Artaxerxes eben so sehr die Griechen, welche dem Cyrus in seinem Feldzuge Beystand geleistet hatten, in seine Gewalt zu bekommen, als er bemüht gewesen war, den Cyrus zu besiegen, und sich auf dem Throne zu behaupten. Er erreichte seinen Endzweck aber nicht. Die Griechen zogen sich, nachdem sie den Cyrus und ihre Generale verloren hatten, fast aus der königlichen Residenz, sicher zurück, und zeigten dadurch, wie die Macht der Perser und

ihres Königs größtentheils nur in der Menge von Gold und Pracht und Weibern beſtünde, übrigens aber bloſſe Prahlerey und Ueppigkeit wäre. Ganz Griechenland bekam auch dadurch neuen Muth, und Verachtung gegen die Perſer. Die Lacedämonier hielten es ſogar für ſchimpflich, die aſiatiſchen Colonien der Griechen in der perſiſchen Dienſtbarkeit und Bedrückung zu laſſen.

Sie hatten den Thimbro und darauf den Derkyllidas gegen die Perſer zu Felde geſchickt, ohne daß ſie etwas wichtiges ausgerichtet hatten. Sie trugen daher ihrem Könige Ageſilaus die Führung dieſes Krieges auf. Dieſer bezeigte ſich gleich nach ſeiner Ankunft in Aſien ſehr thätig, und erwarb ſich groſſen Ruhm. Er ſchlug den Tiſſaphernes, er bewegte die Städte zum Abfalle. Unter dieſen Umſtänden aber merkte Artaxerxes, auf welche Art er den Krieg am beſten führen könnte. Er ſchickte den Hermokrates, einen Rhodier, mit vielem Gelde nach Griechenland, wodurch er diejenigen, die in den griechiſchen Städten am meiſten vermochten, beſtechen, und einen griechiſchen Krieg gegen die Lacedämonier erregen ſollte. Hermokrates richtete ſeine Aufträge gut aus, und die mächtigſten Städte Griechenlands ergriffen die Waffen, und brachten den Peloponnes in Furcht und Schrecken. Die Regierung zu Lacedämon mußte daher den Ageſilaus aus Aſien wieder zurückkommen laſſen, welcher bey ſeinem Abzuge zu ſeinen Freunden ſagte, daß er von dem perſiſchen Könige mit dreyßigtauſend Bogenſchützen aus Aſien getrieben würde, weil auf den perſiſchen Münzen ein Bogenſchütze geprägt war.

Artaxerxes vertrieb auch die Lacedämonier durch den Athenienser Konon, und seinen Generalen Pharnabaz, vom Meere. Konon hielt sich, nach der verlornen Seeschlacht, bey Aegospotamos, in Cypern auf, nicht sowohl seiner Sicherheit wegen, als vielmehr um eine Revolution, wie die Schifer Ebbe und Fluth auf dem Meere, abzuwarten. Weil er einsahe, daß zu den Anschlägen seiner Klugheit eine grosse Macht, und zu der grossen Macht des persischen Königs ein kluger Mann erfodert würde, so schickte er einen schriftlichen Aufsatz von seinen entworfenen Anschlägen an den König. Er befahl demjenigen, durch den er das Schreiben übersandte, daß er es, wo möglich, durch den Zeno aus Kreta, einen Tänzer, oder den Polykritus, einen Arzt, oder wenn diese nicht da wären, durch Ktesias, den Leibarzt, sollte übergeben lassen. Ktesias, der das Schreiben übernahm, soll zu den Vorschlägen des Konons selbst noch den Punkt hineingesetzt haben, daß der König ihm, dem Konon, doch den Ktesias, als einen ihm bey den Seedienſten brauchbaren Mann, schicken möchte. Ktesias aber selbst erzehlt, daß der König ihm von freyen Stücken dieses Geschäft aufgetragen habe.

Der bey Knidus durch den Konon und Pharnabaz erhaltene Sieg entriß den Lacedämoniern die Herrschaft zur See, und wandte ganz Griechenland so sehr auf die Seite des Königs, daß derselbe den Griechen die Bedingungen des so berühmten Antalcidischen Friedens vorschreiben konnte. Antalcidas, ein Spartaner, des Leo Sohn, ein eifriger Freund des Königs von Persien, schloß diesen Frieden unter

den Bedingungen, daß alle griechischen Städte in Asien, und die Inseln dabey von den Lacedämoniern dem persischen Könige als unterwürfig und zinsbar überlassen wurden, wenn man anders den Namen des Friedens solchen Bedingungen geben kann, die eine Beschimpfung und Verrätherey Griechenlands waren, und die auch für ganz Ueberwundene nach dem unglücklichsten Kriege nicht hätten unrühmlicher seyn können.

Daher bezeigte auch Artaxerxes, der sonst die Spartaner verabscheute, und sie, nach dem Dinon, für die unverschämtesten unter allen Menschen hielt, dem Antalcidas, wie er nach Persien kam, die größte Gewogenheit. Er nahm sogar einstmals einen von den Blumenkränzen auf der königlichen Tafel, tauchte ihn in die kostbarsten Salben, und schickte ihn dem Antalcidas, über welche Ehrenbezeugung sich jedermann verwunderte. Und eine solche stolze Ueppigkeit, und dergleichen Kranz schickte sich auch gar wohl für den Mann, der in Persien über den Leonidas und Kallikratidas spottete. *) — Agesilaus antwortete zwar demjenigen, der zu ihm sagte: Wehe Griechenland, wenn die Lacedämonier persisch werden! — Nicht doch, sondern die Perser werden vielmehr lacedämonisch werden. Allein der Witz dieses Ausdrucks nahm der Sache die Schande nicht weg, und die Lacedämonier verloren nachher durch die Niederlage bey Leuctra ihre bisher behauptete Oberherr-

*) ἐξορχησάμενος, nach der Leseart verschiedener Handschriften, dafür in den gemeinen Ausgaben ὀρχησάμενος steht. S. die Anmerkung des Moses du Soul bey dieser Stelle.

schaft. Der Ruhm von Sparta war aber schon vorher durch den antalcidischen Frieden verloren gegangen.

So lange Sparta noch das Uebergewicht in Griechenland behauptete, nannte Artaxerxes den Antalcidas seinen Gast und Freund, und bezeigte sich auch so gegen ihn. Als die Lacedämonier aber bey Leuctra geschlagen waren, und in so schlechte und dürftige Umstände geriethen, daß sie den Agesilaus nach Egypten schickten, und Antalcidas wieder zum Artaxerxes kam, um Geldunterstützung für die Lacedämonier zu suchen, so begegnete ihm Artaxerxes so verächtlich, und achtete so wenig auf seine Vorstellungen, daß Antalcidas aus Verdruß über den Spott seiner Feinde, und aus Furcht vor den Ephoren zu Sparta sich auf seiner Rückreise zu Tode hungerte.

Es kam auch der Thebaner Ismenias, und Pelopidas, der Sieger bey Leuctra, nach Persien zum Artaxerxes. Beyde aber begiengen keine Niederträchtigkeit in ihrer Aufführung. Ismenias ließ sogar, da er vor dem Könige niederfallen sollte, seinen Ring fallen, und bückte sich, um ihn aufzuheben, wodurch er nur den Schein gab, als wenn er den König, nach persischem Gebrauche, anbetete.

Dem Athenienser Timagoras aber, von welchem Artaxerxes durch seinen Schreiber Beluris, einen geheimen Brief erhielt, welcher ihm sehr angenehm war, überschickte er tausend Dariker, und ließ ihm auch, weil er wegen Kränklichkeit eine Milchkur brauchen mußte, achtzig melkende Kühe nachtreiben, er schickte ihm auch ein persisches Bette nebst Decken, und einigen Bettebedienten, als wenn die Griechen

die Betten zu machen nicht verstünden, und Sänftenträger, die ihn, wegen seiner Unpäßlichkeit, vom Meere her bis an die königliche Residenz tragen mußten. Er wurde auch bey seiner Ankunft so herrlich bewirthet, daß der Bruder des Königs Ostanes zu ihm sagte: Timagoras, vergiß diese Bewirthung nicht, denn man erzeigt dir nicht wegen Kleinigkeiten solche kostbare Höflichkeiten. Dieß war aber mehr ein Vorwurf der Verrätherey, als eine Erinnerung der königlichen Gnade. Timagoras wurde auch von den Athenienfern, weil er sich hatte bestechen lassen, zum Tode verurtheilt.

Für alle die Uebel, mit welchen Artaxerxes die Griechen überhäufte, machte er ihnen das einzige Vergnügen, daß er ihren ärgsten und unversöhnlichsten Feind, den Tissaphernes, hinrichten ließ. Die Ursache seines Todes waren die Anklagen, die Parysatis beym Könige wider ihn angebracht hatte. Denn der König behielt seinen Unwillen gegen seine Mutter nicht lange, sondern söhnte sich mit ihr aus, und ließ sie wieder an den Hof kommen, da er wohl einsahe, daß sie einen grossen, und zu Regierungsgeschäften sehr geschickten Verstand besaß. Auch waren nun alle Ursachen weg, um welcher willen sie dem Könige hätte können verdächtig werden, oder Verdruß machen.

Parysatis bezeigte sich auch von dieser Zeit an dem Könige in allem gefällig, und da sie ihm in nichts, was er thun wollte, zuwider war, gelangte sie bey ihm zum größten Ansehn, und konnte alles ausrichten. Sie merkte, daß er in eine seiner Töchter, Atossa, äusserst verliebt war, und seine uner-

laubte Leidenschaft, besonders ihrentwegen, zu verbergen und zu unterdrücken suchte, ob er gleich, nach einigen Nachrichten, schon mit dieser Prinzeßin einen geheimen Umgang pflog. Parysatis muthmaßte kaum diese Leidenschaft, als sie sogleich anfieng, gegen die Atossa weit mehr Freundschaft als vorher zu bezeigen, und gegen den Artaxerxes ihre Schönheit und ihren erhabenen, eines Thrones würdigen Charakter zu rühmen. Endlich gab sie dem Könige selbst den Rath, diese Prinzeßin zu heyrathen, und zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu erklären, und sich um die Meynungen und Gesetze der Griechen nicht zu bekümmern, da er selbst von Gott den Persern zum Gesetze und zum entscheidenden Richter, was erlaubt oder nicht erlaubt sey, gesetzt wäre. Einige, und besonders Heraklides, der Kumäer, erzehlen, daß Artaxerxes nicht allein diese seine Tochter, sondern auch die andre, Amestris, geheyrathet habe, von welcher ich nachher noch erwähnen werde. Die Atossa liebte er als seine Gemahlin so sehr, daß auch durch den Aussatz, den sie am ganzen Leibe bekam, seine Neigung nicht im geringsten vermindert wurde. Er that vielmehr ihrentwegen der Göttin Juno das Gelübde, daß er diese Göttin allein anbeten wollte, und warf sich vor ihrer Statüe auf die Erde nieder. Seine Satrapen und Freunde schickten auch auf seinen Befehl dieser Göttin so viele herrliche Geschenke, daß der Weg vom königlichen Schlosse bis an den Tempel, der sechzehn Stadien lang war, mit Gold, Silber, purpurnen Decken und Pferden *) immer angefüllt war.

*) Anstatt ἵππων schlägt Dacier die Leseart λίθων,

Artaxerxes ließ darauf gegen die Egyptier durch den Pharnabaz und Iphikrates Krieg führen, war aber in diesem Kriege, wegen der Uneinigkeit der beyden Generale, nicht glücklich. — Gegen die Kadusier zog er selbst mit einem Heere von dreymal hunderttausend Mann zu Fusse, und zehntausend Mann zu Pferde zu Felde. Er kam in ein rauhes, neblichtes, und an allem Getreide und Früchten leeres Land, wo die kriegrischen wilden Einwohner bloß von den von selbst wachsenden wilden Birnen, Aepfeln und dergleichen Früchten lebten. Er gerieth mit seinen Truppen unversehens in Gefahr und Mangel. Es waren keine Lebensmittel zu bekommen, und auch keine Zufuhre möglich. Man schlachtete und aß die Lastthiere, und endlich konnte man kaum einen Eselskopf um sechzig Drachmen bekommen. Es war sogar für die königliche Tafel nichts mehr zu schaffen, und bey der ganzen Armee waren nur noch wenige Pferde übrig, und die andern alle aufgezehrt.

Hier errettete Tiribaz, ein Mann, der wegen seines Wohlverhaltens öfters auf dem Gipfel der Ehre stand, und öfters wieder wegen seiner übereilten Vergehungen gestürzt wurde, und der damals eben sich in schlechtem Ansehn und in Verachtung befand,

Edelsteine, vor, weil sich Pferde zu Gold, Silber und den angeführten Kostbarkeiten nicht schickten, auch der Juno keine Pferde wären geopfert worden. — Allein konnten die Menge der herrlichen Opfergaben nicht auf kostbar geschmückten Pferden dahin geschaft werden? So ist es wahrscheinlich nach dem ganzen Zusammenhange dieser Stelle gewesen, und des Dacier Leseart und Anmerkung fällt weg.

fand, den König und das Heer. Die Kadusier hatten zwey Könige, deren jeder in einem besondern Lager stand. Tiribaz entdeckte dem Artaxerxes selbst den Anschlag, den er gefaßt hatte, und gieng darauf zu einem von den beyden Königen, zu dem andern schickte er heimlich seinen Sohn. Beyde betrogen beyde Könige, denn jeder, sowohl der Vater als der Sohn, sagte zu dem Könige, zu dem er kam, daß der andre mit dem Artaxerxes in Unterhandlung getreten sey, um einen besondern Frieden für sich zu schliessen; wenn er nun auf seinen Vortheil bedacht seyn wolle, so möchte er sehen, daß er jenem zuvor käme, und er selbst wolle ihm dazu gern behülflich seyn. Auf diese Art liessen sich beyde Könige bereden, und warfen einen wechselseitigen Verdacht auf einander: der eine fertigte mit dem Tiribaz, der andere mit dem Sohne des Tiribaz, eine Gesandtschaft an den Artaxerxes ab. Weil sich die Ausführung der Sache etwas verzog, wurde Tiribaz darüber beym Artaxerxes in Verdacht gebracht und verleumdet, so daß es dem Könige schon gereuete, dem Tiribaz getraut zu haben, und er seinen Feinden ofnes Gehör gab. Allein Tiribaz und sein Sohn kamen endlich, jeder mit besondern Gesandten, an, und darauf wurde mit beyden Königen der Kadusier Friede geschlossen.

Tiribaz kam durch diesen glücklich ausgeführten Streich wieder in grosses Ansehen, und zog mit glänzendem Ruhme mit dem Könige zurück. Er bewies dadurch, daß nicht jede Feigherzigkeit und Weichlichkeit von der Ueppigkeit und Schwelgerey erzeugt wird, wie viele glauben, sondern daß sie oft von einem

bösen und unedlen Charakter, der schlechten Meynungen und Gesinnungen folgt, herrühre.

Alles Gold, und alle prächtige Kleider, und kostbarer Schmuck, den der König an sich trug, und der auf zwölftausend Talente Werth geschätzt wurde, hatte ihn nicht abgehalten, einerley Beschwerlichkeiten und Mühe mit den gemeinen Soldaten zu übernehmen. Er gieng mit umgehangenen Köcher, und das Schild in der Hand, auf den steilsten und beschwerlichsten Wegen seinen Truppen voran, und ließ sein Pferd zurück, durch welchen Muth und Herzhaftigkeit er auch den Eifer seiner Soldaten sehr erleichterte und ermunterte, und täglich einen Weg von zweyhundert und mehr Stadien zurück legte.

Als man auf dem Marsche bey grosser Kälte an ein königliches Lustschloß gekommen war, wobey sich ein herrlicher Lustgarten befand, und in der ganzen Gegend da herum weder Bäume noch Gebüsche zu finden waren, so erlaubte Artaxerxes seinen Truppen, Holz aus dem Lustgarten zu holen, die Bäume darinnen umzuhauen, und weder Tannen noch Cypressen zu schonen. Weil aber die Soldaten dennoch Bedenken trugen, sich an diesen schönen grossen Garten zu machen, so nahm Artaxerxes selbst zuerst eine Axt, und hieb den schönsten und größten Baum um; worauf die Soldaten sich auch Holz abhaueten, und davon sich Feuer machten, bey denen sie die Nacht recht bequem zubrachten.

Artaxerxes hatte auf diesem Feldzuge viele vortrefliche Leute eingebüßt, und fast alle Pferde. Er glaubte, man verachtete und verspottete ihn wegen dieses so übel mißlungenen Krieges, und warf des-

wegen auf die Vornehmsten an seinem Hofe Argwohn. Er ließ viele aus Unwillen, mehrere noch aus blosser Furcht, hinrichten. Denn die Furcht ist die blutdürstigste Leidenschaft der Tyrannen, da hingegen das Zutrauen Gnade, Milde und Sicherheit erweckt. Aus gleichem Grunde sind auch die unbändigen wilden Thiere scheu und furchtsam, die edlern zahmen aber haben mehr Zutrauen, und lassen sich leichter anrühren.

Wie Artaxerxes zum hohen Alter gelangte, merkte er, daß seine Söhne wegen der Nachfolge auf dem Throne eifersüchtig auf einander wurden, und sich unter den Hohen am Hofe Parthey zu machen suchten. Die vernünftigsten verlangten, daß er dem Darius, dem ältesten, die Nachfolge auf dem Throne als ein Vorrecht der Erstgeburt, so wie er es selbst erhalten hatte, bestimmen möchte. Allein der jüngere Prinz Ochus, ein hitziger unternehmender Kopf, hatte auch eine starke Parthey am Hofe, und hoffte seinen Endzweck besonders beym Vater durch die Atossa zu erlangen, welcher er schmeichelte, und Hoffnung gab, daß er sie, nach des Vaters Tode, heirathen, und zur mitregierenden Königin machen wollte. Es gieng auch das Gerücht, daß er noch, bey Lebzeiten des Vaters, mit ihr einen verbotenen Umgang führte, welches aber Artaxerxes nicht wußte. Dieser wollte vielmehr auf einmal dem Ochus alle Hoffnung zur Thronfolge benehmen, damit er nicht dem verwegenen Cyrus nachahmen und Unruhen und Kriege im Reiche anstiften möchte. Er ernannte also den Darius zu seinem Nachfolger auf dem Thro-

ne, welcher funfzig Jahr alt war, *) und gestattete ihm den geraden königlichen Hut zu tragen.

Es ist in Persien der Gebrauch, daß ein neuernannter Thronfolger sich von dem Könige, der ihn dazu ernannt hat, etwas ausbitten kann, welches ihm, wenns möglich ist, nicht abgeschlagen werden darf. Dem zufolge bat sich Darius die Aspasia aus, welche vormals Cyrus aufs zärtlichste geliebt hatte, und die damals eine von den Concubinen des Königs war.

Diese Aspasia war von Geburt eine Jonierin, aus Phocäa, von freyen Aeltern geboren, und sehr wohl erzogen. Sie wurde dem Cyrus bey der Tafel mit andern Frauenzimmern zugeführt, und da sich die andern alle an die Tafel setzten, und die Scherze und Galanterien des Cyrus mit Freundlichkeit aufnahmen, blieb sie stillschweigend stehen, und trat auch nicht näher, da sie Cyrus rief. Seine Kammerdiener wollten sie ihm näher bringen, sie sagte aber zu ihnen: Dem soll es übel gehen, der Hand an mich legt. Man hielt sie deswegen für ein Mädchen ohne Erziehung, und von bäurischer Lebensart. Cyrus aber freuete sich darüber, lachte, und sagte zu dem, der ihm die Frauenzimmer gebracht hatte: Siehst du wohl, daß dieß die einzige Freygeborne

*) Einige Handschriften haben anstatt πεντηκοσόν, funfzig Jahr alt, πεμπτόν καὶ εἰκοσόν, fünf und zwanzig Jahr alt, welches Dacier besonders deswegen billigt, weil Darius vom Plutarch weiter hin νεανίσκος, Jüngling, genannt wird. Allein der älteste Sohn eines neunzigjährigen Königs von Persien kann wohl funfzig Jahr alt gewesen seyn.

und Keusche ist, die du mir gebracht hast? Von dem Augenblicke an gewann sie Cyrus ungemein lieb, hatte unter allen seinen Concubinen gegen sie die größte Zärtlichkeit, und pflegte sie die Weise zu nennen. Bey der Schlacht, in welcher Cyrus blieb, wurde sie bey Eroberung des Lagers gefangen genommen.

Es war dem Artaxerxes sehr empfindlich, daß Darius sich diese Aspasia ausbat. Denn die Barbaren sind in ihrer Liebe sehr eifersüchtig, und wer sich nur einer Concubine des Königs nähert und sie berührt, oder auch nur unterweges ihr so nahe kommt, daß er mit dem Wagen bey ihr vorbey fährt, hat das Leben verwirkt. Darius hatte ausser der Atossa, die er aus heftiger Liebe auf eine gesetzwidrige Art zu seiner Gemahlin gemacht hatte, noch dreyhundert und sechzig Concubinen von mannichfaltiger Schönheit. Wie Darius sich die Aspasia von ihm ausbat, sagte er zu ihm: Sie ist eine Freygeborne, und wenn sie dich haben will, so kannst du sie nehmen, wider ihren Willen aber darfst du sie nicht zwingen. Aspasia wurde herbey gerufen, und erwählte, wider alle Erwartung des Königs, den Darius. Der König gab sie ihm auch, weil es der gesetzmäßige Gebrauch nothwendig machte, aber kurze Zeit darauf nahm er sie ihm wieder, und machte sie zur Priesterin der Diana in Ecbatana, welche die Perser Anitis nennen, wo sie ihre übrige Lebenszeit in heiliger Keuschheit zubringen sollte.

Er glaubte auf diese Weise an seinen Prinzen eine gemäßigte und gewissermassen scherzhafte Rache genommen zu haben. Aber Darius wurde darüber

sehr empfindlich, weil er entweder die Aspasia sehr heftig liebte, oder sich von seinem Vater für beschimpft und verspottet hielt. Tiribaz wurde kaum diese Empfindlichkeit des Prinzen gewahr, als er ihn noch mehr erbitterte, weil er in diesem Schicksale sein eigenes wieder zu finden glaubte. Es hatte nämlich vormals Artaxerxes von seinen vielen Prinzeßinen dem Pharnabaz die Apama, dem Orontes die Rhodogune, und dem Tiribaz die Amestris versprochen. Den andern hielt er Wort, dem Tiribaz aber nicht, denn er heirathete selbst die Amestris. Er verlobte aber an deren statt die jüngste Prinzeßin Atossa mit dem Tiribaz: da er aber hernach sich auch in diese selbst wieder verliebte, und sich mit ihr vermählte, so wurde Tiribaz gegen ihn ungemein aufgebracht, der sonst keine standhafte Gesinnungen in seinem Charakter hatte, sondern sich ungleich und ausschweifend war. Daher er auch weder sein Glück, wenn er in höchsten Gnaden stand, noch den Wechsel, wenn er zuweilen in Ungnade fiel, zu ertragen wußte, sondern in seinem glücklichen Zustande sich immer unerträglich und stolz, und wenn er gedemüthigt wurde, nicht still und gelassen, sondern trotzig und ungestüm betrug.

Er flammte den Zorn des jungen Darius immer noch mehr an, und sagte zu ihm: „Was hilft die Krone demjenigen, der sich nicht sucht auf dem Throne zu befestigen? Und du müßtest thöricht seyn, wenn du glauben wolltest, daß dir die Nachfolge in der Regierung so ganz sicher sey, da dein Bruder durch das Frauenzimmer sich die Nachfolge zu erwerben strebt, und dein Vater einen so wunderlichen

und unbeständigen Charakter hat. Derjenige, der eines griechischen Weibes wegen das unverbrüchlichste Gesetz der Perser übertreten hat, wird auch nicht leicht bey den wichtigsten Versprechungen Treu und Glauben halten. Und es ist auch nicht für den Ochus so wichtig, die Nachfolge in der Regierung zu erhalten, als für dich, ihrer beraubt zu werden. Denn den Ochus hindert nichts, auch als Privatmann ein glückliches Leben zu führen, du aber mußt, da du einmal zum Könige ernannt bist, auch König werden, oder du kannst nicht leben bleiben."

Es gieng hier wie Sophokles sagt: Die Ueberredung zum Bösen geht ihren Weg schnell. Der Weg zu dem, was man wünscht, wird immer leicht und eben; und die meisten Menschen wollen deswegen das Böse, weil sie das Gute nicht kennen. Hier aber gab der grosse Endzweck der königlichen Herrschaft und die Furcht des Darius vor dem Ochus dem Tiribaz Anlaß genug zur Ueberredung, die Göttin Venus war auch mit dabey im Spiele, wegen der Entreissung der Aspasia.

Darius überließ sich gänzlich dem Tiribaz, und die Anzahl der Verschwornen war schon ziemlich groß, als ein Verschnittener dem Könige die Verrätherey und ihre ganze Beschaffenheit entdeckte. Er wußte genau, daß die Verschwornen beschlossen hatten, des Nachts den König in seinem Schlafzimmer zu überfallen und umzubringen. Artaxerxes, wie er die Sache erfuhr, hielt es für gefährlich, die Angabe eines so entsetzlichen Anschlags für bloße Verleumdung zu halten, und für noch gefährlicher, ohne einem sichern Beweise der Angabe zu trauen. Er

machte es daher auf diese Art. Er befahl dem Verschnittenen, den Verräthern überall zu folgen, und alle ihre Schritte zu beobachten, und ließ inzwischen in die Wand hinter seinem Bette eine Thür machen, und diese Thüre mit einer Tapete bedecken. Wie die bestimmte Stunde kam, die der Verschnittene ihm angegeben hatte, blieb er ruhig auf seinem Bette, und stand auch nicht eher auf, bis die Verschwornen ihm ganz nahe gekommen waren, so daß er sie alle genau erkannte. Wie sie aber ihre Dolche zogen, und auf ihn zu traten, nahm er geschwind die Tapete weg, sprang durch die verborgene Thüre in ein ander Zimmer, und verriegelte es, wobey er ein grosses Geschrey erhob. Die Mörder, die von ihm erkannt worden waren, entflohen sogleich zu den Thüren heraus, und riefen dem Tiribaz besonders zu, sich zu retten, weil sie wären entdeckt worden. Die andern entkamen auch noch mit der Flucht; Tiribaz aber wurde von den königlichen Trabanten ergriffen, er wehrte sich aber so stark, daß er viele von ihnen tödtete, und schon in der Entfernung von einem Wurfspiesse noch getroffen wurde, daß er todt niederfiel.

Der König ließ den Darius mit seinen Kindern gefangen nehmen, und setzte ein königliches Gericht über ihn nieder, wobey er aber selbst nicht zugegen war, sondern ihn durch andere anklagen ließ, und den Gerichtsdienern befahl, das Urtheil eines jeglichen Richters ihm schriftlich zu überbringen.

Die königlichen Richter verdammten alle einstimmig den Darius zum Tode, und die Gerichtsdiener führten ihn darauf in das nächste Gefängniß

ab. Es wurde sogleich der Nachrichter gerufen, der mit demjenigen Messer, mit welchem er den Verurtheilten den Kopf abzuschneiden pflegt, ins Gefängniß gieng, bey dem Anblicke des Darius aber so sehr erschrack, daß er zurück wich, und wieder zur Thüre heraus wollte, weil er unmöglich seine Hand an den König legen könnte. Die Richter aber, die draussen vor der Thüre standen, droheten ihm so sehr, daß er wieder umkehrte, den Darius mit der einen Hand bey den Haaren faßte, zur Erde niederwarf, und ihm mit dem Messer den Hals abschnitt.

Einige melden, daß der König bey dem Gerichte selbst zugegen gewesen, und Darius habe, wie er von seinem Verbrechen überführt geworden wäre, vor dem Könige einen Fußfall gethan, und um Gnade gebeten, der König sey aber vor Zorn aufgestanden, habe seinen Säbel gezogen, und damit so lange auf den Darius gehauen, bis er todt gewesen sey. Darauf sey er in sein Schloß zurück gekehrt, habe die Sonne angebetet, und zu den Anwesenden gesagt: Geht nunmehr freudig nach Hause, ihr Perser, und erzehlt, daß der grosse Oromazes diejenigen, die ein abscheuliches Verbrechen vor hatten, gestraft hat. — Einen solchen Ausgang nahm die Verrätherey gegen den Artaxerxes.

Ochus machte sich zwar, besonders wegen der Versprechungen der Atossa, die größte Hoffnung zum Throne, er fürchte sich aber doch noch vor dem noch übrigen ächten Prinzen Ariaspes, und dem natürlichen Sohn des Königs, Arsames. Denn die Perser verlangten den Ariaspes zu ihrem Könige, nicht weil er älter als Ochus, sondern von einem sanften,

ofnen und menschenfreundlichen Charakter war. Arsames hingegen war ein Prinz von grossem Verstande, und wurde besonders vom Artaxerxes sehr geliebt, welches dem Ochus nicht unbekannt war. Dieser trachtete daher beyden nach dem Leben, und da er zugleich listig und grausam war, brauchte er seine Grausamkeit gegen den Arsames, und seine List und Bosheit gegen den Ariaspes. Er schickte beständig Verschnittene und Freunde des Königs zum Ariaspes, welche ihm allerhand Drohworte und fürchterliche Reden des Königs hinterbringen mußten, als wenn sein Vater beschlossen hätte, ihn auf eine grausame und schimpfliche Art umbringen zu lassen. Durch diese ihm täglich zugebrachte heimliche Nachrichten, bey welchen sie ihm versicherten, daß sein Unglück ihm nahe bevor stände, und der König im Begriffe wäre, seinen Vorsatz auszuführen, brachten sie dem Prinzen ein solches Schrecken, und eine solche Angst und Furcht bey, daß er aus verzweifelndem Unmuthe endlich sich selbst Gift zubereitete, und sich vergab. Der König, der die Art seines Todes erfuhr, argwohnte wohl den Grund davon, und beweinte das Schicksal seines Sohns, aber sein hohes Alter hinderte ihn, eine genaue Untersuchung darüber anstellen zu lassen.

Er warf nunmehr auf den Arsames eine desto stärkere Liebe, und würdigte ihn offenbar des größten, uneingeschränkten Vertrauens. Ochus verschob daher seinen Anschlag gegen den Arsames nicht länger, sondern ließ ihn durch den dazu bestellten Sohn des Tiribaz, Harpates, umbringen.

Artaxerxes war wegen seines hohen Alters schon

dem Tode sehr nahe, und da noch der Schmerz über den Tod des Arsames hinzu kam, überlebte er ihn nicht lange mehr, und starb bald darauf vor Gram und Betrübniß. Er war vier und neunzig Jahr alt geworden, und hatte zwey und sechzig Jahr regiert. Er hinterließ den Ruhm, daß er ein gelinder Monarch und Freund seiner Unterthanen gewesen war, besonders in Vergleichung mit seinem Sohne Ochus, welcher an Grausamkeit und Blutdürstigkeit alle persischen Könige übertraf.

Ende des sechsten Theils.

Wien,
gedruckt bey B. Ph. Bauer.

BOUND BY
HNM